

Offiziere a. D.

2

Offiziere a.D.

Militär-Roman

von

Freiherr von Schlicht

Leipzig

Verlag von B. Elischer Nachfolger.

Inhalt:

Kapitel 1	<u>Seite 5</u>
Kapitel 2	<u>Seite 51</u>
Kapitel 3	<u>Seite 87</u>
Kapitel 4	<u>Seite 138</u>
Kapitel 5	<u>Seite 173</u>
Kapitel 6	<u>Seite 190</u>
Kapitel 7	<u>Seite 233</u>
Kapitel 8	<u>Seite 275</u>
Kapitel 9	<u>Seite 303</u>

I.

„Aber das ist doch gar nicht möglich?“

Ganz unwillkürlich, ihm selbst kaum bewußt, waren ihm die Worte über die Lippen gekommen, und mit großen entsetzten Augen blickte er wie geistesabwesend auf den Brief seines Bankhauses, den er in Händen hielt.

Sein Guthaben betrug dort nur noch 687 Mk. 43 Pf.

Das war alles, was er noch besaß, das war der Rest seines großen Vermögens, das er einst besessen hatte.

Fritz von Rhaden, der ehemalige flotte Kavallerieoffizier, von dem die alten Kameraden erzählten, er wäre bei den Pferderennen stets als Letzter, bei dem Rennen um die Gunst schöner Frauen stets als Erster am Ziele angekommen, strich sich mit der Hand über die heiße Stirn, als wolle er Ordnung und Klarheit in seine Gedanken bringen.

Ganz mechanisch nahm er dann abermals den Brief zur Hand: „Sehr geehrter Herr! Wir sind leider nicht in der Lage, die von Ihnen in Ihrem gestrigen wertigen Schreiben erbetenen Mk. 1000 an Ihre Adresse absenden zu können, da Ihr Guthaben bei uns nur noch 687 Mk.

43 Pf. Beträgt. Wir lassen diesen Betrag mit gleicher Post an Sie abgehen und werden nach Empfang weiterer Eingänge für Ihr Konto jederzeit gerne wieder Zahlungen an Sie leisten. Bis dahin schließen wir Ihr wertees Konto mit der Beifügung unserer Abrechnung. Hochachtungsvoll ! Depositenkasse der Deutschen Bank."

Fritz von Rhaden konnte ein trübseliges Lächeln bei den Worten: „Nach Empfang weiterer Eingänge“ nicht unterdrücken. Die Bank konnte leicht so etwas schreiben; wer sollte wohl auf den verrückten Gedanken kommen, für sein wertees Konto Zahlungen zu leisten. Als er den bunten Rock auszog, hatte er die ganze Verwandtschaft nach besten Kräften und Gewissen, wie er es nannte, angepumpt, und sie gaben auch alle sehr reichlich; denn wenn sie sich auch alle schon längst von ihm losgesagt hatten, weil er in ihren Augen von einem unverbesserblichen Leichtsinns war, das wollten sie um des Namens willen, den sie mit ihm trugen, denn doch nicht, daß er vielleicht mit dem schlichten Abschied ehrengerichtlich entlassen würde. Seine Spiel- und anderen Schulden wurden bis auf den letzten Pfennig bezahlt; so konnte er wenigstens nach außen hin mit Ehren seine Attila ausziehen, und es blieb ihm sogar noch eine sehr hübsche Summe übrig, so daß er fürs erste vor jeder Not gesichert war, bis es ihm gelang, in Berlin eine Anstellung zu finden.

Wieviel tausend Mark waren es doch damals gewesen? Er dachte nach und kam gar nicht auf den Gedanken, einen Blick auf die Abrechnung der Bank zu werfen, aus der er sofort alles ersehen hätte. Waren es fünftausend gewesen oder sechs? Nein, mehr noch, sieben oder acht. Oder doch weniger? Er wußte es nicht, und was lag auch daran, was er besessen hatte. Das konnte ihm nun nichts mehr helfen; nun galt es, mit der nackten Wirklichkeit zu rechnen.

Aber wo das Geld nur geblieben sein mochte? Hätte er es nicht auf der Bank gehabt, dann würde er darauf geschworen haben, daß man ihn bestohlen hätte. Und unwillkürlich horchte er nach dem Korridor hinaus, wo die Stimmen seiner Wirtin, der Frau Scholz, und des Dienstmädchens Frieda zu hören waren. Viel Verlaß war nicht auf die beiden, es war ihm mehr als einmal vorgekommen, als hätten sie an seinem Schreibtisch herumgekrämt. Aber das war bei ihnen doch wohl lediglich Neugierde gewesen und die stille Hoffnung, einen Liebesbrief oder etwas ähnliches dort zu finden, denn für beide Frauen gab es nichts Schöneres, als wenn ihr Mieter Damenbesuch empfing. Dann bewunderten sie die schönen Toiletten, die eleganten Hüte und be rauschten sich am Geräusch des Frou-Frou.

Und Rhaden wußte: so oft er Damenbesuch hatte, stand die Wirtin mit dem Mädchen draußen vor der

Tür, um zu lauschen und womöglich durch das Schlüsselloch etwas zu erspähen.

Zwei verrückte Weiber! In der Woche sündigten sie, aber am Sonntag gingen sie am Vor- und Nachmittag in die Kirche, das war für sie das allerschönste, davon konnte sie kein noch so interessanter Damenbesuch zurückhalten.

Mehr als einmal hatte Rhaden ausziehen wollen, aber die beiden großen Zimmer waren wirklich mit behaglichem Geschmack und guten Möbeln eingerichtet, das mächtige, breite englische Bett war geradezu ideal und der Mietspreis von hundert Mark im Monat durchaus nicht übertrieben. Na, und anständig wohnen mußte man doch. Wenn man das nicht einmal mehr in seinem Leben haben sollte, nachdem man auf alles andere — wenn auch durch eigene Schuld — hatte Verzicht leisten müssen, dann konnte der Teufel den ganzen Kram holen.

Nein, bestohlen hatten die beiden Frauen ihn sicher nicht. Neugierig waren sie, aber doch ehrlich. Er kämpfte den Verdacht, der vorhin in ihm wach geworden war, schnell wieder nieder. Er hatte ja auch nur immer ein paar hundert Mark im Haus gehabt, da hätte er es ja auch merken müssen, wenn man ihm etwas fortnahm. Nein, bestohlen war er nicht, folglich mußte er das Geld selbst ausgegeben haben.

Und wie sparsam hatte er nicht gelebt! Gewiß, das

gestand er sich jetzt selbst, er hätte manchmal, nein oft, noch weniger ausgeben können. Aber du großer Gott, mit einem Mal kann man doch nicht den alten Menschen wie einen alten Rock ausziehen und in die Ecke werfen. Das geht doch nicht. Der Geist ist ja willig, aber das verdammte Fleisch — da lag der Hase im Pfeffer. Und wenn man früher in der Gesellschaft und überall, wo man sich zeigte, eine große Rolle spielte, da geht es doch einfach nicht, daß man plötzlich in der Nacht von der Erdoberfläche verschwindet und unsichtbar wird. Und jeden Mittag in einem Bierpalast zu essen, das hält man doch auch nicht aus. Hin und wieder mußte man sich auf sich selbst besinnen, den Smoking oder den Frack anziehen — wenn auch nicht gerade bei Adlon — so doch bei Hiller oder Dressel essen. Einmal in der Woche verlangte das die Natur eines modernen Kulturmenschen geradezu.

Nein, vergeudet hatte er gewiß nichts. Er sprach sich selbst von jeder Schuld frei. Und gespielt hatte er in der ganzen Zeit, die er nun schon in Berlin saß, überhaupt nicht. Doch, ein einziges Mal, da waren allerdings ein paar hundert Mark draufgegangen, aber er hatte noch rechtzeitig aufgehört, ehe der Verlust in die Tausende ging.

Aber dann hatte er auch wirklich bis zu dieser Stunde keine Karte mehr angerührt und das Versprechen, das

er sich selbst gab, nicht mehr zu jeuen, brav gehalten.

Was nun?

Wieder blickte er auf die vor ihm liegende Abrechnung. Wie lange würden die sechshundert Mark noch reichen? Selbst bei der größten Sparsamkeit nur noch zwei, höchstens drei Monate, und was sollte dann werden? Auf die Hilfe seiner Verwandten konnte er nicht rechnen; Eltern und Geschwister besaß er nicht mehr. Es blieb nur eins: er mußte endlich eine Anstellung finden, sich ernstlich um irgend einen Posten bemühen.

Gewiß, gesucht hatte er bis jetzt auch schon, ja, nach seiner Meinung auch alles getan, was in seinen Kräften stand, um etwas zu finden. Überall hatte er herumgehört, ob nicht irgendeine Stellung frei wäre, die für ihn in Frage käme, er hatte seine Freunde und seine Bekannten gebeten, wenn sie einmal etwas hörten, doch an ihn zu denken, er hatte sich in den Cafés regelmäßig die großen Zeitungen geben lassen und die Inserate durchgesehen, — bis heute alles umsonst.

Allzu traurig war er darüber nicht gewesen. Er hatte oft tagelang gar nicht daran gedacht, daß er sich nach einem Verdienst umsehen müsse, daß dieses Rentierleben so auf die Dauer nicht weiterginge. Und fiel es ihm dann wieder ein, so beruhigte er sich schnell wieder. Auf einen Tag früher oder später kam es ja nicht an, er hatte

Gott sei Dank noch ein paar braune Lappen auf der Bank liegen, die hielten schon noch eine Zeit lang vor, und bis das Geld alle war, würde er sicher so oder so längst etwas gefunden haben.

Jetzt aber galt es wirklich, etwas zu finden.

Für einen Augenblick war er ganz gebrochen. Woher sollte er nun mit einem Mal eine Anstellung bekommen? Dann aber richteten sich sein Mut und sein Vertrauen schnell wieder empor: was anderen gelang, würde auch ihm gelingen, wenn er nur ernstlich wollte.

Und um sich selbst zu beweisen, daß jetzt ein anderes Leben beginnen müsse, setzte er sofort ein Inserat für eine große Tageszeitung auf:

Offizier a. D.

früher Kavallerist, 27 Jahre alt, sucht möglichst per sofort eine seinen Kenntnissen und seiner gesellschaftlichen Position entsprechende Tätigkeit in einem —

Er setzte die Feder ab und dachte nach: Ja, in welcher Branche, oder wie das Zeug sonst hieß, wollte er sich denn betätigen? Von dem Einen verstand er genau so wenig wie von dem Anderen. Überall mußte er sich erst einarbeiten. Aber das ging natürlich nicht, er konnte doch nicht irgendwo als Lehrling eintreten. Und was bekam er denn da bezahlt? 50 Mark zu Weihnachten und, wenn er Glück hatte, noch einen neuen Anzug.

Trotz aller seiner Sorgen mußte er unwillkürlich lachen:

Er, Fritz von Rhaden, als Lehrling in einem Kaufmannsgeschäft.

Das ging natürlich unter keinen Umständen, er war es schon seiner Familie, seinem Namen und sich selbst schuldig, daß er so etwas nicht machte. Um Lehrling zu spielen oder um sich sonst irgendwo von der Pike an heraufzuarbeiten, war er doch auch zu alt.

Und wozu war er denn Offizier gewesen, wozu war er denn von altem Adel und von auffallend hübscher, eleganter Erscheinung, wenn er das nicht ausnutzen wollte? Jeder muß doch mit dem Pfund wuchern, das ihm verliehen ist.

So riß er denn die Annonce nach kurzem Besinnen wieder durch und setzte eine neue auf:

Offizier a. D.

früher Kavallerist, 27 Jahre alt, alter Adel, glänzende, vornehme Erscheinung, sucht eine angemessene Stellung als Repräsentant oder als Vertreter des Chefs. Gefl. Zuschriften unter v.R. 1987 befördert die Expedition d. Blattes.

Er war noch damit beschäftigt, dieses Inserat mehrere Male für die verschiedenen Zeitungen abzuschreiben, als es an der Tür klopfte. Gleich darauf trat der Besucher Curt v. Elmholz, ebenfalls ein früherer Offizier, zu ihm ins Zimmer.

Fritz v. Rhaden sprang auf und reichte dem Freunde

die Hand: „Das ist zu nett von dir, daß du kommst, — gerade heute.“

Curt v. Elmholz, der mit Rhaden zusammen die Kriegsschule in Hannover besucht hatte, war der Typus des lebensfrohen, lustigen Offiziers gewesen, auch in seinem Äußeren: mittelgroß, schlank und gut gewachsen, mit einem frischen, fröhlichen Gesicht, sah er stets mit übermütigen, lustigen Augen in die Welt. Er war eine jener glücklichen Naturen, die das Leben nur von der leichten Seite nehmen und die sich von den Sorgen entweder gar nicht oder nur für wenige Minuten niederdrücken lassen. Ebenso wie Rhaden hatte er Schulden halber seinen Abschied nehmen müssen und war ebenfalls nach Berlin gegangen, um hier eine Stellung zu finden.

Mit Herzlichkeit erwiderte er den Händedruck des Kameraden, dann meint er lachend: „Freue dich nur nicht zu früh, Rhaden, denn mein Besuch hat einen tief-ernsten Zweck. Du mußt mir unbedingt dreihundert Mark pumpen. Und offen und ehrlich, wie ich bin, setze ich noch hinzu: Ob und wann du sie wieder bekommst, wissen die Götter.“

Rhaden war bei den Worten des Kameraden unwillkürlich erblaßt, mehr, weil er an seine eigenen Sorgen dachte, als aus Mitleid für den Freund. Den kannte er zur Genüge. Bekam er das Geld nicht, dann nahm er das weiter auch nicht übel, und wußte sich schon auf

andere Weise Rat zu schaffen. Nannte er sich doch selbst immer ein Pumpgenie ersten Ranges.

Elmholz merkte die Veränderung, die in dem Gesicht des Anderen vorging, und lachte hell auf: „Aber Menschenkind, solchen Schrecken brauchst du doch deswegen nicht zu bekommen. Ich bin dir ja so wie so noch siebenhundert Mark schuldig und ich meinte, wenn du noch dreihundert Mark zulegst, dann wäre es grade so eine schöne, nette, runde Summe. Aber wenn du mir das Geld nicht geben kannst —“

„Ich kann es wirklich nicht, lieber Kerl, nimm es mir nicht übel. Hier liegt ein Brief von meiner Bank, den ich heute morgen erhielt.“

Elmholz las die wenigen Zeilen, dann sah er den Freund mit allen Zeichen des höchsten Mitleids an. „Du auch, mein Freund Brutus?“ fragte er endlich. „Hat auch bei dir die Pleiteglocke geschlagen? Armer Teufel, dir hätte ich schon gewünscht, daß deine Dukaten länger gereicht hätten, denn du hast zu einem Leben, wie wir anderen es führen, blitzwenig Talent. Sie mich an. Wenn ich zwanzig Mark in der Tasche habe, bin ich genau so vergnügt, als wenn ich zweihundert habe. Aber wenn du nur noch ein Goldstück hast, wirst du zu ersten Male anfangen, dich mit Selbstmordgedanken zu tragen.“

Rhaden widersprach. „Das werde ich nicht tun, und so weit, daß ich ganz auf dem Trockenen sitze, wird es

auch nicht kommen. Ein paar Wochen langt es schon noch und inzwischen muß ich eben eine Stellung finden. Ich habe bereits ein Inserat aufgesetzt."

Er reichte dem Freunde das Blatt.

Völlig verständnislos blickte Elmholz den Kameraden an. „Aber Rhaden, Mann Gottes, du bist doch sonst nicht so dumm. Und glaubst du wirklich, daß auch nur ein Mensch dir auf dieses Inserat hin antwortet? Denkst du wirklich, die ganzen Berliner Großindustriellen hätten nur auf dich, den verkrachten Kavalleristen, gewartet, um dir eine glänzend bezahlte Repräsentationsstellung anzubieten? Rhaden, sei kein Kind! Werf die Annonce in den Papierkorb und lade mich für das Geld, das du da sparst, zum Mittagessen ein. Das ist viel gescheiter. Ich hab, offen gestanden, einen mordsmäßigen Hunger. Es hat gestern nicht zum Abendessen gelangt, und ob ich heute Mittag bekomme, hängt ganz davon ab, wen ein gnädiges Geschick mir in den Weg führt."

Rhaden griff in die Tasche und holte ein Goldstück hervor. „Nimm wenigstens das von mir an, wenig, aber mit Liebe."

Doch Elmholz schob das Geld zurück: „Behalte es nur, lieber Freund, ich nehme es unter keinen Umständen. Früher hielt ich es für meine Pflicht, dich anzupumpen; aber jetzt, wo ich weiß, wie es mit dir steht?

Nichts zu machen. Gott sei Dank gibt es ja in Berlin noch genug Dumme, die es sich zur Ehre anrechnen, einem Adligen, besonders, wenn er Offizier a. D. ist, aus einer momentanen Geldverlegenheit zu helfen. Manchmal komme ich mir ganz erbärmlich vor, daß ich so betteln und die Gutmütigkeit der Anderen ausnutzen muß. Aber was soll man machen? Na, und eines Tages kriegen ja schließlich auch alle ihr Geld wieder. Ich führe über jeden Groschen, den ich mir borge, gewissenhaft Buch, und wenn ich erst die reiche Frau habe —

„Die du nie kriegen wirst,“ warf Rhaden ein.

„Die ich doch kriegen werde,“ fuhr Elmholz unbeirrt fort, „dann zahle ich alles zurück und alle, die mir in der Not halfen, lade ich zu meiner Hochzeit ein.“

„Einen so großen Saal, in den die alle hineingehen, gibt es ja in ganz Berlin nicht,“ neckte Rhaden ihn.

„Doch,“ meinte Elmholz, anscheinend sehr ernsthaft, „ich miete die Germania-Festsäle, die fassen weit über 2000 Personen, und so viele brauche ich lange nicht einzuladen, bis jetzt noch nicht einmal tausend.“

Rhaden lachte, dann fragte er nach einer kleinen Pause: „Und du glaubst wirklich nicht, daß das Inserat einen Zweck hat?“

„Es ist völlig herausgeworfenes Geld. Ja, wenn du irgendwelche kaufmännischen Kenntnisse besädest, eine Handelsschule besucht hättest, fertig französisch sprächest

und korrespondierstest, dann würde ich dir sagen: versuche dein Glück. Aber so? Dein Adel und deine frühere Tätigkeit als Kavallerist würden dir bei einem Gesuch nach einer reichen Frau helfen, aber sie helfen dir nie und nimmer, um eine Stellung zu erlangen. Sieh dir doch unsere allwöchentliche Tafelrunde im Café an. Lieber Freund, wenn es so einfach wäre, eine lohnende Beschäftigung zu finden, wie du dir das denkst, dann wären wir alle schon längst versorgt. Statt dessen laufen wir herum und suchen und suchen."

„Aber was soll denn nun werden?“

Es sprach eine wirkliche Verzweiflung aus diesen Worten und wieder sah Elmholz den Freund voller Teilnahme an: „Was werden soll? Zunächst mußt du hier natürlich ausziehen. Den Luxus einer solchen Wohnung darfst du dir nicht mehr gestatten. Statt Vorderhaus, Parterre, wirst du jetzt Hinterhaus, vier Treppen, wohnen, und mit einem Zimmer wirst du auch auskommen. Vorläufig hast du ja noch Geld, und siebenhundert Mark bin ich dir schuldig. Die treibe ich schon noch für dich auf, wenn auch nicht mit einem Mal, so doch nach und nach."

Rhaden widersprach: „Das laß nur, lieber Freund. Und wenn du das Geld wirklich bekommst, dann behalte es nur für dich, du brauchst es notwendiger."

„Du irrst dich," entgegnete Elmholz mit einem an

ihm ungewohnten Ernst, „Du mußt die schwere Kunst erst lernen, die ich verstehe: die Kunst, ohne Geld zu leben. Das ist verflucht schwer, und Hunger und Durst ist nicht das Schlimmste. Das Niederträchtige ist das Gefühl, als anständiger Mensch, der man trotz aller Jugendtorheiten doch Gott sei Dank noch ist, ein Schnorrer sein zu müssen. Daß man sich einladen und freihalten lassen muß von Leuten, die man im Grunde seines Herzens verachtet, daß man seiner Wirtin schmeicheln muß, nur, damit sie nicht mit der Miete mahnt. So etwas ist das gemeinste von allem. Und dann will noch eins gelernt sein: ein Hemd zu tragen, wenn es nicht mehr ganz sauber ist, nur, weil man die fünfzig Pfennig für die Waschfrau sparen will, mit Hosen zugehen, die unten durchgestoßen sind und sich keine neuen Anzüge mehr machen lassen zu können, weil man kein Geld hat und keinen Kredit mehr besitzt. Das, lieber Freund, ist alles viel schlimmer, als einmal nicht zu Mittag zu essen. Mir macht das alles nichts mehr aus, aber du mußt es erst lernen, und einer Natur, wie der deinen, wird das doppelt schwer fallen. Dir fehlt die Kunst, das Leben leicht zu nehmen. Sieh mal, wenn ich wie du noch über sechshundert Mark bar Geld hätte, würde ich zu Hiller gehen, glänzend soupieren, eine Flasche Sekt trinken und hinterher mit einem schönen Mädchen zusammen sein. Und wenn der Abend auch wirklich zweihundert Mark

kostete, was schadete das? Es blieben ja immer noch über vierhundert Mark. Ich bitte dich, frage mal alle unsere Bekannten, ob einer von ihnen auch nur annähernd so reich ist, wie du es trotz allem heute noch bist. Und anstatt nun zu Hiller zu gehen, wie ich es täte sitzest du hier mit einem Gesicht, als wenn deine letzte Stunde geschlagen hätte."

„Die Naturen sind eben verschieden," warf Rhaden ein.

„Die Weisheit ist uralte," meinte Elmholz, dann fuhr er fort: „Nimm es mir nicht übel, ich hätte vielleicht nicht so viel von Hiller sprechen sollen, das hat mich noch hungriger gemacht, als ich so wie so schon bin. Für den Mittag wird es heute doch nichts. Wenn du aber bei deiner Wirtin ein paar belegte Butterbrote, sowie ein paar Eier bestellen könntest, und mich darauf einlädest, wäre ich dir wirklich sehr dankbar."

Rhaden sprang auf: „Armer Kerl, aber selbstverständlich! Verzeihe bitte, daß ich nicht gleich daran dachte."

Er rief nach Frau Scholz, und als diese wenig später mit einem großen Teller voll belegter Butterbrote und einigen Flaschen Bier erschien, benutzte Rhaden die Gelegenheit, um gleich mit ihr wegen der Wohnung zu sprechen; denn der Freund hatte Recht, er konnte sich zwei so teure Zimmer nicht mehr erlauben.

Frau Scholz war aufrichtig betrübt, „aber wenn die

Zimmer ihm doch auf die Dauer wirklich zu teuer wären, wolle sie ihm natürlich zum Bleiben nicht zureden. Eigentlich wäre ja monatliche Kündigung vereinbart, aber sie wolle daran nicht festhalten, denn sie fände ja jeden Tag einen anderen Mieter, die Stuben lägen ja so hübsch ungeniert und hätten solchen schönen separaten Eingang vom Flur aus, die gingen gleich fort.'

Und während Elmholz mit vollen Backen dasaß und sich das Butterbrot und die Eier herrlich schmecken ließ, verabredete Rhaden mit seiner Wirtin, daß er in acht Tagen ausziehen wolle, bis dahin hätte er sicher eine andere Wohnung gefunden.

Frau Scholz verschwand, um sofort draußen ihrer Frieda die große Neuigkeit mitzuteilen, und Elmholz wischte sich endlich mit der Serviette den Mund: „So, lieber Freund, das war ein Göttermahl. Besser kann es Kaisers bei einem Galadiner auch nicht schmecken. Und satt bin ich, wie noch nie. Bis morgen Abend hält es sicher vor. Wenn du nun noch eine Zigarre hättest —“

Rhaden machte sich an dem Zigarrenschrank zu tun: „Willst du eine leichte oder eine importiert?“

Elmholz glaubte nicht recht gehört zu haben: „Was, Mensch, du hast sogar noch Importzigarren? Und da wagst du es überhaupt, ein trübseliges Gesicht zu machen? Mann, Mann, wie wirst du es ertragen, wenn du erst acht Tage lang überhaupt keine Zigarre siehst, oder den

Glimmstengel rauchen muß, den dir ein sogenannter Bekannter in die Hand drückt."

„So weit wird es nie kommen! Auf alles will ich ja gerne verzichten, aber auf eine gute Zigarre? Nein, das kann ich nicht.“

Elmholz hatte sich die große Uppmann angezündet und sog jetzt den schönen Duft mit der Nase ein: „Wirst du schon noch lernen müssen, lieber Freund. Das Wort: ‚Das kann ich nicht.‘ ist ein Unsinn. Man kann alles – nur ein Hundsfott kann man nicht werden, dazu ist man zu anständig von Haus aus. Ganz glücklich sollen einem Gerüchte zufolge ja nur die Menschen werden, die kein Gewissen haben; die bringen es sogar bis zum Millionär. Na, aber lassen wir das Schelten. Wer das Glück hat, einen solchen Tabak rauchen zu dürfen, der hat kein Recht, mit dem Leben zu hadern.“

Trotz all seiner schweren Gedanken sah Rhaden doch belustigt zu, wie der Freund sich die Zigarre wohlschmecken ließ, dann fragte er: „Und du selbst hast immer noch keine Aussicht, irgend eine Stellung zu finden?“

Elmholz machte ein ganz böses Gesicht: „Mensch, komm mir doch jetzt nicht mit so was, nicht in dieser halben Stunde, in der ich mit keinem Könige der Welt tausche, höchstens mit King Eduard, denn der soll ja die besten Zigarren der Welt besitzen.“

Elmholz rauchte eine ganze Weile schweigend weiter,

dann meinte er plötzlich: „Ich habe es definitiv aufgegeben, einen Posten zu suchen, man findet ja doch nichts.“

Ganz entsetzt blickte Rhaden auf: „Aber du mußt doch endlich einmal etwas verdienen? Du kannst doch nicht bis an dein Lebensende so weiter vegetieren?“

Elmholz rauchte ruhig weiter, blies den Rauch durch die Nase und machte das Gesicht eines wirklich glücklichen Menschen. Dann sagte er endlich kurz und unvermittelt: „Ich will Schriftsteller werden.“

Rhaden glaubte nicht recht verstanden zu haben: „Was willst du werden?“

„Schriftsteller,“ wiederholte Elmholz ganz gelassen und das erstaunte Gesicht des Kameraden bemerkend, fuhr er fort: „Warum soll ich das denn nicht werden?“

„Ja, aber hast du denn Talent dazu?“

Rhaden wußte nicht recht, was er zu den Worten des Freundes sagen sollte.

Elmholz strich sehr umständlich und vorsichtig die Asche seiner Zigarre ab: „Ob ich Talent habe? Das muß die Zukunft lehren. Talent gehört schließlich zu allem, zum Sektreisenden ebenso gut wie zum Inseraten-Akquisiteur, zum Kaufmann nicht weniger wie zum Reitlehrer.“

„Gewiß, aber das Talent des Schriftstellers ist doch ein ganz anderes.“

Elmholz widersprach: „Das ist Unsinn. Frag mal unsere berühmten Literaten, jeder hat zuerst mit ganz

kleinen Sachen angefangen und bei der Arbeit und durch die Arbeit hat sich dann sein talent entwickelt, bis er sich schließlich an größere Aufgaben wagen konnte. Natürlich will auch ich zuerst kleine Sachen schreiben."

„Und du glaubst wirklich, dir damit den Lebensunterhalt verdienen zu können?“

Elmholz ließ sich nicht irre machen: „Warum soll ich das nicht ebensogut können, wie viele andere? Gerade aus den früheren Offizieren sind eine Unmenge von Schriftstellern hervorgegangen, die heute ein schweres Stück Geld verdienen. — Denk an Ompteda, die beiden Zobeltitze, August Niemann uns auch an den Schlicht, über deren Bücher stolpert man ja, wo man hinsieht. Die verdienen jedes Jahr eine große Stange Gold.“

Rhaden verstand den Freund immer noch nicht: „Ich möchte nur wissen, wer dich auf diese verrückte Idee gebracht hat.“

„Das ist kein Geheimnis. Ich lernte neulich im Kaisercafé ein paar Schriftsteller kennen, unter ihnen auch einen Redakteur. Es machte sich, daß ich ein paar lustige Geschichten erzählen konnte, du weißt, darin bin ich groß, selbst wenn es sich um anständige Sachen handelt. Na, und da fragte mich der Redakteur, ob ich es noch nie mit der Feder versucht hätte. Wenn ich halb so lustig schriebe, wie ich erzählte, würde ich meine

Sachen sehr gut bezahlt bekommen, denn gerade an humoristischen Beiträgen fehle es den Blättern sehr."

„Der Herr kann sehr recht haben. Aber vergiß nicht, daß er sagte: ‚Wenn Sie ebenso lustig schreiben wie erzählen.‘ Das ‚Wenn‘ ist bei der ganzen Geschichte die Hauptsache."

„Selbstverständlich," meinte der andere gelassen. „Aber ob ich das Talent habe, wird sich ja nun bald zeigen."

„Und wann willst du anfangen, Schriftsteller zu werden?"

Es klang eine leichte Ironie aus dieser Frage heraus, aber Elmholz hörte sie nicht.

„Sobald mir etwas eingefallen ist, vielleicht noch heute, vielleicht morgen. Der Anfang ist natürlich hier wie überall das schwierigste."

„Und wenn dir nun nichts einfällt, weder heute, morgen, übermorgen, noch irgendwann?"

Elmholz wurde ärgerlich: „Zum Donnerwetter, warum soll mir denn nichts einfallen? Das laß nur meine Sorge sein, und sehe ich selbst, daß es nicht geht, kann ich ja schließlich immer noch umsatteln."

Rhaden mußte lachen: Der Freund war noch gar nicht Schriftsteller und sprach schon vom Umsatteln. Er wechselte seinen Beruf, bevor er in ihm tätig gewesen war.

Das Lachen ärgerte Elmholz. Er war so stolz und glücklich, sich endlich definitiv für den Schriftsteller-Beruf entschlossen zu haben, es war heutzutage, weiß Gott, verdammt schwer, eine lohnende Tätigkeit zu finden, für einen Offizier a. D. am allermeisten. Wie so zahllose andere war auch er aus dem Kadettenkorps hervorgegangen, über große Kenntnisse verfügte er nicht, und woher sollte er die auch haben? Na, und daß er eine tadellose Verbeugung machen, sich bei Tisch anständig benehmen und lustig plaudern konnte, das reichte doch nicht aus, um eine gut dotierte Anstellung zu finden, besonders in Berlin nicht, wo tausend viel klügere Köpfe als der seinige stellenlos herumliefen und vergebens nach Arbeit und Erwerb suchten.

Er hätte den Redakteur, der ihn auf den Gedanken brachte, es doch einmal mit der Feder zu versuchen, am liebsten umarmt. Schriftsteller! Das war doch noch was! Da blieb man sein eigener Herr, brauchte sich nicht den Launen und Grobheiten eines mehr oder weniger knotigen Chefs auszusetzen und war auch an keine bestimmten Bureaustunden gebunden. Denn ein freier Schriftsteller wollte er natürlich werden, kein Kuli, wie der Redakteur das genannt hatte, der sich im Dienste einer großen Tageszeitung vom Morgen bis zum Abend abschuftet muß. In düsteren Farben schilderte der Redakteur ein solches Leben, und mit feierlichem Hand-

schlag gelobte Elmholz sich und dem anderen, sich nie in den Dienst einer Zeitung einsperren zu lassen, die von ihren Redakteuren im Interesse ihrer Leser häufig das Menschenunmöglichste verlangt, es auch verlangen muß, und doch nur in den allerseltensten Fällen angemessen honoriert.

Elmholz war Feuer und Flamme für seinen neuen Beruf. Zum ersten Mal, seitdem er als Offizier, ebenso wie Rhaden, durch eigenen Leichtsinns um die Ecke gegangen war, dachte er überhaupt ernstlich daran, zu arbeiten, und nun saß der Freund ihm da gegenüber und versuchte, ihm seinen Plan wieder auszureden. Einen anderen Zweck konnte es doch nicht haben, daß der ihm mit keinem Worte zuredete, sein Glück wenigstens zu versuchen, sondern daß er nur seine warnende Stimme erhob.

Ärgerlich stieß er dichte Rauchwolken vor sich hin, zog mit schnellen Zügen an seiner Zigarre und warf schließlich den Rest in den Aschenbecher. Dann meinte er: „Wir wollen das Thema lieber vorläufig ruhen lassen, wir verstehen uns nicht. Nur eins möchte ich dir noch sagen: Zu tun habe ich ja doch nichts, warum soll ich da meine unfreiwillige Muße nicht damit ausfüllen, daß ich Papier vollschmiere und dann versuche, das Geschreibsel zu Geld zu machen. So pleite, so pleite! Und auf die fünf Pfennig, die der Brief an die Redaktion

kostet, kommt es auch nicht an. Schließlich kann ich das Manuskript ja auch persönlich abgeben, dann spare ich das Porto."

„Und gibst dafür das doppelte an Fahrgeld für die elektrische Bahn aus," neckte Rhaden ihn, „ich kenne dich doch."

Wohl noch eine halbe Stunde saßen die Kameraden zusammen, bis Elmholz endlich aufstand: „Ich glaube, ich habe vorhin zu viel gegessen, mein Magen ist es nicht mehr gewohnt, solche Riesenportionen zu sich zu nehmen. Ich muß einen Verdauungsmarsch durch den Tiergarten machen. Aber was ich noch fragen wollte, beinahe hätte ich es vergessen, kannst du mir nicht eine noch halbwegs anständige Hose schenken? Meine ist wirklich zu miserabel, und gerade jetzt zum Frühjahr, wo die Sonne leider so hell scheint, sieht man es erst recht."

Rhaden wurde ganz verlegen, als der Freund diese Bitte an ihn richtete, und besonders stimmte es ihn traurig, daß der andere keine Spur von Verlegenheit zeigte. Wie schlecht mußte es dem gehen, wenn er schon gelernt hatte, um alte Kleidungsstücke zu bitten, ohne zu erröten.

Und nun erst, da er genauer hinsah, bemerkte er, wie abgetragen der Anzug des Kameraden war. Man sah ihm an, daß er von einem guten Schneider gearbeitet war, aber die Jahre hatten ihm jede Eleganz genommen.

„Aber selbstverständlich, mit dem größten Vergnügen.“

Er ging dem Freunde voran in das Schlafzimmer und öffnete den großen Kleiderschrank. Dort hingen weit mehr als ein Dutzend zum Teil noch ganz neue Anzüge, die noch aus vergangenen schönen Zeiten stammten.

„Such dir, bitte, selbst aus, was du brauchst.“

Rhaden trat zur Seite und ließ den anderen allein suchen, er brachte es nicht über das Herz, dem Kameraden dies oder jenes Stück in die Hand zu drücken.

Elmholz hatte seine Wahl getroffen: „Wenn du diese Hose hier vielleicht entbehren kannst?“

Rhaden sah gar nicht hin: „Natürlich, nimm sie dir nur, ich brauche sie nicht mehr. Leg sie dort auf den Stuhl, ich schicke sie dir heute nachmittag durch einen Messenger Boy in deine Wohnung.“

Aber der andere widersprach: „Gib mir lieber ein Stück Papier zum Einwickeln, das ist viel verständiger und billiger. Ich nehme sie dann gleich mit. Glaubst du vielleicht, daß ich mich geniere?“ Er lachte fröhlich auf: „Lieber Freund, es tragen noch viel reichere Leute als wir zwei ihre Pakete selbst. Niemand weiß ja, was ich unter dem Arm halte. Und wenn schon! Ein beinahe noch neues Beinkleid gereicht keinem Menschen zur Schande.“

Endlich war Elmholz gegangen und in einer ganz verzweifelten Stimmung blieb Rhaden zurück. So oft

er auch mit dem Kameraden, der ebenso wie er früher bei einem Kavallerie-Regiment gestanden hatte, zusammengetroffen war, heute hatte er doch eigentlich zum ersten Mal dessen ganze Armut kennen gelernt. Auch sonst klagte und stöhnte der ja manchmal, aber meist in so humoristischer Form, daß Rhaden seine Worte nie allzu ernst genommen hatte. In Geldverlegenheit war der Freund ja immer, aber das passiert auch zuweilen anderen Leuten, ohne daß sie deswegen so arm sind, wie Elmholz es sein mußte.

Mein Gott, was war das für ein Elend! Doppelt schwer zu ertragen für einen Menschen, der früher im Staat und in der Gesellschaft eine bevorzugte Stellung einnahm, der sein eigenes Vermögen besaß und um seiner Position willen einen fast unbeschränkten Kredit genoß.

Gewiß, er war selbst daran schuld, daß es ihm jetzt so schlecht ging. In einer einzigen Nacht hatte er das letzte verspielt, was er noch besaß, und dann alles, was er sein eigen nannte, verkaufen müssen, um den Rest der Spiel- und Ehrenschild zu decken: seine Pferde, seine Möbel, seine Uniformen, ja selbst seine goldene Taschenuhr, alles war drauf gegangen.

Wovon lebte er überhaupt? Wo fand er immer noch Menschen, die ihm um seiner Liebenswürdigkeit willen immer wieder Geld liehen? Und welch entsetzliches Los,

sich vielleicht zehnmarkweise das Geld zusammenbitten zu müssen und, wenn das eine Goldstück ausgegeben war, nicht zu wissen, woher man das nächste nehmen sollte.

Es war Rhaden bisher viel zu gut gegangen, als daß er jemals ernstlich über solche Existenzen nachgedacht hatte. Und wenn er im Café oder sonst irgendwo mit anderen verabschiedeten Offizieren zusammentraf, hörte er den Schilderungen ihrer Notlage zu, ohne sie allzu tragisch zu nehmen; das Klagen und Jammern mochte vielen in der Natur liegen und aus der momentanen Stimmung heraus schilderten sie wohl manches viel schwärzer, als es ihnen in Wirklichkeit sonst selbst erschien.

Und jetzt drohte auch ihm ein solches Elend, wie er es bei dem Freund gesehen hatte. Nur noch ungefähr siebenhundert Mark, das war alles, was er sein eigen nannte. Was dann, wenn auch die verbraucht waren? Sollte es dann auch mit ihm dahin kommen, daß er jeden, auch wenn er ihn nur flüchtig kannte, anborgte, und sollte er sich eines Tages alte, abgelegte Garderobe schenken lassen, weil er kein Geld mehr hatte, sich neue Kleider zu kaufen?

Lieber schoß er sich eine Kugel durch den Kopf.

Aber ehe er diesen letzten, verzweifelten Schritt tat, wollte er alles versuchen, was er konnte, um eine Stellung zu finden, wenn nicht hier in Berlin, dann irgendwo anders. Die Welt war doch so groß, irgendwo

mußte sich doch für einen Menschen, der wirklich arbeiten wollte, eine Tätigkeit finden lassen.

Frau Scholz erschien, um sich zu erkundigen, ob der Herr Leutnant denn heute gar nicht zum Mittagessen gehen wolle, es wäre schon drei Uhr, oder ob sie ihm etwas bringen solle — sie und Frieda hätten heute Mittag sehr schönen Schmorbraten gehabt, und wenn der Herr Leutnant den möchte —

Rhaden fuhr aus seinem Grübeln empor. Was, es war schon drei? Plötzlich verspürte er Hunger, aber er lehnte es trotzdem ab, sich von seiner Wirtin etwas bringen zu lassen. Das hatte er einmal getan, einmal, aber nicht wieder. Die Art und Weise, wie das Essen serviert wurde, das entsetzliche Geschirr, die Servietten, die an rauhe Frottierhandtücher erinnerten, die Gläser, die so dick waren, daß man sie an die wand werfen konnte, ohne daß sie kaput gingen, nein, so weit war er Gott sei Dank denn doch noch nicht, daß es ihm ganz egal sein mußte, wie sein Mittagessen aussah.

Er erfand eine Ausrede. Was brauchte er Frau Scholz, deren Neugierde so wie so keine Grenzen kannte, in seine Privatverhältnisse einzuweißen? Er erzählte von einer Verabredung, die er um halb vier Uhr mit einem Bekannten im Restaurant „zur Traube“ hätte, dankte ihr, daß sie ihn auf die Uhr aufmerksam gemacht

hätte, und schickte sie dann fort, weil er Toilette machen müsse.

Eine Viertelstunde später verließ er das Haus, und ohne daß er es merkte, sahen Frau Scholz und Frieda ihm nach; Er war doch wirklich ein zu schöner Mensch, der Herr Leutnant! Das konstatierten die beiden Frauen immer wieder aufs neue.

Und wenn Rhaden auch in Wirklichkeit kein „zu schöner Mann“ war, so sah er dennoch ausgezeichnet aus. Er war von großer, schlanker, tadelloser Figur, die in den eleganten Anzügen zur vollsten Geltung kam. Er legte sehr viel Wert auf seine Kleidung. Sein Gesicht war nicht besonders hübsch, aber er hatte prachtvolle, schwarze Augen mit ganz langen, weichen Wimpern, schneeweiße Zähne, eine vielleicht etwas zu lange, aber sehr schön geschnittene Nase und eine kurzen, dichten dunklen Schnurrbart. Seine Art, zu gehen und sich zu tragen, verriet den vollendeten Kavalier, der es nicht darauf ablegt, vornehm zu erscheinen, sondern der es wirklich ist.

Und wie sein Äußeres, war auch sein ganzer Charakter vornehm. Er hatte im Regiment keinen einzigen Feind gehabt, er stand sich mit den Kameraden eben so gut wie mit den Vorgesetzten, ohne daß er jemals um deren Gunst gebuhlt hätte. Und als er dann Abschied nehmen mußte, wurde sein Scheiden wirklich aufrichtig

bedauert. Er hatte es nicht schlimmer getrieben als die anderen Leutnants, die das Leben und die Jugend genießen wollen, ohne nach dem Morgen zu fragen, aber das Geld war ihm unter den Fingern davon gerollt; er hatte verborgt und verschenkt, wenn man ihn darum bat, er hatte gespielt und geliebt. Die Weiber waren für ihn notwendig zum Leben, wie die Luft und die Sonne, und die Weiber hatten ihn schließlich ruiniert. Um ihre Launen befriedigen zu können, war er mehr und mehr dem Spielteufel verfallen, bis dann das Ende kam.

Wie stets, so lenkte auch heute seine Erscheinung manchen Blick auf sich und es waren nicht nur die käuflichen Damen der Straße, die ihn ansahen. Für gewöhnlich machte es Rhaden ein großes Vergnügen, mit der holden Weiblichkeit – die Dirnen natürlich ausgeschlossen – etwas zu kokettieren, und es amüsierte ihn, wenn ein Backfisch dann über und über errötete, wenn zwei junge Mädchen, die Arm in Arm daherkamen, sich kichernd und lachend anstießen.

Heute aber hatte er für alle hübschen Damen, die in eleganten Frühlingstoiletten an ihm vorübergingen, keinen Sinn.

Es war schon fast vier Uhr, als er in der „Traube“ ankam. Das Restaurant war um diese Zeit ziemlich leer, so fand er leicht einen Platz und die Kellner, die

ihn kannten, da er in den letzten Wochen hier täglich gespeist hatte, bedienten ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Das Essen war schnell zur Stelle, ebenso, ohne daß er sie heute gefordert hätte, die Flasche „Namenlos“, die er sonst stets trank, der herrliche, auf der Karte gar nicht verzeichnete Rotwein, der nur an treue Stammgäste abgegeben wurde.

Einen Moment dachte er daran, den Wein zurückzuschicken. Der war ihm jetzt zu teuer, er konnte sich den Luxus, regelmäßig eine Flasche Wein zu 4 Mark zu trinken, nicht mehr gestatten. Vielleicht einmal am Sonntag, aber nicht mehr für gewöhnlich.

Aber der Wein war schon entkorkt und lag in dem Strohkorb. Vorsichtig goß der Kellner das edle Naß in die Kristallflasche und das Rot des schönen Weines leuchtete und funkelte so verführerisch, daß Rhaden schließlich doch nicht bedauerte, ihn vor sich zu haben.

In Zukunft mußte das natürlich aufhören, aber heute, gewissermaßen zum Abschied, wollte er ihn sich noch einmal gut schmecken lassen.

Es war eine Eigentümlichkeit von ihm, daß er immer erst zu trinken begann, wenn er mit dem Essen fertig war. Bei seiner großen Uppmann schlürfte er den Wein in langsamen Zügen und so dehnte sich die Dauer seines Mittagessens auch heute, wie immer, ziemlich lange aus.

Es war beinahe fünf, als er endlich wieder auf die Straße trat. Er stand einen Augenblick unschlüssig, wohin er seine Schritte lenken sollte, bis ihm plötzlich einfiel, daß er sich ja um eine Anstellung bemühen müsse.

Er beschloß, in ein Café zu gehen, um dort in aller Ruhe die Inserate der großen Tageszeitungen durchzugehen. Das Wetter war prachtvoll; es war ein Frühlingstag, wie er schöner nicht gedacht werden konnte, und deshalb wollte er im Freien sitzen. Nach kurzem Besinnen entschied er sich für das Romanische Café. Dort, von der großen Terrasse aus, konnte er das Leben und Treiben auf dem Kurfürstendamm beobachten.

Aber der Weg dahin war weit. Er winkte eine leer vorüberfahrende Droschke heran, und erst als diese mit ihm dahinrollte, fiel ihm ein, daß er sich fortan auch diesen Luxus nicht mehr erlauben durfte. Elmholz mochte wohl recht haben: leicht würde es ihm nicht werden, auf alles Angenehme zu verzichten; schwer genug würde es ihm werden, ohne Geld zu leben.

Nach einer kleinen Viertelstunde hielt der Wagen vor dem Café. Die große Terrasse war dicht besetzt und der Herr Ober zuckte bei der Frage nach einem Platz bedauernd die Achseln, aber ein Zufall kam ihm zu Hilfe. Ein anderer Gast rief gerade nach dem Zahl-

kellner, und so nahm Rhaden wenig später den Stuhl ein, der frei geworden war.

Durch die Zeitungspagen bestellte er sich das Berliner Tageblatt, die Vossische, die Frankfurter und Kölner Zeitung, und bis die Blätter zur Stelle waren, sah er sich unwillkürlich die anderen Gäste auf der Terrasse an. Plötzlich blieben seine Augen wie gebannt an einer jungen Dame hängen. Sie war von schlanker Gestalt, bezaubernd angezogen, auf ihrem Kopf saß ein ganz großer Hut mit hochgebogener Krempe, und unter diesem Hut sah ein so allerliebstes, so entzückend hübsches Gesicht hervor, daß Rhaden glaubte, in seinem Leben noch nie etwas ähnliches gesehen zu haben.

Herrgott, war die schön!

Er kam garnicht darüber hinweg. Immer von neuem sah er nach ihr hin und immer von neuem betrachtete er ihre Toilette. Auf so was verstand er sich, er wußte das wirklich Gute von dem Talmi auf den ersten Blick zu unterscheiden, er hatte in seinen früheren Jahren so viele Damentoiletten bezahlen müssen, daß er darin wirklich ein Kenner geworden war. Was das Kostüm und der Hut wohl zusammen gekostet haben mochten? Sicher viel mehr, als er auf der Welt noch sein eigen nannte.

Wieder der Gedanke an seine Zukunft, selbst jetzt ließ der ihn nicht los, und gleichsam als Bestätigung,

daß er jetzt andere Dinge zu tun habe, als sich in ein schönes Gesicht zu verlieben, brachte ihm der Page in diesem Augenblick die Zeitungen: „Das Tageblatt wird noch gelesen, ich bringe es sofort, wenn es frei ist.“

Rhaden hörte kaum hin. Er drückte dem Jungen ein Trinkgeld in die Hand und richtete seine Blicke dann wieder auf die junge Dame, die vier Tische von ihm entfernt saß. Sie mochte von ihren beiden Freundinnen darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß ein Herr kein Auge von ihr abwende, denn plötzlich drehte sie sich nach ihm um. Für einen Augenblick trafen sich beider Augen. Rhaden hatte die Empfindung, als würde er über und über rot, aber sie hielt seinen Blick ruhig aus und wandte sich dann wieder ihren Freundinnen zu.

Sicher eine Engländerin oder Amerikanerin, dachte Rhaden, eine deutsche Jungfrau bringt es gar nicht fertig, einen Mann so offen und frei anzusehen, das findet sie viel zu unpassend. Tut sie es aber dennoch, dann fängt sie gleich an zu kokettieren. Dieses völlig ungezwungene und dabei doch durch und durch vornehme Benehmen hat nur eine Ausländerin. Na, ihre Toilette allein hätte es mir ja schon verraten müssen, daß sie keine Deutsche ist. So viel Geschmack, wie die da drüben hat, besitzen leider unsere Damen immer noch nicht.

Bei dem Gedanken, daß sie eine Fremde war, wurde

er plötzlich traurig. Wenn ein gnädiges Geschick ihm vielleicht wirklich einmal die Bekanntschaft mit ihr vermitteln sollte, war das ganz zwecklos für ihn, er konnte sich doch nicht mit ihr unterhalten, denn er verstand kein Wort Englisch.

Dann aber schalt er sich selbst töricht. Wie sollte er sie wohl jemals kennen lernen? Die Kreise, in denen sie sicher zu verkehren schien, waren ihm fortan verschlossen. Die Häuser der Reichen öffnen sich keinem armen Teufel. Ja, wenn er noch die Attila anhätte! Da fragt kein Mensch danach, was der Leutnant in der Tasche hat, da ist es sogar ganz selbstverständlich, daß er nichts besitzt. Aber der Offizier und Leutnant a. D.? Der hat seine Rolle ausgespielt.

Nein, für ihn blühte diese Rose da drüben nicht. Hätte er sie in früheren Jahren angetroffen, er hätte es verstanden, sich ihr zu nähern und ihr dann auf Tod und Leben den Hof gemacht. Aber jetzt? *Tempi passati*. Und Ausländerin war sie auch noch.

Er nahm eine Zeitung zur Hand und las die Inse-
rate. Aber jeden Augenblick schweiften seine Augen zu ihr hinüber. War es Absicht oder Zufall, daß auch sie sich jetzt wieder umsah?

Aber nur zu schnell mußte er merken, daß ihre Blicke nicht ihm gegolten hatten, sie winkte nur den Kellner herbei: „Wir möchten zahlen.“

Er verstand ihre Worte. Also doch eine Deutsche!

Plötzlich kam eine große Freudigkeit, ein Glücksgefühl über ihn und das schwand auch nicht dahin, als er sich kindisch und albern schalt.

Die Damen brachen auf. Dicht an seinem Tisch gingen sie vorüber, und von neuem warf er ihr einen Blick zu, den sie bemerkte und ebenso ruhig und gelassen wie vorhin, weder ablehnend noch herausfordernd, erwiderte.

Eine Minute später verließ auch Rhaden das Café. Der Wunsch, wenn irgend möglich, festzustellen, wer sie sei und wo sie wohne, wurde plötzlich so lebhaft in ihm, daß er unmittelbar nach den Damen die Terrasse verließ. Er ließ sich nicht einmal Zeit, den Zahlkellner herbeizurufen, sondern legte für diesen, da er kein kleines Geld hatte, ein Zweimarkstück auf den Tisch. Mochte der den Rest ruhig behalten. Gewiß, das war in seiner jetzigen Lage eine unerhörte Verschwendung, aber was lag ihm in diesem Augenblick daran?

Die schöne Unbekannte schlug mit ihren Freundinnen den Weg nach dem Kaufhaus des Westens ein, um sich dort vor der Tür von ihnen nach längerem Gespräch zu verabschieden. Gleich darauf bestieg sie ein Automobil, und auch Rhaden, dem es durch ein geschicktes Manövrieren gelungen war, völlig unbemerkt zu bleiben, winkte sich einen Bedag herbei: „Folgen Sie dem Auto-

mobil da vorne, ganz einerlei, wohin es fährt. Sie bekommen ein gutes Trinkgeld, aber Sie dürfen den Wagen nicht aus den Augen verlieren, und es darf natürlich erst recht nicht bemerkt werden."

Der Chauffeur machte ein verständnisinniges Gesicht: „Das Trinkgeld werde ich mir schon verdienen,“ und gleich darauf rollte das Automobil davon.

Bei dem prachtvollen Wetter herrschte um diese Nachmittagsstunde ein fast unheimlicher Wagenverkehr. Ein Auto nach dem anderen fuhr vorüber, dazwischen schoben sich Lastfuhrwerke und Equipagen; man kam nur langsam vorwärts und mußte jeden Augenblick noch die Geschwindigkeit mäßigen. Jetzt zwang sogar eine Kavalkade von Reitern und Reiterinnen, die quer über die Straße kam, zum Halten.

Rhaden wurde wütend und schalt ingrimmig vor sich hin. Aber als er im Wagen aufstand, um nachzusehen, ob er nicht irgendwo noch etwas von der Schönen entdecken könnte, erblickte er ihren großen Hut, den er an der aufgebogenen Krempe sofort wiedererkannte, kaum zehn Schritte vor sich.

Schnell, als wäre er auf einem Verbrechen ertappt, setzte er sich wieder nieder, aber sein Herz schlug laut und unruhig. Er wußte selbst nicht, warum, Er hatte doch in seinem Leben genug schöne Frauen gekannt und geküßt, warum schien gerade diese ihm so begehrenswert,

und was hatte er davon, wenn er wirklich ihren Namen und ihre Wohnung erfuhr?

Die Autos rollten weiter, um nach längerer Fahrt in die Kaiser-Allee einzubiegen. Schnell sausten die Wagen dahin. Die Fahrt ging nach Wilmersdorf. Als man sich dem Kaiserplatz näherte, fuhr Rhadens Auto immer langsamer, bis es schließlich hielt. Gleich darauf kletterte der Chauffeur vom Bock: „Die Dame ist da drüben in das große, weiße Haus hineingegangen, da, rechts die zweite Tür, neben der, wo jetzt das Mädchen mit dem Kinderwagen hält. Sie hat den Chauffeur bezahlt. Ob sie da nun wohnen tut, das kann ich natürlich nicht sagen, aber vielleicht erfahren der Herr da was Näheres.“

„Das haben Sie gut gemacht.“

In der Freude seines Herzens drückte Rhaden dem Chauffeur ein so reichliches Trinkgeld in die Hand, daß dieser ihn ganz verwundert ansah und es zuerst ganz vergaß, sich zu bedanken. Dann aber zog er sogar seine Mütze tief ab: „Dank' auch schön, Herr Graf, da wird meine Olle sich heute Abend nicht schlecht freuen, wenn ich ihr die Menge Geld gebe. Und wenn der Herr Graf mal wieder mit mir fahren wollen, vielleicht merken der Herr Graf sich meine Nummer, der Zufall kann es ja doch machen, daß wir mal wieder zusammen fahren.“

Endlich war der Chauffeur fort und Rhaden näherte

sich auf Umwegen dem bezeichneten Haus. An der Tür hingen Plakate mit der Angabe von leeren Wohnungen, die sowohl im Vorder- wie im Hinterhause zu vermieten waren, und schnell entschlossen klingelte er bei dem Portier. Unter dem Vorwande, hier mieten zu wollen, konnte er mit Hilfe eines weiteren Trinkgelds vielleicht Näheres über die Dame in Erfahrung bringen, die jetzt eben an dem Fenster des Portiers vorübergegangen war.

Und die harmlose Art, mit der Rhaden sich erkundigte, sein freundliches Wesen, das Elegante seiner Erscheinung, sowie vor allen Dingen der Umstand, daß er mit der linken Hand die Silbermünzen klappern ließ, die er nach amerikanischer Art lose in der Tasche trug, lösten der ohnehin geschwätzigem Portiersfrau die Zunge: „Der Herr Baron meinen die große, schlanke Dame, die eben nach Hause kam? Das ist ein Fräulein Kramer, schwer reich muß die sein, schwer reich. Die hat im Vorderhaus die erste Etage, fünf Zimmer, und zwei Mädchen und eine Zofe hat sie zur Bedienung. Ganz allein wohnt sie, aber sie hat viel Besuch und geht viel aus, und ist noch so jung, ich glaub man eben fünfundzwanzig Jahr. Und ich glaube, sie steht ganz allein auf der Welt. Auf jeden Fall bringt sie keine Schwiegermutter mit in die Ehe!“

Die Frau wollte sich über ihren Witz krank lachen,

und aus Liebenswürdigkeit gegen die Pförtnerin, die ihm über Erwarten schnell alles, was ihn interessierte, erzählt hatte, lachte auch Rhaden, obgleich ihn die Worte unangenehm berührten. Glaubte die Frau vielleicht, er hätte sich mit dem Gedanken an eine reiche Heirat nach der jungen Dame erkundigt? Schon um seiner selbst willen mußte er ihr diesen Glauben sofort wieder nehmen, und so sagte er denn: „So eingehend interessieren mich die Verhältnisse der Dame nicht. Sie fiel mir nur vorhin durch ihre Schönheit auf und da schöne Frauen für mich ein doppeltes Interesse haben —“

„Ach so, der Herr sind wohl Maler?“ unterbrach die Frau ihn, „da kann ich Ihnen da hinten im zweiten Gartenhaus ein schönes Atelier vermieten, es ist gleich eine kleine Wohnung von drei Zimmern, Küche und Badestube dabei.“

„Für das Atelier habe ich leider keine Verwendung, ich habe meins in der Stadt, mit einem Freund zusammen, aber vielleicht finde ich hier zwei hübsche, gut möblierte Zimmer.“

Rhaden hielt es für das Beste, die Frau wenigstens vorläufig in dem Glauben zu lassen, daß er Maler wäre. Wenn sie in ihrer Geschwätzigkeit vielleicht der jungen Dame von ihm erzählen sollte, dann hatten seine Fragen doch auch für sie eine immerhin nicht auffallende Erklärung.

In den Augen der Portiersfrau sank das Ansehen des Malers, der nur zwei möblierte Zimmer brauchte, ganz wesentlich. Sie gab sich gar nicht die Mühe, ihn selbst die vielen Treppen zu der Frau Walter hinauf zu führen, sondern begnügte sich damit, ihm den Weg zu beschreiben. Erst, als sie einen harten Taler in der Hand fühlte, wuchs ihre Hochachtung wieder und sie schickte sich nun doch an, mit ihm zu gehen, aber Rhaden lehnte dankend ab.

Im zweiten Hinterhause links, vierte Etage rechts, hatte die Portiersfrau gesagt, und er machte sich auf die Suche.

Das Haus war eine jener großen Mietskasernen, die mit möglichster Ausnutzung des Raumes gebaut sind und die zahllosen Familien Unterkunft gewähren. Und doch war das Haus nicht nach der üblichen Schablone gebaut. Der Architekt mußte Geschmack haben, das bewiesen die vielen hübschen Erker und Balkons, die in den Höfen angelegten Gärten mit dem grünen Rasen, den frischen Blumen und den leise plätschernden Springbrunnen. Und auch die Balkons selbst waren, wie er bald erfuhr, auf Veranlassung des Wirtes, alle mit hübschen Schlingpflanzen oder blühenden Geranien geschmückt.

Es war wirklich hübsch hier. Vor Jahren war er einmal mit einer kleinen Freundin auf einer kurzen Hoch-

zeitsreise in Italien gewesen und die Anlage der Erker und Balkons erinnerte ihn an manche der dortigen Straßen. Wenn hier in hellen Nächten der Mond und die Sterne ihr Licht hinwarfen, konnte man sich wirklich nach einer italienischen Stadt zurückversetzt glauben. Es fehlte nur noch, daß irgendeine Schöne sich drüben von dem Balkon herunterbeugte und dem Geliebten lauschte, der ihr mit der Laute in der Hand von seiner Leidenschaft für sie erzählte.

So war er denn schon halb entschlossen, hier zu mieten, als er die Treppen hinaufstieg.

Allerdings die vier Treppen, die waren bitter, aber er würde sich mit der Zeit schon daran gewöhnen.

Frau Walter zeigte ihm zwei freundliche, sauber eingerichtete Zimmer. Klein waren sie, sehr klein im Verhältnis zu denen, die er jetzt inne hatte. Und das schmale Holzbett, das an der Wand stand, war mit seinem großen, englischen Bett nicht zu vergleichen. Und ob all seine Wäsche und seine vielen Anzüge in den kleinen Kleiderschrank und in die niedrige Kommode hineingingen? Aber schließlich, was er nicht für täglich brauchte, konnte ja in den Koffern bleiben und so oft es not tat herausgenommen werden.

Und dann der billige Mietspreis: 40 Mark im Monat mit Morgenkaffee. So billig und sauber würde er so

leicht nirgends etwas anderes finden, darin stimmte er der Wirtin bei, die ihm ihr Logis anpries.

Einen Augenblick stand er noch da und überlegte. Er kämpfte mit sich. Leicht wurde es ihm nicht, seine jetzige Wohnung mit dieser zu vertauschen, aber es mußte sein. Und damit er fest blieb in seinem Entschluß, zahlte er gleich die Miete für das erste Vierteljahr voraus.

Dann machte er sich wieder auf den Weg, fuhr mit der Elektrischen bis zum Brandenburger Tor und schlenderte ziel- und planlos Unter den Linden auf und ab, bis er endlich, als er anfing, müde zu werden, in das Café Bauer trat, um jetzt, aber ernstlich, in den Inseraten nach einer passenden Stellung zu suchen. Er nahm ein Blatt nach dem anderen zur Hand: fast keine Seite, auf der nicht ein Offizier a. D. Unter Berufung auf seinen Namen und seine tadellosen Manieren eine Repräsentationsstellung oder einen Vertrauensposten suchte, aber nicht eine einzige Annonce, in der man gerade auf einen früheren Offizier reflektierte.

Endlich schrieb er sich zwei Adressen auf. Eine Lebens- und eine Feuer-Versicherungsgesellschaft in Berlin suchten gebildete Herren zur Einarbeitung. Später bei genügender Leistung feste Anstellung mit Gehalt und Provision.

Gerade vor einer solchen Tätigkeit empfand Rhaden ein Grauen. Vom Morgen bis zum Abend treppauf treppab zu laufen und die Leute für die Versicherung

einzufragen, sich dem auszusetzen, entweder gar nicht angenommen oder mehr oder weniger unfreundlich hinausgewiesen zu werden, — wie oft hatte er sich nicht schon gesagt: alles, nur das nicht.

Und schließlich, wie sollte man da etwas verdienen? Wer die Absicht hatte, sich zu versichern, saß doch nicht in Berlin und wartete auf den Augenblick, in dem ausgerechnet Herr von Rhaden zu ihm kam, um den Abschluß perfekt zu machen. Der schrieb doch einfach ein paar Zeilen an die Gesellschaft, die ihm empfohlen war, und diese sandte dann ganz gewiß keinen Anfänger, sondern einen älteren, erfahrenen Beamten. Für die Neuangestellten kam doch nur der Kundenfang in Frage, und so ehrenhaft auch der Beruf gewiß ist und so große Hochachtung man auch vor den Herren haben muß, die gerade diese Tätigkeit ausüben, sie entspricht so wenig dem ganzen Denken und Empfinden eines früheren Offiziers, daß Rhadens Zögern nur begreiflich war.

Und doch würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als eine solche Stellung anzunehmen. Ihm wurde heiß bei dem Gedanken an so manches, das dieser Beruf ihm wohl bringen würde. Er hielt es in der dumpfen, mit dichtem Tabakrauch geschwängerten Luft nicht länger aus, sondern bummelte bald wieder Unter den Linden und dann die Friedrichstraße hinauf.

Eine unabsehbare Menschenmenge wogte auf und ab. Zwischen eleganten Herren und Damen und Angehörigen jeden Standes schoben und drängten sich die Mädchen der Straße. Es war die Stunde, in der sie ernstlich daran denken mußten, einen Freund zu finden, der mit ihnen ging und ihnen die Tagesspesen bezahlte.

Rhaden empfand im allgemeinen einen Ekel vor diesen Dirnen. Nur in den allerseltensten Fällen hatte er sich mit ihnen abgegeben, und auch heute empfand er für sie nicht das leiseste Interesse. Seine Gedanken waren nur bei Fräulein Krammer, wie die Portiersfrau vorhin die Schöne aus dem Café genannt hatte. Wie sie wohl mit Vornamen heißen mochte? Es gibt Menschen, denen man ihren Rufnamen ansieht. Er zauberte ihr Bild vor seine Augen und gab ihr alle Namen, er ging das ganze Alphabet durch, aber keiner schien ihm für sie zu passen. Anna, Clara, Berta, Emma, Dora – unmöglich, nein, einen so prosaischen Namen konnte sie nicht führen! Vielleicht Edith, Margot, Garda.

Er wußte nicht, wie oft er, in Gedanken nur mit ihr beschäftigt, die Friedrichstraße auf und ab gegangen war. Die Mädchen mochten glauben, er suche sich eine Freundin und könne nur immer noch nicht die richtige finden. Immer dichter gingen sie an ihm vorbei, warfen ihm deutliche Blicke zu, hoben ihre Röcke, um ihm ihre hohen Lackstiefel oder die zierlichen Schuhe zu zeigen,

sie stellten ihre wenigen Reize zur Schau und warfen einander feindliche Blicke zu, denn diesen hübschen und anscheinend auch reichen Herrn gönnte keine der anderen.

Rhaden merkte nichts von dem stillen Wettkampf, der da unter den Damen der Straße um ihn entbrannte. Er ging weiter auf und ab, mit seinen Gedanken nur mit Fräulein Krammer beschäftigt. Er sah sie ganz deutlich vor sich, ihre schöne, schlanke Gestalt, ihren leichten anmutigen Gang, das süße Gesicht mit dem kleinen Mund und den großen, rehbraunen Augen. Herrgott, wie mußte der Mann zu beneiden sein, dem sie einmal ihre Gunst und ihre Hand schenkte. Mochte sie tausend Mal, ganz einerlei, aus welchen Gründen, allein wohnen und Besuche empfangen, das stand für ihn fest, sie war über jeden Zweifel erhaben und eine Dame im besten und edelsten Sinne des Wortes.

Und schön war sie, schön!

Seine Leidenschaft, der Wunsch, sie, wenn auch nur ein einziges Mal, in die Arme nehmen und sie küssen zu dürfen, erwachte. Der schwüle Abend, die schlechte Luft in den Straßen, das unruhige Flackern des elektrischen Lichtes, der heiße Atem der vielen Menschen erweckte seine Sinnlichkeit immer mehr, reizte ihn, daß er plötzlich eine rasende Sehnsucht nach irgendeinem Weib empfand. Mochte es sein, wer es wolle, er würde

doch immer nur glauben, die Eine in seinen Armen zu halten.

Wie zufällig streifte eine Hand seinen Ärmel. Er sah zur Seite. Ein junges, frisches Ding, wohl nicht viel älter als sechzehn Jahre, ging neben ihm, sie war gut gekleidet und aus ihren Augen sprach noch nicht der ganze Verderb ihres Berufes.

Einen Augenblick sah er sie prüfend an, sie gefiel ihm, so weit ein derartiges Mädchen ihm überhaupt gefallen konnte.

„Komm mit!“ befahl er. Er rief eine Droschke herbei und fuhr mit ihr, fast trunken vor Sinnlichkeit und Begierde nach der Anderen, in seine Wohnung.



II.

Rhaden war umgezogen. Frau Scholz und Frieda hatten ihm mit heißen, aufrichtigen Tränen in den Augen Adieu gesagt, und selbst die Tatsache, daß nun eine junge Dame bei ihnen einzog, die es sich zur Bedingung gemacht hatte, jederzeit Herrenbesuche empfangen zu können, vermochte sie beide nicht zu trösten.

Fast gewaltsam hatte er sich schließlich von den beiden Frauen frei machen müssen und war nach seiner neuen Wohnung gefahren, den Rest seiner Habseligkeiten in vielen Koffern auf dem Verdeck der Gepäckdroschke verladen. Drei Tage wohnte er nun schon bei Frau Walter, aber schon am ersten Morgen hatte er den Preis für seine Miete freiwillig um zehn Mark für den Monat erhöht, um wenigstens einen trinkbaren Kaffee zu bekommen. Sonst war aber alles sehr nett und sauber und er pries den Zufall, der ihn hierher geführt hatte.

Von Fräulein Krammer sah und hörte er nichts — sie waren örtlich auch zu weit getrennt —, aber Tag für Tag hoffte er, ihr im Portal oder vor dem Hause zu begegnen.

Im übrigen verbrachte er seine Zeit damit, auf die Antwort seiner Bewerbungsschreiben zu warten. Unter der angegebenen Chiffre hatte er an beide Gesellschaften ausführlich geschrieben, sein Bild und seinen Lebenslauf eingesandt und harrte nun der Dinge, die da kommen würden. Aber sonderlich zu beeilen schienen sich beide Gesellschaften nicht, fünf Tage waren seine Bewerbungsschreiben nun schon unterwegs und fortwährend lief er nach dem Briefkasten an der Haustür, um nachzusehen, ob denn noch immer keine Nachricht für ihn da wäre. Denn er mußte so bald wie irgend möglich anfangen, zu verdienen. Das Mädchen, das er neulich abends mit nach Hause genommen hatte, mußte ihn bestohlen haben, denn als er am nächsten Mittag sein Geld zählte, besaß er kaum noch dreihundert Mark.

Er fluchte und schimpfte, aber damit bekam er sein Geld ja nicht zurück, und selbst wenn er das Mädchen einmal wiedertraf, um seiner selbst willen konnte er sie nicht der Polizei übergeben. Und wie sollte er ihr den Diebstahl beweisen? Ihm blieb nichts anderes übrig, als den Verlust des Geldes, so gut es ging, zu verschmerzen.

Seine Besuche in der „Traube“ hatte er eingestellt und aß nun in einem in der Nähe gelegenen Restaurant des Mittags ein Diner für eine Mark und trank dazu einen Schnitt Bier für zehn Pfennig. Den Mokka nach Tisch

gewöhnte er sich gänzlich ab. Die guten Zigarren schmeckten auch so, aber leider näherten sich auch die langsam aber sicher ihrem Ende.

Er mute verdienen, so oder so. Er glaubte nicht mehr daran, daß die beiden *Gesellschaften* ihm noch antworten würden, so hatte er sich für heute Abend bei seinem früheren Rittmeister, dem es durch seine Beziehungen gelungen war, eine Anstellung bei einem Kreditverein zu finden, zum Abendessen angesagt. Der hatte doch viele Verbindungen, vielleicht, daß es ihm durch dessen Hilfe gelang, irgendwo anzukommen. Er hatte schon oft die Absicht gehabt, ihn einmal wieder aufzusuchen, aber eine gewisse Scheu hielt ihn stets zurück: er fürchtete ein Zusammentreffen mit Fräulein Alice, der einzigen Tochter des Rittmeisters. Sie war früher ein sehr hübsches und, so lange ihr Vater noch aktiv war, ein sehr gefeiertes, junges Mädchen gewesen, und auch er hatte ihr rasend den Hof gemacht, mehr aus Übermut, als aus irgend welchen ernstesten Gründen, bis er dann eines Tages merkte, daß sie fest von ihm erwartete, er würde sie um ihre Hand bitten. Er blies sofort zum Rückzug, denn sein eigenes Vermögen war schon damals stark im Schwinden und sie war nicht reich, ihr Vater hatte durch einen Bankkrach fast sein ganzes Geld verloren. Seine Hoffnung, bald Major zu werden und dann ein größeres Einkommen zu erhalten, schei-

terte bei einer Schwadrons-Besichtigung. Se. Excellenz brach ihm mit der größten Seelenruhe das Genick und dasselbe Militär-Wochenblatt, das Rhadens Verabschiedung brachte, enthielt auch den Abschied des Rittmeisters.

In dem Restaurant bei Siechen trafen die beiden Herren sich wiederholt, Rhaden hatte auch pflichtschuldigst seinen Besuch gemacht, aber er war immer froh gewesen, wenn er einen Vorwand fand, eine der Einladungen zu einem einfachen Abendessen abzulehnen.

Heute wollte er zum ersten Mal wieder zu ihm gehen, aber er bereute es schon fast, sich angesagt zu haben. Die Lieb eines jungen Mädchens ist standhafter und andauernder, als die eines Mannes. Wenn Alice ihn auch heute noch nicht vergessen hatte, konnte der Abend unter Umständen sehr peinlich verlaufen. Aber er kam in der Hauptsache doch nur, um sich Rat und Hilfe zu holen, das würde auch ihr zur Genüge beweisen, daß er kein begehrenswerter Freier war.

So stieg er denn die Treppen des Hauses in der Friedrich-Wilhelm-Straße, in dem der Herr Rittmeister a. D. Von Berndorf eine kleine halbe Etage von vier Zimmern bewohnte, empor.

Aber kaum hatte er seinen Wirten die Hand gedrückt — Alice machte sich wohl noch absichtlich in der

Küche zu schaffen — da bedauerte er schon, gekommen zu sein, und begriff nicht, daß man ihn nicht durch eine Rohrpostkarte oder sonst irgendwie wieder ausgeladen hatte. Der Rittmeister legte sich in Gegenwart seines Gastes, den er ja schon lange kannte, keinen Zwang auf, sondern fluchte das Blaue vom Himmel herunter, die Frau des Hauses lief mit verweinten Augen herum, und als Alice endlich erschien, lag auf ihrem Gesicht ein so trauriger Ausdruck, daß er ebenso wie sie in diesem Augenblick alles vergaß und ihr nur voller Teilnahme stumm die Hand drückte.

Und die Mißstimmung, die Trauer im Hause, war, wie Rhaden selbst zugeben mußte, nur zu begründet. Dem Rittmeister war ganz plötzlich und unerwartet seine Stellung im Kreditverein zum ersten Oktober gekündigt worden. Kaum noch ein halbes Jahr, dann saß er da, mit Weib und Kind nur auf seine Pension angewiesen, denn der kleine Rest seines Vermögens war durch seine Übersiedelung nach Berlin und einige andere Extraausgaben draufgegangen. „Zum Leben reicht's ja,“ schalt der Rittmeister vor sich hin, „aber wir dürfen dann nur einmal in der Woche Fleisch essen und müssen uns irgendwo eine Mansardenwohnung mieten, die drei-, allerhöchstens vierhundert Mark kostet, und wo soll man die hier finden? Mit den Vergnügungen jeglicher Art ist es nun vorbei, ebenso mit unserer ge-

planten Reise für den Sommer. Wir müssen überhaupt auf alles verzichten, was nicht unbedingt nötig ist, und wenn wir uns das Hungern und im Winter das Frieren angewöhnen, weil wir keine Heizung haben, dann können wir sogar völlig sorgenfrei leben."

Der Rittmeister lachte bitter auf. Er war auch heute noch eine gute Erscheinung, mittelgroß und schlank gewachsen. Schon an seiner Frisur, an dem durchgezogenen Scheitel und an den stark nach den Ohren herangebürsteten Haaren erkannte man sofort den Offizier a. D. Erregt ging er jetzt im Zimmer auf und ab, bis dann endlich das Mädchen erschien, um zu melden, daß serviert sei.

Das einfache Abendessen verlief ziemlich trübselig. Mit Rücksicht auf den Gast versuchte man zwar, seine Sorgen zu unterdrücken und nicht nur von der eigenen Angelegenheit, die alle beschäftigte, zu sprechen, aber man kam doch immer wieder darauf zurück und auch Rhadens Versuche, die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu bringen, um seine Wirte wenigstens vorübergehend zu zerstreuen, schlugen fehl.

So wurde auch er immer schweigsamer, nur hin und wieder warf er noch ein Scherzwort zu Alice hinüber, aber das kam ihm nicht recht von Herzen und fand infolgedessen auch keinen Widerhall bei ihr. Um Scherzen war die Stunde ja auch nicht geeignet, und doch hätte

er wenigstens Alice gern etwas aufgeheitert. Alles, was früher zwischen ihnen gewesen war, schien von ihr vergessen zu sein, sie hatte ihre Liebe wohl überwunden oder eingesehen, daß es ein Wahnsinn gewesen wäre, einen verabschiedeten Offizier zu heiraten, der unmittelbar vor dem Zusammenbruch stand. So war er glücklich, daß wenigstens seine Befürchtungen, die er an dieses Wiedersehen geknüpft hatte, sich als grundlos erwiesen. Ja, er freute sich sogar, ihr wieder einmal gegenüber zu sitzen, denn wenn er sie auch nie geliebt hatte, so hatte er sie mit ihrem frischen, fröhlichen Wesen doch immer gern gehabt.

Aber welche Veränderung war mit ihr in der letzten Zeit vorgegangen. Ihr heiteres Lachen schien nicht nur für heute Abend verstummt zu sein, ihre dunklen Augen hatten den schelmischen Ausdruck verloren und blickten traurig und verzagt in die Welt, ihr sonst so frisches, jugendliches Gesicht fing schon an, etwas scharfe Züge zu bekommen, und ihren schlanken, schmalen Fingern sah man es an, daß sie nicht nur, wie einst, die tasten des Klaviers berührten, sondern daß sie oft hart bei der häuslichen Arbeit mit anfassen mußten. Und wie einfach war sie gegen früher gekleidet. Ihre Toilette verriet, daß jetzt überall gespart werden mußte.

Man saß nicht lange bei dem Abendbrot. Der Rittmeister schenkte sich und seinem Gast einen ganz großen

Kognak ein, um die Sorgen herunterzuspülen, wie er es nannte, dann ging man in das Herrenzimmer zurück, um sich die Zigarre anzuzünden. Auch die Damen setzten sich mit einer Cigarette zu ihnen.

Natürlich drehte sich das Gespräch sofort wieder um die Kündigung, die der Rittmeister erhalten hatte. Seine Frau schien es immer noch nicht recht glauben zu wollen, daß der von der Gesellschaft angegebene Grund, ein Rückgang der Geschäfte, sie zwänge, Ersparnisse in der Verwaltung und dem ganzen Betrieb vorzunehmen.

„Selbstverständlich ist das ja auch nur ein Vorwand,“ stimmte ihr Mann ihr bei. „Ich weiß ganz genau, warum man mich zum Teufel schickt. Ich habe Euch ja schon davon erzählt, aber der Rhaden kann es auch mal hören. Also sechs Wochen sind es wohl her, da kam ein Oberleutnant zu uns auf die Bank und brauchte Geld, ich glaube, es waren fünftausend Mark. Hätte ich die besessen, ich hätte sie ihm aus eigener Tasche ohne Schuldschein gegeben, denn man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er ein Ehrenmann war. Der hätte das Geld auf Heller und Pfennig zurückgezahlt, und wenn er sich monatlich von seinem kärglichen Gehalt hundert Mark hätte zusammenhungern sollen.

Also der kam zu uns. Dafür ist unsere Gesellschaft, ebenso wie viele ähnliche Institute, ja da; sie will es ver-

hindern, daß jemand, der in Not ist, Wucherern in die Hände fällt und Wechsel quer schreiben muß, die ihm dann später den Hals zuschnüren. Wir verlangen keine Wechsel. Wer Geld braucht, muß Mitglied unserer Genossenschaft werden. Das kostet ein paar hundert oder tausend Mark, denn die Höhe des Eintrittsgeldes richtet sich nach der Größe des gewünschten Darlehens. Auch mit der Rückzahlung sind wir sehr anständig. Wir verleihen das Geld auf fünf Jahre und verlangen nur eine monatliche Rückzahlung, die so groß sein muß, daß der ganze Betrag nach Ablauf dieser Jahre getilgt ist. Auch unsere Zinsen sind sehr mäßig. Kurz und gut, wenn einer erst das Geld von uns hat, kann er sich sehr darüber freuen, denn wir drängen und mahnen ihn nie, vorausgesetzt, daß er seine monatlichen Rückzahlungen regelmäßig leistet.

Aber das Schwere ist nur, bei uns das Geld zu bekommen, und da liegt der Hase begraben. Natürlich muß eine Genossenschaft vorsichtig sein und darf ihr Geld nicht leichtsinnig ausleihen, aber unsere Bedingungen sind trotzdem zu hart.

Der arme Oberleutnant vertraute sich mir an, das Messer saß ihm an der Kehle, aber jedes seiner Worte bewies mir, daß ich es mit einem Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes zu tun hatte, und so befürwortete ich denn sein Gesuch auf das Wärmste. Aber

die verfluchten Statuten! Die verlangen zwei absolut sichere Bürgen, und die müssen sich der Bank gegenüber verpflichten, an demselben Tage, an dem der Geldnehmer auch nur ein einziges mal mit seiner Abzahlung im Rückstand bleibt, den ganzen Rest der Schuld zu tilgen.

Kinder, nun frage ich Euch, woher kriegt ein Mensch, der in Not ist, plötzlich zwei Bürgen? Es ist tausend Malleichter, jemandem ein paar tausend Mark in bar abzuborgen, als ihn dahin zu brinegn, für dieselbe Summe zu bürgen. Und schließlich ist und bleibt solche Bürgschaft immer eine faule Sache. Man kann eines Tages tot bleiben und die Erben, die sehr häufig selbst nichts zu essen und zu beißen haben, können dann wovmöglich noch eines Tages eine vom Verstorbenen übernommene Bürgschaft bezahlen, und wenn sie das Geld dann nicht haben, werden sie gepfändet und das Letzte wird ihnen verkauft. Mit jeder Bürgschaft ist das so 'ne Sache. Ihr kennt doch die schöne Geschichte: Zwei Bekannte treffen sich auf der Straße. ‚Nun, wie geht's?‘ fragt der eine. ‚Danke, bon,‘ lautet die Antwort. ‚Wie geht's der werten Familie?‘ ‚Danke, bon!‘ Da blickt der andere überrascht auf und fragt: ‚Warum sagen Sie denn immer bon, warum sagen Sie denn nicht gut?‘ Und der andere flucht ingrimmig los: ‚Ich werde den Deubel was tun. Ich habe kürzlich gutgesagt, das hat

mich siebzigtausend Mark gekostet, nun sage ich nur noch bon.' "

Die Zuhörer lachten, auch die Damen, obgleich sie die Geschichte sicher nicht zum ersten Mal hörten. Da fragte Rhaden: „Und was wurde aus dem Oberleutnant? Hat er das Geld erhalten?“

„Den Kuckuck hat er,“ schalt der Rittmeister. „Ich sagte schon vorhin, woher sollte er die beiden Bürgen nehmen? Einen Dummen findet man ja schließlich noch, wenn man Glück hat; aber gleich zwei? Ich sehe noch das traurige und ganz verzweifelte Gesicht des armen Kerls vor mir, als ihm erklärt wurde, ohne die beiden Bürgen könne er das Geld nicht erhalten. Gleich darauf ging er. Er brauchte das Geld, und ich wußte, er würde nun zu einem Wucherer gehen, der es ihm auf seinen bunten Rock auf sein Ehrenwort hin und vor allen Dingen auf Wechsel mit enorm hohen Zinsen leihen würde. Na, und das habe ich den anderen Herren denn auch erklärt, ihnen klar zu machen versucht, daß wir auf Grund unserer Statuten da das Gegenteil von dem erreichen, was wir wollen. Ich habe ihnen auseinander gesetzt, daß eine Gesellschaft wie die unsrige zuweilen auch Ausnahmen machen muß. Ich sah es voraus, daß der Oberleutnant sich eines Tages wegen dieser fünftausend Mark, da er sich nun in den Händen eines Wucherers befindet, eine Kugel in den Kopf

schießt, und das machte mich wütend. Herrgott, man hat doch auch ein Herz in der Brust. Na, ich habe mit meiner Ansicht nicht hinter dem Berg gehalten und das hat mir wohl meine heutige Kündigung eingetragen; das ist natürlich der wahre Grund, weshalb man mich fortschickt. Der Deubel hol' die ganze Bande."

Er schenkte sich noch ein Glas Kognak voll und leerte es auf einen Zug.

Alle schwiegen, als er geendet; allen lag die Frage nach der Zukunft auf der Zunge, aber keiner sprach sie in diesem Augenblick aus, das hätte die Gegenwart nur noch trauriger erscheinen lassen, denn eine Antwort vermochte ja niemand zu geben.

„Und was machen Sie denn, Rhaden?“ erkundigte der Rittmeister sich plötzlich. „Sind Sie denn wenigstens gut versorgt?“

Rhaden wurde etwas verlegen, denn er fühlte auch die Blicke der beiden Damen auf sich gerichtet. Er war hergekommen, um sich Rat und Hilfe zu erbitten. Daß er beides hier nicht finden würde, war ihm schon lange klar geworden. So hatte es eigentlich keinen Zweck, daß er seine traurige Lage schilderte, aber schließlich tat er es doch, schon, um sich wieder einmal auszusprechen.

Trotz der eigenen Sorgen hörten ihm alle aufmerksam zu, und er glaubte nicht nur in dem Gesicht des Ritt-

meisters, sondern auch in dem seiner Frau und Tochter herzliche Anteilnahme zu lesen. Ja, es kam ihm sogar vor, als wäre Alice noch etwas blässer geworden, als sie es ohnehin schon den ganzen Abend war.

Er versuchte mit einem Scherzwort den Eindruck seiner Worte zu verwischen, aber der Hausherr widersprach: „Da gibt es nichts zu lachen, lieber Freund, Ihre Lage ist verdammt ernst. Ich habe doch schließlich immerhin meine Pension, reichen kann sie ja allerdings selbst bei den bescheidensten Ansprüchen nicht, aber es ist doch wenigstens etwas da. Sie aber haben nicht einmal die paar Groschen, denn sie waren noch nicht pensionsberechtigt und bei der Eile, mit der Sie aus der Armee verschwinden mußten, haben Sie vergessen, sich einen „Totenschein“ ausstellen zu lassen.“

„Das Unglück ist doch nicht so groß,“ meinte Rhaden, „denn meine Pension würde monatlich noch nicht siebenzig Mark betragen, und ob ich die habe oder nicht —“

„Ist ein ganz verdammt Unterschied,“ unterbrach ihn der Rittmeister, „das werden Sie schon noch eines Tages merken. Für siebenzig Mark im Monat können Sie Miete und Mittagessen bezahlen und ein paar Groschen bleiben noch für den Abend. Aber das ist ja eben unser Unglück, wie Offizier a. D. Können ja alle nicht rechnen, weil wir es als Leutnants nicht lernten. Fragen Sie

mal Rothschild, was siebzig Mark im Monat sind? Der wird Ihnen antworten: das sind achthundertvierzig Mark im Jahr oder, mit vier Prozent gerechnet, die Zinsen von einundzwanzigtausend Mark Kapital. So rechnet ein Kaufmann! Aber unsereins zuckt über siebzig Mark geringschätzig die Achseln. Nein, lieber Freund, wir können nicht rechnen, weil wir es, wie gesagt, nie gelernt haben. Das aber ist nicht unsere Schuld allein. Der Offizier jeder Charge wird von den Vorgesetzten in jeder Hinsicht mehr oder weniger wie ein unmündiges Kind behandelt. Ich denke da speziell an unser Gehaltsbuch. Wissen wir denn überhaupt etwas von dem, was uns der Zahlmeister auf höheren Befehl für tausend verschiedene Dinge abzieht? Werden wir danach gefragt, ob wir damit einverstanden sind? Dürfen wir aufmucken, wenn Hochzeitsgeschenke, Kindtaufe, Abschiedsgeschenke, Regimentsfonds, Unterstützungskasse und was weiß ich alles uns abgezogen werden, daß am ersten des Monats das, was wir zu sehen bekommen, gleich null ist. Von dem, was man nicht ausgezahlt erhält, soll man leben. Das kann man natürlich nicht, man muß borgen und Schulden machen. In den höheren Chargen ist es ja besser, aber als Leutnant kann man nicht auskommen und doch soll man gerade in den jungen Jahren es lernen, zu rechnen."

Dann wandte sich das Gespräch wieder Rhadens Zukunftsplänen zu, und er äußerte, daß er innerlich doch immer noch hoffe, vielleicht bei einer der beiden Gesellschaften eine Anstellung zu finden.

„Das will ich Ihnen von ganzem Herzen wünschen,“ meinte der Rittmeister, „und vor allen Dingen, daß Sie es da aushalten. Ihnen brauche ich nicht erst zu sagen, daß gerade der Beruf für uns der schwerste ist, weil er eine Verleugnung der ganzen Persönlichkeit und einen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit bedeutet. Und das wird uns nur auf Grund unserer Erziehung im Kadettenkorps so schwer, denn da wird man nicht für das Leben, sondern lediglich für den Soldatenberuf großgezogen. Das ist das Unverantwortliche dieser Erziehung. Wenn man dann eines Tages den Abschied bekommt, sitzt man da. Daß man nichts gelernt hat, ist nicht das Schlimmste, das könnte man ja schließlich nachholen, aber die verfluchten Anschauungen, in denen man groß geworden ist, die man von seiner frühesten Jugend an im Vorkorps eingesogen hat, wie in den ersten Tagen des Lebens die Ammenmilch. Die wird man nicht mehr los. Daß der Leutnant a. D. und überhaupt der Offizier a. D. sich, ebenso wie der aktive Offizier, immer noch für besser hält als die anderen Menschen, daß er immer noch glaubt, auf sich selbst und auf andere Rücksicht nehmen zu müssen, die verfluchte Redens-

art „Das kann ich als früherer Offizier nicht“ — das ist unser Unglück. Deshalb finden wir ja auch keine Stellung.“

Wieder schenkte der Major(*) sich einen Kognak ein und achtete nicht auf die Ermahnung seiner Frau, mäßiger zu sein.

„Laß mich nur, Cläre,“ bat er, „ich bin nun mal in der Stimmung und muß meinem Herzen mal Luft machen. Ich denke bei dem, was ich sage, ja auch an mich. Ich bin auch nicht besser, als alle anderen alte Kameraden, die hier in Berlin oder sonst irgendwo eine Stellung suchen. Glaubst du, es würde mir leicht werden, für eine Champagnerfirma oder Zigarrenfabrik zu reisen, Offizierskasinos zu besuchen und die Leute zu überreden, ihren Wein und ihren Tabak nicht mehr bei ihrer alten Quelle, sondern nur noch bei meiner Firma zu kaufen? An und für sich ist ja garnichts dabei, aber der Kastengeist, der noch in uns steckt, der Hochmutsteufel läßt uns so was fast als eine Unmöglichkeit erscheinen.“

„Ihnen wird es aber doch sicher gelingen, wieder eine Anstellung bei einem Bankhaus zu finden,“ versuchte Rhaden den Hausherrn zu beruhigen.

Der lachte spöttisch auf: „Sie meinen wohl auf Grund der vorzüglichen Empfehlungen, die man mir mit auf den Weg geben wird? Und glauben Sie mir, (*) recte: Rittmeister [Der Hrsgbr.]

für jede Stelle, die einmal frei werden sollte, stehen Dutzende von Bewerbern auf der Liste. Natürlich hoffe ich trotzdem, daß ich etwas ähnliches finde, aber ob es mir gelingen wird, kann nur die Zukunft entscheiden."

Fast ausschließlich drehte sich am ganzen Abend das Gespräch, an dem sich bald auch die Damen mehr und mehr beteiligten, um das Schicksal gemeinsamer Bekannter, die mit ihnen zusammen in der Armee gedient hatten, und nun teils irgend eine Stellung bekleideten, teils noch immer suchten und im Vertrauen auf die Zukunft, wenn die Pension nicht ausreichte, alljährlich von dem etwa noch vorhandenen Kapital aufnahmen, bis eines Tages auch der letzte Groschen aufgezehrt war.

Ein gemeinsamer Bekannter hatte vor einigen Wochen auf Grund des besonderen Wohlwollens, das ihm der Finanzminister entgegenbrachte, eine Kollekte der Preußischen Lotterie erhalten. Er stand zwar weit unten auf der Liste der Anwärter, aber man empfand Mitleid mit ihm, der sich mit seiner Frau und fünf Kindern in der größten Not befand. Es war ihm nur möglich gewesen, eine ganz kleine Kautionszahlung aufzubringen und demgemäß hatte er auch nur eine kleine Kollekte erhalten.

Wie viele würden den nun nicht beneiden, und doch

reichte sein Verdienst kaum für das Allernotwendigste, wenn es ihm nicht gelang, für die ihm übertragenen Lose Abnehmer zu finden. Jetzt lief er vom frühen Morgen bis zum späten Abend von Pontius zu Pilatus, um seine Lose bei alten Bekannten unterzubringen. Na, einmal tat man ja dem armen Teufel den Gefallen, aber wenn seine Kollekte nicht vom Glück begünstigt war, wenn seine Lose sich beständig als Nieten erwiesen, dann hörte doch schließlich die Freundschaft auf, denn für nichts und wieder nichts wirft man sein Geld doch nicht zur Tür hinaus.

Die Stimmung wurde immer trüber und trüber, überall herrschten doch Sorgen und Elend. Nur von einem Freund wußte der Rittmeister zu erzählen, dem es gut ging. Der war früher Artillerie-Offizier gewesen und hatte bei einer großen Munitionsfabrik einen sehr gut dotierten Posten mit vieljährigem Kontrakt erhalten. Ja, dem ging es wirklich gut. Überhaupt die Artilleristen, die konnten nicht klagen, die fanden leicht bei einer der großen Geschütz- oder Munitionsfabriken eine Anstellung, da wurden Artilleristen gebraucht, aber wer hatte Verwendung für einen früheren Infanterie- oder Kavallerie-Offizier. Ein Kavallerist konnte zur Not an einer Reitbahn als Reitlehrer ankommen. Aber dann bockte auch bald wieder der Hochmutsteufel auf und sagte: ‚Das kann ich nicht.‘

Es war verhältnismäßig noch früh, als Rhaden aufbrach, aber er hatte die Empfindung, als wollten seine Wirte gerne allein sein, um wieder ungeniert über die eigene Zukunft sprechen zu können. Und er war von all den traurigen Geschichten, die er zu hören bekam und die ihn mit bangen Sorgen um seine Zukunft erfüllten, so erschüttert, daß er sich fortsehnte.

So verabschiedete er sich denn, nachdem er versprochen hatte, Nachricht zu geben, sobald er etwas gefunden hätte. Er wußte, daß die guten Wünsche, die ihm mit auf den Weg gegeben wurden, allen wirklich von Herzen kamen, und Alicens Hand ruhte länger, als üblich, beim Abschied in der seinen und der warme Blick, mit dem sie ihn ansah, bewiesen ihm mehr als viele Worte, welcher herzlichen Anteil sie an seinem Geschick nahm. Und irrte er sich, oder hatte sie ihm wirklich leise und verstohlen die Hand gedrückt, als ein Zeichen, daß sie ihn immer noch liebte?

Er schlug auf der Straße den Weg ein, der ihn zu seiner elektrischen Bahn führte, um gleich nach Haus zu fahren. Aber plötzlich änderte er seinen Entschluß. Es war ja noch früh, und alles, was er im Hause des Rittmeisters gehört hatte, beschäftigte ihn so, daß er wußte, er würde doch vorläufig noch nicht schlafen können. So beschloß er denn, in sein Café am Bahnhof Friedrichstraße zu gehen, dort würde er sicher den einen oder

anderen Bekannten treffen und im Gespräch mit dem auf andere Gedanken kommen.

Er legte den weiten Weg zu Fuß zurück, um sich die frische Luft um die Stirn wehen zu lassen. Als er das Café betrat, wurde er dort mit lautem Hallo begrüßt. Zuerst war er ganz verwundert, eine so große Gesellschaft zu finden, bis ihm einfiel: ‚Richtig, heut war ja Mittwoch!‘ das war der ein für alle Mal festgesetzte Abend, an dem sich die alten Kameraden, so weit sie nicht durch andere Dinge verhindert wurden, hier zusammenfanden.

Unter vielen bekannten Gesichtern sah Rhaden auch einige neue, unter letzteren einen Hauptmann a. D. Mangold. Ganz durch einen Zufall war der heute an den Stammtisch geraten, aber als er sich als früherer Offizier zu erkennen gegeben hatte, bat man ihn natürlich für den Rest des Abends um sein Bleiben. Aber er war kein froher Gesellschafter, er begnügte sich damit, zuzuhören, und wenn er auch hin und wieder mit in das Lachen der anderen einstimmt, so merkte man doch, daß es ihm nicht von Herzen kam. Unruhig durchsuchten seine Augen immer von neuem das Lokal, er erwartete einen Bekannten und eine wichtige Nachricht, und zu wiederholten Malen ging er an das Buffet, um zu fragen, ob noch kein Brief, keine Depesche für ihn abgegeben sei. Wenn er dann unverrichteter Sache wieder

auf seinen Platz zurückkehrte, hatte sein Gesichtsausdruck etwas so Angstvolles und Verzweifeltes, daß Rhaden den Gedanken: ‚Hier ist ein großes Unglück im Anzuge‘, nicht los werden konnte.

Er war fast der einzige, der sich um den schweigsamen Gast kümmerte und sich mit ihm zu unterhalten versuchte, die anderen waren viel zu viel mit sich selbst beschäftigt. Der Held des Abends war heute ein verhältnismäßig noch junger Leutnant a. D., namens Bolten, dem eine in der Trunkenheit auf offener Straße in voller Uniform begangene Skandalszene das Genick brach. Nun aber hatte er sich das Trinken abgewöhnt und war fest entschlossen, den Kampf mit dem Leben durchzuführen. Aus seinen Zügen sprach eine große Energie und in seinen Augen blitzte es beinahe unheimlich auf, als er von seinen Erfolgen erzählte. Er hatte bei einer Lebensversicherung eine Anstellung gefunden und gestern war es ihm gelungen, den ersten Kunden einzufangen. Dem hatte er eine Versicherung über fünfzigtausend Mark angedreht, abgekürztes Verfahren, Auszahlung nach dem sechzigsten Lebensjahr oder sofort nach dem Tode, Rückversicherung, Dividendenberechtigung etc. Er warf mit den geschäftlichen Ausdrücken nur so um sich, als wäre er seit Jahrzehnten in seinem Beruf tätig.

„Aber Herrschaften, es war ein schweres Stück Arbeit,“ erklärte er jetzt, „ich habe oft in meinem Leben ge-

schwitzt, bei mancher Felddienstübung, bei manchem Sturmangriff, wenn die Sonne vom Himmel herniederbrannte. Aber so warm wie gestern ist mir noch nie gewesen. Der Mann wollte nicht heran, er wehrte sich mit Händen und Füßen, er warf mir die größten Grobheiten an den Kopf, er machte mir die Tür ganz weit auf, damit ich gehen sollte, aber ich tat, als merke ich das alles nicht. Ich glaube, zwei Stunden habe ich auf ihn eingeredet, erst mit Liebe und Güte, dann voller Wut. Keinem meiner Rekruten bin ich jemals so grob geworden, wie diesem Menschen, und das half. Er bekam es mit der Angst zu tun, er dachte wohl, ich würde ihn schließlich noch umbringen, und endlich unterschrieb er denn den Versicherungsvertrag. Und als er dann sagte: ‚Nun aber wirklich raus!‘ da erklärte ich ihm: ‚Nun aber gerade nicht. Jetzt trinken wir noch eine Flasche Wein zusammen, den besten, den Sie im Keller haben, denn diesen meinen ersten Geschäftsabschluß müssen wir feiern.‘ Und richtig, drei Flaschen Sekt haben wir noch zusammen getrunken, seine Frau und seine Tochter leisteten uns schließlich Gesellschaft, und wer weiß, schließlich wird der Mann noch mal mein Schwiegervater.“

„Und wenn er nun die erste Prämie nicht bezahlt und damit die ganze Versicherung hinfällig macht?“ fragte einer der Kameraden.

In Boltens Augen blitzte es zornig auf und er knirschte ordentlich mit de Zähnen, als er nun sagte: „Das soll er nur wagen, dann gehe ich wieder zu ihm hin und dann – dann kann er was erleben.“

Alle lachten laut auf über die Wut, in die Bolten sich da hineinredete, und schließlich stimmte er selbst mit in die allgemeine Heiterkeit ein. „Kinder, so muß man es machen,“ rief er ihnen zu, „mit dem Geschäft ist es wie mit den Weibern, wer am frechsten ist, hat die größten Erfolge.“

Selbstgefällig drehte er sich seinen kleinen Schnurrbart, und wenn sie seinen letzten Worten auch nicht beistimmten, so blickten die andern ihn doch voller Neid und voller Bewunderung an. Ja, wer das auch so könnte, wie er. Aber das war ihnen nicht gegeben. Anstatt stolz und selbstbewußt aufzutreten, verlegten sich viele von ihnen auf das Bitten, schilderten ihre eigene Notlage, sprachen von der Notwendigkeit, verdienen zu müssen, und versuchten dann durch das Mitleid, das sie zu erwecken hofften, ein Geschäft zum Abschluß zu bringen; fast immer ohne Erfolg, denn das Erbarmen geht selten über einige Pfennige hinaus.

Das Mitleid ist ebenso geizig und sparsam wie die öffentliche Wohltätigkeit freigebig und verschwenderisch ist.

Es waren wohl an zwanzig Herren, die da an den

zusammengeschobenen runden Tischen beisammen saßen. Ein jeder von ihnen hatte seine Geschichte, wenn natürlich auch nicht alle von ihnen durch eigene Schuld um die Ecke gegangen waren. Einige befanden sich auch unter ihnen, die durch schwere Erkrankung und durch einen Unglücksfall, den sie erlitten, und der sie körperlich dienstuntauglich machte, gezwungen worden waren, den Abschied zu nehmen, und die nun zusehen konnten, wie sie sich mit ihrer kärglichen Pension durch die Welt schlugen.

Aber allen merkte man an ihren ernstesten Mienen die Sorgen um das tägliche Brot an. Die meisten träumten fortwährend von einem Repräsentationsposten, einer Tätigkeit als Reisebegleiter, Privatsekretär eines reichen Herrn oder etwas ähnlichem. Nur ganz vereinzelt waren unter ihnen, die auf einer Handelsschule einen praktischen Kursus durchmachten, um später in einem Geschäft anzukommen. Den meisten aber fehlte das Geld, sich kaufmännisch ausbilden zu lassen, und sie schlugen sich durch das Leben, so gut oder schlecht es ging.

Wie die Arbeitslosen jeden Mittag die Expedition der großen Blätter umlagern, in denen der Arbeitsnachweis unentgeltlich verteilt wird, so stürzten sie sich des Nachmittags im Café über die Zeitungen, studierten die Annoncen, machten sich Notizen und schickten ein Bewerbungsschreiben nach dem anderen fort. Aber die Zeug-

nisse aus früheren Stellungen, die Empfehlungen ehemaliger Chefs fehlten ebenso wie die Sprachkenntnisse, die verlangt wurden.

Unter den anwesenden Kameraden befand sich auch Elmholz, der aber von Rhaden weit entfernt saß. Als jetzt ein Stuhl neben Rhaden frei wurde, nahm er an dessen Seite Platz, und Rhaden wurde ganz verlegen, als er sah, daß der Freund heute das ihm kürzlich geschenkte Beinkleid trug.

„Und was macht die Schriftstellerei?“ fragte Rhaden, als sie die ersten Worte der Begrüßung gewechselt hatten.

„Glänzend,“ gab Elmholz zur Antwort, „einfach glänzend.“

Rhaden freute sich herzlich darüber: „So hast du schon etwas verkauft?“

„Verkauft?“ Elmholz blicke ganz erstaunt auf. „Verkauft? Lieber Freund, so schnell geht das doch nicht. Erst muß man natürlich etwas geschrieben haben, und das ist auch nicht so einfach, wie du dir es denkst.“

„Darauf habe ich dich schon von Anfang an aufmerksam gemacht,“ warf Rhaden ein.

„Ich weiß,“ bestätigte Elmholz, „aber du meinst deine Worte ganz anders als ich. Du zweifelst an meinem Können, während ich tausend Stoffe habe und mir nur

noch nicht darüber klar bin, welchen ich zuerst bearbeiten soll. Nur so viel weiß ich jetzt schon, Militärhumoresken schreibe ich nicht. Das ist ja Quatsch. Man kann dem Publikum doch nicht immer mit denselben Sachen kommen, man muß etwas ganz Neues, etwas ganz Eigenartiges bringen."

Elmholz sprach absichtlich sehr laut, so erreichte er denn auch, daß alle Kameraden ihm ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Denen hatte er schon vorhin kurz von seinen schriftstellerischen Plänen erzählt und damit ihre Bewunderung erweckt. Nun schmeichelte es ihm, vor einer andächtigen Gemeinde seine Absichten weiter entwickeln zu können: „Wie gesagt, es muß mal was Neues kommen, etwas ganz Feudales. Jawohl, feudal ist das richtige Wort! Feudal, tiptop und high life. Das muß das Motto meines Schaffens werden. Gesellschaftsromane aus den allerersten Kreisen, nur adlige Menschen, ganz alter Adel natürlich. Glänzende Feste, Schilderung der vornehmen Schlösser, Beschreibungen von Jagden und Rennen. Das alles in einem großen Topf zusammengebraut und als Deckel über der ganzen Sauce einen glänzenden Titel. Dann sollt Ihr mal sehen, was ich für Geld verdiene. Ich habe mich erkundigt, was die großen Blätter und Journale für einen Roman zahlen. Nicht nur tausend, sondern unter Umständen zehntausend Mark oder noch mehr! Und dabei

braucht die Sache nicht mal gut zu sein, nur spannend, damit die alten Weiber, die den Unsinn lesen, des Nachts vor Aufregung nicht schlafen, und daß sie voller Ungeduld den Tag herbeisehnen, an dem sie die nächste Fortsetzung in Händen haben. Und wenn ich mich dann erst mit ein oder zwei großen Romanen beim Publikum eingeführt habe, dann schreibe ich natürlich ein Lustspiel, und wenn das dann erst irgendwo aufgeführt wird — natürlich muß ich zuerst in Berlin damit raus, im Lustspielhaus oder am Königlichen Schauspielhaus, — dann geht das Stück über alle Bühnen und ich kann dann ganz bequem meine hundert- oder zweimalhunderttausend Mark damit verdienen.“

Einige hörten voller Erstaunen zu, andere lachten aber auch lustig auf: „Na, na, Elmholz, rennen Sie Schritt, so leicht ist die Sache denn doch nicht, und beim Theater sind schon ganz andere Dichter durchgefallen, als Sie es sind oder erst noch werden wollen.“

Aber Elmholz widersprach, er ließ sich nicht irre machen, und ganz verwundert hörte Rhaden seinen weiteren Ausführungen zu. Er begriff den Kameraden garnicht mehr, was war nur plötzlich in den hineingefahren? Was der da redete, war ja alles Unsinn. Jahre konnten vergehen, ehe er sich mit der Feder den ersten Tausendmarkschein verdient hatte. Er nahm sich vor, schon in den allernächsten Tagen nochmals ernstlich mit

ihm zu sprechen und erneut den Versuch zu machen, ihm seine verrückten Ideen asuzureden.

Vielleicht hätte Elmholz seine Pläne noch bis in die Unendlichkeit weiter entwickelt, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit nicht plötzlich auf den Gast an ihrem Tisch gelenkt worden wäre. Der Hauptmann fing plötzlich an, laut vor sich hin zu sprechen, lauter wirres Zeug, das keiner verstand. Alle Augenblicke stand er auf, um am Buffet nach den Nachrichten zu fragen, die er erwartete, und kaum war er auf seinen Platz zurückgekehrt, als er sich auch schon von neuem wieder erhob.

Alle Gäste im Lokal wurden auf sein sonderbares Benehmen aufmerksam, einige, die sich in übermütiger Stimmung befanden, machten derbe Witze, aber der meisten bemächtigte sich der Gedanke, es hier mit einem Kranken zu tun zu haben, und namentlich die früheren Offiziere sahen sich ganz betroffen an.

Die zunächst Sitzenden wandten sich mit der Frage an ihn, ob er sich nicht wohl fühle, ob sie ihm irgendwie helfen, ihn vielleicht in seine Wohnung bringen könnten, aber anstatt darauf zu antworten, zog er aus der inneren Tasche seines Rockes eine Unmenge von Papieren und Briefen, in denen er herumblätterte, als wenn er etwas suche, während er dabei fortwährend weiter vor sich hin sprach.

„Der Hauptmann ist krank, wir müssen ihn in seine

Wohnung schaffen, das sind wir ihm als jüngere Kameraden schuldig. Wir dürfen es nicht darauf ankommen lassen, daß ihm untrwegs ein Unglück zustößt, wenn er nachher allein fortgeht," flüsterten die Herren einander zu, und einer erhob sich, um aus dem Adreßbuch, wenn irgend möglich, seine Wohnung festzustellen. Er fand sie auch, der Hauptmann wohnte ganz draußen im äußersten Norden in einer kleinen Querstraße, vier Treppen hoch; allzu gut schien es ihm also finanziell auch nicht zu gehen.

„Man müßte vielleicht einen Schutzmann oder einen Krankenwagen herbeiholen lassen, wenigstens eine Droschke," meinte einer der Herren.

Während man noch überlegte, was zu tun wäre, erhob sich der Hauptmann plötzlich wieder von seinem Platz, aber nicht, um, wie bisher, zum Buffet, sondern um auf die Straße zu gehen.

„Er hat ja Hut und Mantel vergessen."

Elmholz, der dem Ausgang am nächsten saß, sprang auf und eilte ihm nach. Draußen auf der Straße blieb er einen Augenblick stehen, um sich nach dem Hauptmann umzusehen, — nach welcher Seite mochte der sich gewandt haben?

Da ertönte plötzlich ein Schuß, dem gleich darauf der laute Schreckensschrei der Passanten folgte.

Im Nu sammelte sich eine große Menschenmenge an.

Von einer dunklen Ahnung getrieben, stürzte auch Elmholz näher und sah den Hauptmann am Boden liegen.

Gewaltsam brachen sich die Schutzleute Bahn, die Herumstehenden wurden zurückgedrängt, man hob den Körper auf, um ihn zum nächsten Krankenhaus zu schaffen, vielleicht, daß doch noch irgendwie Hilfe möglich war.

Auch ein Polizeioffizier fand sich ein. Elmholz gab sich ihm zu erkennen und erzählte in kurzen Worten, was sich am Stammtisch abgespielt hätte. Dankend nahm der die näheren Mitteilungen entgegen, notierte sich die Adresse des Hauptmanns und wandte sich dann an die anderen Offiziere a. D., die gleich den übrigen Gästen, von Neugierde ergriffen, auf die Straße geeilt waren: „Es ist ja ein alter Kamerad von Ihnen, meine Herren, da übernimmt es vielleicht einer von Ihnen, in die Wohnung des Hauptmanns zu fahren und seine Angehörigen zu benachrichtigen, damit sie sich nach ihm umsehen können. Zu helfen wird allerdings wohl nicht mehr sein, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, haben wir es hier mit einem Toten zu tun.“

Die Beamten winkten eine Droschke herbei und fuhren gleich darauf mit dem Leblosen davon. Ganz erschüttert kehrten die Herren in das Café zurück. Ein Oberleutnant a. D., der nicht allzuweit von der Woh-

nung des Verstorbenen wohnte, nahm das schwere Amt auf sich, die Hinterbliebenen aufzusuchen, und machte sich gleich auf den Weg. Die anderen blieben völlig entsetzt zurück.

An dem Stammtisch war es still geworden, jeder hing seinen Gedanken nach, bis plötzlich einer sagte: „Ja, ja, wer weiß, ob es uns nicht auch einmal so geht.“

Er hatte ausgesprochen, was die meisten anderen dachten, nur der kleine Bolten rief: „Ach was, das ist ja Unsinn. Den Kopf muß man oben behalten, dann geht's immer. Sich nur nicht einschüchtern lassen, nur nicht bei dem Unglück der anderen gleich denken: Herrgott, so kann es dir vielleicht auch einmal gehen. Wenn man ernstlich auf sich selbst vertraut, auf seine Kraft und auf seinen Willen, dann geht es auch. Na, Prosit!“

Das Prosit wurde erwidert, man erhob die Gläser, um einander Bescheid zu tun, aber das Trinken schmeckte nicht mehr, man stand noch zu sehr unter dem Eindruck des eben Erlebten, und so brach man früher als gewöhnlich auf.

Rhaden nahm beim Abschied Elmholz das Versprechen ab, bald einmal zu ihm zu kommen, und machte sich dann auf den Heimweg. Er hatte Glück, am Brandenburger Tor erreichte er noch die letzte elektrische Bahn, und

war nach einer kleinen halben Stunde am Ziel. Als er sich seinem Hause näherte, sah er dort ein Automobil halten und bemerkte mit Erstaunen, daß der Chauffeur und eine Dame, in der er zu seiner großen Freude Fräulein Krammer erkannte, sich anscheinend vergeblich an der Tür zu schaffen machten.

Er eilte schnell hinzu: „Wenn ich Ihnen vielleicht behülflich sein dürfte, gnädiges Fräulein —“

Sie mochte wohl zuerst in dem Herrn, der sie so plötzlich ansprach, jemand vermutet haben, der sich ihr unter einem Vorwand zu nähern versuchte, denn er sah deutlich, wie sie erschrak und wie sie unwillkürlich näher an den Chauffeur herantrat, als suche sie bei dem Schutz und Hilfe.

Aber ihr Mißtrauen schwand, als Rhaden nun den Schlüssel aus der Tasche zog und die Tür öffnete: „Wenn ich bitten dürfte, gnädiges Fräulein?“

Sie verabschiedete den Chauffeur und trat dann mit Rhaden zusammen in das Haus hinein. „Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar, mein Herr,“ sagte sie, während er die Tür wieder von innen verschloß, „ich habe meinen Schlüssel vergessen und die Portiersleute müssen entweder aus sein oder sie schlafen wie die Toten. Wohl zehn Minuten haben wir vergebens geklingelt und geklopft.“

Sie hatte auf den Knopf gedrückt, das elektrische

Licht flammte auf und als er ihr nun mit dem Hut in der Hand gegenüberstand, sah sie ihn unwillkürlich etwas prüfend und forschend an, als wollte sie ergründen, mit wem sie zu so später Stunde hier noch zusammengetroffen wäre.

Und plötzlich wurden ihre Blicke immer forschender, er merkte ihr ganz deutlich an, daß auch sie sich, wenn auch nur sehr flüchtig, ihrer ersten Begegnung erinnerte.

Noch immer sah sie ihn an, als suche sie in ihren Gedanken, dann fragte sie: „Haben wir uns nicht schon einmal irgendwo getroffen? Mir ist, als sähen wir uns heute nicht zum ersten Mal?“

„Ja und nein, gnädiges Fräulein,“ gab er ihr zur Antwort, und es wurde ihm nicht leicht, seiner Stimme einen völlig gleichgültigen Klang zu geben. „Vor einigen Tagen hatte ich das Glück, Sie auf der Terrasse des Romanischen Cafés zu sehen. Sie waren mit einigen Freundinnen zusammen, vielleicht erinnern Sie sich des Nachmittages noch.“

„Richtig, richtig,“ stimmte sie ihm bei, und ihn von neuem ansehend, fragte sie nach einer kleinen Pause: „Das waren Sie also?“

„Allerdings, meine Gnädigste, ich bin's und ich bitte um Erlaubnis, mich Ihnen bei dieser Gelegenheit vorstellen zu dürfen: von Rhaden, Oberleutnant a. D.“

„Und sie wohnen auch hier im Hause?“

Sie schien ihre Verwunderung immer noch nicht überwunden zu haben.

„Ganz recht, gnädiges Fräulein, ich wohne auch hier, allerdings nicht im Vorder-, sondern im zweiten Hinterhaus.“

„Welch sonderbares Zusammentreffen.“

Ihm lag es auf der Zunge, ihr zu sagen, daß er dem Zufall sehr dankbar sei, der ihn sie hier endlich wiederfinden ließ, aber er hielt es doch für besser, das nicht auszusprechen. So meinte er nur: „Aber eigentlich ist es doch ganz selbstverständlich, daß sich die Bewohner desselben Hauses einmal an der Tür oder im Vorflur begegnen.“

Sie war ihm dankbar für seine Worte, denn sie hatte die Empfindung, ihr Erstaunen über die Begegnung zu deutlich verraten und demselben damit eine Bedeutung zugelegt zu haben, aus der er, wenn er wollte, seine Schlüsse ziehen konnte. Sie freute sich, daß er das Zusammentreffen als etwas ganz Selbstverständliches hinstellte.

„Sie haben recht,“ stimmte sie ihm bei, „aber auf jeden Fall bin ich Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie mir die verschlossene Pforte öffneten. Ich war schon drauf und dran, in ein Hotel zu fahren, und so etwas ist für eine alleinstehende Dame um diese Stunde, noch dazu ohne jedes Gepäck, sehr unangenehm.“

Sie reichte ihm zum Abschied die Hand, die er an seine Lippen führen wollte, aber in demselben Augenblick, in dem er sich über ihre Rechte beugte, erlosch der Fünfminutenbrenner und sie beide standen im Dunkeln. Unwillkürlich stieß sie einen kleinen Schrei aus, aber er eilte schnell hin, um das Licht von neuem zu entzünden. Als er sich dann wieder zu ihr wandte, war sie schon auf die untersten Stufen der Treppe gestiegen, die zu ihrer Wohnung hinaufführte.

„Schade,“ meinte er, „daß das Licht gerade ausgehen mußte, als ich Ihnen die Hand küssen wollte.“

Das Bedauern klang so herzlich, aber zugleich auch so komisch, daß sie fröhlich auflachte. Dann reichte sie ihm, als wäre das etwas ganz selbstverständliches, von neuem die Hand zum Kuß.

Er fühlte, wie das Blut in seinen Adern schneller floß, als er ihre schlanke, wohlgepflegte Rechte, von der sie auf der Straße wohl schon den Handschuh abgestreift haben mochte, in der seinen hielt, und er war in Versuchung, mehr als einen Kuß darauf zu drücken. Aber er bezwang sich und küßte die Hand so förmlich, als wäre sie eine Fürstin, die ihm ihre Rechte zum Handkuß dargeboten hätte.

Er sah ihr nach, wie sie die Stufen zu ihrer Wohnung emporstieg, und er verschlang ihre schlanke, biegsame Gestalt ebenso wie damals mit seinen Blicken.

Sie mochte sein Stehenbleiben da unten anders deuten, denn sie wandte sich jetzt nach ihm um: „Sie brauchen wirklich nicht zu warten, Herr Leutnant, bis ich oben bin, ich gehe den Weg ja immer allein.“

Er ging schnell auf den Gedanken ein, den sie ihm zuschob: „Wenn Sie gestatten, gnädiges Fräulein, bleibe ich trotzdem hier, bis ich höre, daß Sie die Tür oben geschlossen haben.“

Ihn durchfuhr es, ob es nicht von Anfang an ritterlicher gewesen wäre, sie nach oben zu begleiten, aber das hätte in dieser späten Stunde vielleicht aufdringlich erscheinen können. Nein, es war schon besser so.

Wenig später hörte er die Tür oben ins Schloß fallen und jetzt erst suchte auch er seine Wohnung auf. Dort harrte seiner eine große Überraschung. Die Feuerversicherungsgesellschaft bat ihn in Beantwortung seines eingereichten Gesuches, sich dort morgen vormittag um elf Uhr im Direktionsbureau vorzustellen.

Also doch!

Ein Hoffnungsschimmer leuchtete ihm, vielleicht gelang es ihm, die Anstellung dort zu erhalten. Er nahm es als ein gutes Zeichen, daß er den Brief der Direktion an demselben Tage erhielt, an dem er durch einen Zufall Fräulein Krammer kennen gelernt hatte.

Vergessen war alles Traurige, das er heute gehört und erlebt hatte, und voll freudigen Vertrauens blickte er in die Zukunft.

III.

Pünktlich zur befohlenen Minute fand Rhaden sich am nächsten Vormittag im Hause der Gesellschaft ein. Hatte er schon von außen den gewaltigen, imposanten Bau bewundert, so war er erst recht über den gediegenen und vornehmen Luxus erstaunt, mit dem sämtliche Räume ausgestattet waren. Sowohl bei der Einrichtung der Bureaus, in die er durch die offenstehenden Türen einen Blick werfen konnte, als auch der anderen Zimmer schien man der modernen Raumkunst gehuldigt zu haben, jedenfalls erweckte es den Eindruck, als wenn die Möbel für jedes einzelne Zimmer erst besonders entworfen und dann ausgeführt worden wären.

Der Portier hatte Rhaden nach der ersten Etage verwiesen, ein Page fragte nach seinen Wünschen und nahm dann seine Karte in Empfang, um sie in das Direktionsbureau zu tragen.

Nun wartete er wohl schon eine Viertelstunde und länger in dem Lesezimmer, in dem zahllose Zeitungen und Blätter auslagen, darauf, daß er vorgelassen werde, und er hatte Zeit genug, das um ihn herum herrschende

Leben und Treiben zu beobachten. In den Bureaus waren zahlreiche Angestellte, sowohl Herren wie Damen, tätig, die Schreibmaschinen klapperten, jeden Augenblick klingelte das Telephon, Besucher kamen, die diesen oder jenen Herrn zu sprechen wünschten, dazwischen tönten die elektrischen Glocken, die bald eine Sekretärin, bald einen Diener herbeiriefen, Kassenboten erschienen, um Geld auszuzahlen oder in Empfang zu nehmen, kurz, überall herrschte eine fieberhafte Tätigkeit.

Ganz unwillkürlich verglich Rhaden diesen Geschäftsbetrieb hier mit dem auf einem Regimentsbureau. Er hatte in einer stillen Dienstperiode den beurlaubten Adjutanten einmal vertreten und sich über die Schreiber und Ordonnanzen, die immer mit neuen Anfragen kamen, halbtot geärgert. Manches Donnerwetter war denen an den Kopf geflogen, wenn sie ihn nicht einmal seinen Namen in Ruhe schreiben ließen.

Er mußte unwillkürlich lächeln. Wenn auch hier jeder Störenfried mit einem Donnerwetter begrüßt würde, dann käme man den ganzen Tag nicht aus dem Fluchen heraus.

Von dem Diener hineinbegleitet, rauschte jetzt eine vornehme Dame in das Lesezimmer. Sie ging dicht an ihm vorbei, und er erhob sich halb, um ihr seine Verbeugung zu machen. Kühl, aber höflich wurde der Gruß erwidert.

Ob sie dich wohl über die Schulter ansehen würde, wenn sie wüßte, warum du hier antichambrierst, dachte er.

Er hatte auch dem Pagen, der ihn anmeldete, den Zweck seines Kommens nicht genannt. Was brauchte der Bengel zu wissen, was ihn hierher führte.

Je länger er warten mußte, desto nervöser und unruhiger wurde er, desto unwahrscheinlicher wurde es ihm, daß er hier eine Stellung finden würde.

Jetzt kam der Page in das Zimmer und näherte sich ihm. Rhaden erhob sich sofort, um ihm gleich folgen zu können, aber trotzdem der Bengel erst sechzehn Jahre alt war, winkte der ihm schon mit einer gewissen gönnerhaften Miene, ruhig sitzen zu bleiben: „Der Herr Direktor läßt um Entschuldigung bitten, die Konferenz wird sich noch etwas hinziehen. Der Herr Direktor läßt fragen, ob es dem Herrn Leutnant möglich wäre, vielleicht in einer Stunde wieder zu kommen, sonst morgen um dieselbe Zeit.“

Nein, nicht morgen, heute mußte die Entscheidung fallen, er hatte ja keine Zeit und kein Geld mehr zu verlieren. Und leicht war es ihm auch nicht geworden, den Gang hierher anzutreten. Es war doch nicht ausgeschlossen, daß man auf seine Dienste verzichtete, und die Ablehnung seiner Bewerbung persönlich in Empfang zu nehmen, bildete auch weiter keine Annehm-

lichkeit, Auch das sollte erst gelernt sein, solche Demütigungen hinzunehmen.

„Sagen Sie dem Herrn Direktor, ich würde in einer Stunde wieder hier sein.“

Der Page reichte ihm Cylinder und Stock, und Rhaden schlenderte draußen in den Straßen eine Stunde auf und ab. Ihm war erbärmlich zu Mut. Voller Neid betrachtete er die Passanten, die teils geschäftig, teils lachend und plaudernd an ihm vorüberschritten. Die hatten es gut, die waren schon fest angestellt oder besaßen sonst irgendwelches Einkommen und brauchten nicht, wie er, hier draußen in der Ungewißheit zu warten.

Es war das erste Mal, daß er um eine Anstellung bat, da wurde ihm das Warten doppelt schwer.

Und die Zeiger der Uhr schienen nicht vorwärts zu rücken! Aber endlich wurde es doch für ihn Zeit, von neuem die breiten, bequemen Treppen in dem Haus der Versicherungsgesellschaft emporzusteigen. Und dieses Mal brauchte er nicht zu warten, er wurde sofort durch eine Flucht von Zimmern in das Direktionsbureau geführt.

„Von Rhaden!“ „Direktor Weber!“ stellten die beiden Herren sich einander vor.

Mit einer freundlichen Handbewegung lud der Direktor seinen Besucher ein, ihm gegenüber in einem der bequemen Lederfauteuils Platz zu nehmen. Dann be-

gann er gleich, während er bei dem Sprechen in Rhadens Bewerbungsschreiben blätterte, das vor ihm auf dem Tisch lag: „Sie haben sich bei uns um eine Anstellung beworben, Herr von Rhaden. Es ist selbstverständlich, daß ich nicht alle Herren, die sich in einer solchen Angelegenheit an uns wenden, persönlich empfangen kann, aber ich glaubte, es wäre Ihnen mit Rücksicht auf Ihren Namen und auf Ihre frühere Stellung lieber, wenn ich selbst mit Ihnen unterhandelte, als wenn dies durch einen meiner Beamten geschähe.“

Rhaden verneigte sich: „Ich bin Ihnen in der Tat für diese Liebenswürdigkeit aufrichtig dankbar.“

Direktor Weber lehnte jeden Dank ab: „Was ich tue, tue ich gern, denn ich kann mich auf Grund Ihres Schreibens sehr wohl in Ihre Lage hineinversetzen und ich fühle es Ihnen nach, daß Ihnen der Weg heute morgen hierher nicht leicht geworden ist.“

„In der Tat nicht, Herr Direktor,“ stimmte Rhaden bei, und er merkte, daß er vor Verlegenheit etwas rot wurde.

Der Direktor suchte ihm in liebenswertester Weise über das Peinliche des ersten Augenblicks hinweg zu helfen und meinte jovial: „Na, nun sind Sie ja aber hier, und ich denke, Sie werden auch als einer der unsrigen hier bleiben. Allerdings muß ich Sie von vornherein

auf eins aufmerksam machen: während Ihrer Einarbeitung erhalten Sie gar keine Bezahlung."

In Rhadens Gesicht zeigte sich nur zu deutlich die Enttäuschung: „Und wie lange wird die Zeit der Einarbeitung dauern?“

Direktor Weber, ein hoher Fünfziger, in seinen Manieren, in seiner äußeren Erscheinung, sowie in der auf seinen Anzug verwendeten Sorgfalt ein wirklicher Gentleman, sah mit seinen blauen Augen, die sehr viel Herzensgüte verrieten, voller Teilnahme auf seinen Gast. Dessen Frage verriet ja zur Genüge, wie es um ihn stand.

Er schwieg noch eine kleine Weile, um dem anderen Zeit zu lassen, sich von seiner Enttäuschung zu erholen, dann fuhr er fort: „Im Allgemeinen rechnen wir dafür zwei Monate, manchmal dauert es länger, manchmal kürzer; das hängt natürlich ganz von der Geschicklichkeit, dem Eifer und dem Fleiß des Neuangestellten ab. Das Pensum, das Sie zu bewältigen haben, ist ziemlich umfangreich, denn wir haben nicht nur die Versicherung gegen Feuerschaden, sondern auch gegen Diebstahl, gegen Unfälle auf der Eisbahn und auf Seereisen und noch manches andere. In all diese Zweige werden Sie sich natürlich erst gründlich einarbeiten müssen. Aber in erster Linie handelt es sich jetzt darum, ob Sie finanziell diese Probezeit aushalten können. Unsere Statuten und

Bestimmungen sind in der Hinsicht auch für mich persönlich bindend."

Wieder fühlte Rhaden, wie ihm das Blut in die Wangen stieg: „Wenn es mir auch schwer wird, ich halte die Zeit schon noch durch, Herr Direktor. Vielleicht darf ich mir bei dieser Gelegenheit gleich die Frage erlauben, wie hoch sich dann in Zukunft meine Einnahmen belaufen werden?“

„Am Anfang natürlich nur bescheiden,“ lautete die Antwort, „aber unsere Gesellschaft stellt prinzipiell keinen Herrn nur auf Provision an. Sie bekommen zuerst 125 Mk. Monatlich Fixum und dazu gesellt sich natürlich der Gewinnanteil, dessen Höhe ganz von Ihrer Geschicklichkeit und Ihrer Tüchtigkeit abhängt.“ Und als er sah, daß Rhaden jetzt, wohl bei dem Gedanken an die Provision, leise zusammenzuckte, fuhr er fort: „Die Herren denken sich die Herbeiführung neuer Kunden viel schwieriger, als es ist. Wenigstens bei unserer Gesellschaft wird es den Herren leicht gemacht. Im Gegensatz zu vielen anderen schicken wir unsere Vertreter natürlich nicht auf gut Glück zu Herrn Müller oder Herrn Schulze, sondern wir sind genau über solche Herrschaften informiert, die für uns in Frage kommen. In erster Linie natürlich die jungen Eheleute, die ihren Haushalt versichern müssen. Für die Versicherung gegen Einbruch sind es die Familien, die neu nach

Berlin ziehen, oder solche, von denen wir wissen, daß sie viel auf Reisen sind. Wir haben ein eigenes Bureau, in dem die einzelnen Ressorts bearbeitet werden, und die Adressen werden dann an die einzelnen Herren verteilt. Fast immer pflegen wir den bevorstehenden Besuch unserer Vertreter den Herrschaften vorher schriftlich anzumelden, so daß diese also schon vor Ihrem Kommen darüber unterrichtet sind, um was es sich handelt. Für die Herren kommt es natürlich darauf an, den Herrschaften die Notwendigkeit einer Versicherung vor Augen zu führen und, wenn Sie die Versicherung abschließen, diese so hoch wie möglich, dabei aber doch dem Wert des Inventars entsprechend festzustellen. Denn es gilt natürlich auch unsere Interessen zu vertreten und uns nicht etwa in die Lage zu bringen, bei einem Brand für wertlose Sachen unverhältnismäßig hohe Summen auszahlen zu müssen. Die Höhe der Provision, die Ihnen winkt, darf also nicht allein maßgebend für Sie sein. Doch das alles lernen Sie ja gründlich in der Probezeit, während der Sie hier in unserem Bureau eingearbeitet werden. Ich hielt es nur für meine Pflicht, Ihnen schon heute wenigstens kurz anzudeuten, wie sich später Ihre Tätigkeit gestalten

wird. Noch ist es für Sie ja Zeit, ‚nein‘ zu sagen, denn für Sie und für uns ist es verlorene Mühe und Arbeit, wenn Sie nach einigen Wochen Ihren Entschluß wieder

ändern sollten. Ich rede Ihnen aber in Ihrem eigenen Interesse zu, bei uns zu bleiben. Nicht etwa, weil es uns an Bewerbern fehlt. O nein, wir sind beim besten Willen nicht imstande, auch nur den zehnten Teil der Herren zu beschäftigen, die uns darum bitten. Auf demselben Stuhl, wie jetzt Sie, hat schon so mancher Ihrer früheren Kameraden gesessen. Einige von ihnen fanden hier Anstellung, anderen konnte ich ihren Wunsch nicht erfüllen; manche schickte ich auch wieder fort, weil der Eindruck, den sie auf mich machten, nicht vertrauenerweckend war. Mit zahllosen Offizieren a. D. jeder Charge und jeden Alters, vom Leutnant bis hinauf zur Excellenz, habe ich mich hier unterhalten, und ich tue dann stets, was ich kann, denn ich habe selbst einen Sohn der Offizier ist. Und an den muß ich immer denken, wenn mir einer von Ihnen gegenüber sitzt. Und zum Schluß noch eins. Aus Ihrem Schreiben, das Sie an unsere Gesellschaft richteten, und aus Ihrer Persönlichkeit spricht etwas zu mir, das mich sehr für Sie einnimmt. Ich möchte Ihnen gerne helfen, denn ich sehe, daß Sie Hilfe brauchen, und glaube, daß Sie der Hilfe würdig sind. Bei dem besten Willen kann ich natürlich nicht jedem Bewerber so viel Zeit opfern, wie Ihnen, und nicht jedem eine so lange Rede halten, — wohin käme ich dann wohl? Aber irgend etwas ist mir an Ihnen sympathisch, ist es vielleicht eine gewisse Ähn-

lichkeit, die Sie mit meinem Jungen haben, ist es Ihr Wesen, das mich an ihn erinnert, ich weiß es nicht. Das ist ja aber auch ganz gleich. — So, nun habe ich mehr als ausführlich genug zu Ihnen gesprochen, jetzt ist es bei Ihnen, zu entscheiden, ob Sie kommen wollen oder nicht.“

„Ich komme.“

Ohne jedes Besinnen, fest und entschlossen, gab Rhaden seine Antwort. Voller Interesse hatte er den Ausführungen des Direktors zugehört. Gewiß, er würde es erst lernen müssen, sich an die ihm bevorstehenden geschäftlichen Besuche zu gewöhnen, aber arbeiten wollte und mußte er ja, und die Liebenswürdigkeit und das ganze Wesen des Direktors flößten ihm so viel Vertrauen ein, daß er sich sagte: ‚Einen besseren Vorgesetzten, als du ihn hier bekommst, findest du nirgends.‘

Der Direktor reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand: „Das freut mich. Sie werden natürlich ebenso wie jeder andere anfangen müssen, dafür haben Sie aber auch die Möglichkeit, sich bei uns hinaufzuarbeiten. Wie weit Sie es bringen, liegt einzig und allein bei Ihnen. An dem Wohlwollen der Direktion und besonders an meinem persönlichen Interesse wird es Ihnen nicht fehlen.“

Dann wurden kurz noch einige andere geschäft-

liche Sachen besprochen. Schon morgen früh um neun sollte Rhaden sich im Bureau einfinden und sich bei einem Herrn Fricke melden, der beauftragt werden würde, ihn in das Geschäft einzuführen. Die Bureaustunden waren die üblichen, von neun bis eins und von drei bis sechs.

Endlich verabschiedete der Direktor seinen Besucher mit freundlichem Händedruck, und als Rhaden wenig später auf die Straße trat, erschien ihm sein Dasein im rosigsten Lichte. Alle trüben Gedanken der letzten Zeit waren von ihm gewichen, er hatte eine Stellung gefunden und damit die Möglichkeit, sich ein Einkommen zu schaffen, das zum Leben ausreichte. Allerdings, große Sprünge würde er am Anfang nicht machen können, aber er hatte es ja schon inzwischen gelernt, sich in vielem einzuschränken, und er würde in Zukunft auch noch das eine oder das andere entbehren können. Vor allen Dingen blieb es ihm jetzt erspart, die Kunst lernen zu müssen, ganz ohne Geld zu leben, jene Kunst, von der Elmholz ihm so viel gesprochen hatte.

Er atmete erleichtert auf, ihm war, als wären alle Sorgen für die Zukunft von ihm gewichen, bis ihm mit einem Male einfiel: ‚Wovon sollte er die nächsten zwei Monate leben?‘

So plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er mitten auf der Straße stehen blieb und erschrocken vor sich

hin starrte. Nur um die Anstellung zu erhalten, hatte er eine Zusage gemacht, an deren Erfüllung er in dem Augenblick selbst geglaubt hatte, die ihm aber jetzt ganz unmöglich erschien.

Von den anderen Passanten mehr geschoben als aus eigenem Willen setzte er seinen Weg fort. An der nächsten Straßenecke drückte ihm einer der herumstehenden Männer einen Zettel in die Hand:

Wenn Sie alte Kleider verkaufen wollen, wenden Sie sich an mich, ich zahle die höchsten Preise. Für Beinkleider bis zu zwölf Mark, für ganze Anzüge vierzig Mark.

Ohne diesen Zettel zu Ende zu lesen, warf Rhaden ihn fort. Nein, verkaufen wollte er nichts, man bekam ja doch nichts dafür und mußte schließlich für neue Sachen, die man dann doch brauchte, das Vielfache wieder bezahlen. Aber der Gedanke an das Leihhaus wurde plötzlich in ihm wach. Wenn er da die Winter Sachen hingab, die er jetzt nicht brauchte, vor allen Dingen seinen schweren Pelz und dann seine goldene Uhr, ein schönes Glashütter Werk, für das er einst selbst zwölfhundert Mark bezahlt hatte, oder besser gesagt, schuldig geblieben war, bis sie dann bei der großen Schlußabrechnung mitbeglichen wurden, dann war ihm geholfen. Fünfhundert Mark mußte die Uhr ihm doch allein bringen; er konnte sich vorläufig mit seiner alten

Silbernen begnügen, die er noch aus seiner Kadettenzeit aufbewahrt hatte. Er rechnete sich im Geiste aus, was ihm wohl alle Sachen zusammen brächten — tausend Mark wenigstens, nein, mehr, sicher zwölfhundert. Das war viel Geld, das langte nicht nur für die Probezeit, sondern auch später noch für die ersten Monate, in denen er naturgemäß nur wenig Abschlüsse machen und geringe Provision verdienen würde. Und später, zum Winter, wenn dann die größeren Einnahmen kamen, konnte er nach und nach die Sachen wieder auslösen.

Er hatte in seinen Leutnantsjahren sein Geld leicht ausgegeben, nie gerechnet, sich immer vom Kapital schicken lassen, ohne daran zu denken, daß seine Mittel damit zu Ende gingen, aber wirklich leichtsinnig war er trotzdem nie gewesen.

So war ihm im ersten Augenblick der Gedanke entsetzlich, seine schönen Sachen ins Pfandhaus zu geben, aber er tat es ja schließlich nicht, um das Geld, das er erhielt, zu verjubeln und zu verschwenden, sondern lediglich, um sich die Mittel zu verschaffen, später verdienen zu können. Und das überwand schließlich seine Bedenken.

So aß er denn schnell im Vorübergehen in einem Restaurant zu Mittag und bestellte sich für eine spätere Stunde telephonisch einen Messenger-Boy in seine

Wohnung. Der konnte die Besorgung für ihn übernehmen, sein persönliches Erscheinen war ja nicht erforderlich, die Sachen wurden im königlichen Pfandhaus ohne Ansehen der Persönlichkeit bewertet.

Pünktlich um vier war der Boy zur Stelle. Rhadens Wirtin war glücklicherweise nicht zu Hause, so konnte er die Sachen fortschicken, ohne daß die etwas davon merkte. Es wäre ihm mehr als peinlich gewesen, die zur Mitwisserin machen zu müssen.

Auf zwölfhundert Mark hatte Rhaden gerechnet. Als der Boy erst nach reichlich drei Stunden zurückkam, weil er eine Ewigkeit hatte warten müssen, da brachte er noch keine vierhundert.

Rhaden fühlte, wie er blaß wurde. Ganz entsetzt starrte er auf das Geld, das der Boy ihm vorzählte. „Das ist alles?“ stotterte er endlich.

Der Boy zeigte von neuem die Pfandscheine vor und addierte die darauf vermerkten einzelnen Posten zusammen. Es stimmte. Aber als er dann sah, wie verzweifelt sein Auftraggeber war, suchte der Junge, ein heller, aufgeweckter Kopf, ihm die Sache zu erklären: „Der Herr Leutnant hätten man die Menge Pelze und Uhren sehen sollen, die da heute nachmittag ins Pfandhaus geschleppt wurden, und noch dazu von den feinsten Herrschaften. Da sinken die Sachen natürlich im Wert, denn wenn es nachher zur Auktion

kommt, wer soll denn all die teuren Pelze und Uhren kaufen? So viel arme Leute, die so viel Geld dafür übrig haben, gibt es doch gar nicht, und die reichen kaufen es doch erst recht nicht, die kaufen doch nur neue Sachen."

Rhaden hatte sich inzwischen gefaßt. Schließlich, wenn er sich einschränkte, reichten die vierhundert Mark mit dem, was er noch besaß, ja auch eine ganze Weile, und je weniger er jetzt erhielt, desto weniger brauchte er später zurückzuzahlen. Das hatte auch sein Gutes. So schickte er den Boy fort, nachdem er ihm ein gutes Trinkgeld in die Hand gedrückt hatte; der konnte ja nichts dafür, daß das Pfandhaus nicht mehr zahlte. Aber eine gewisse Mißstimmung blieb doch in ihm zurück, seine Laune war die denkbar schlechteste, bis er dann schließlich dahinter kam, daß dem eine ganz andere Veranlassung zu Grunde lag, als er zuerst annahm. Er hatte heute nachmittag zwischen vier und sechs Uhr seinen Besuch bei Fräulein Krammer machen wollen, das hatte er sich am Morgen vorgenommen.

Er war nach reiflicher Überlegung zu der Überzeugung gekommen, daß er es hier wohl wagen könne, seine Karte bei Fräulein Krammer abzugeben, ohne dadurch irgendwie aufdringlich zu erscheinen. Gerade der Umstand, daß er sie zu so später Stunde zwischen Tür und Angel kennen lernte, machte es ihm nach

seiner Meinung sogar zur Pflicht, ihr einen offiziellen Besuch abzustatten, umsomehr, als sie sich bei dem Zusammentreffen doch längere Zeit miteinander unterhalten hatten.

Nur dadurch, daß er auf die Rückkehr des Boy wartete, hatte er die Stunde verpaßt. Jetzt war es schon nach sieben, da konnte er unmöglich noch zu ihr gehen und in den nächsten Tagen würde er keine Zeit dazu finden. Bis sechs hatte er regelmäßig im Geschäft zu tun, ehe er dann zu Hause war und Toilette gemacht hatte — unmöglich, dann wurde es wenigstens halb acht. Und auch in der Mittagspause bot sich ihm keine Gelegenheit, Visite zu machen; der Weg hierher war zu weit, und selbst wenn sie ihn dann annahm, aber ihn vielleicht aus irgend einem Grunde einen Augenblick warten ließ, dann konnte er ihr doch nicht sagen lassen, das Warten sei ihm leider unmöglich, er müsse pünktlich um drei wieder im Bureau sein. Nein, vor Sonntag fand er bei dem besten Willen keine Zeit, zu ihr zu gehen, — und heute war erst Dienstag. Es war wirklich, um aus der Haut zu fahren. Wer wußte, ob er sie am Sonntag antraf?

Mit einem Mal schwand seine ganze Freude über die Beschäftigung, die er gefunden hatte, wieder dahin. Hätte er Fräulein Krammer nicht ein paar Monate eher kennen lernen können, als er noch Zeit und

Geld besaß? Mußte die Anstellung gerade jetzt erfolgen und ihm fast jede Möglichkeit nehmen, sich der jungen Dame zu nähern?

Es war wirklich zu langweilig.

Ärgerlich warf er sich in seinen Lehnstuhl und zündete sich eine Zigarette an.

„Gehen der Herr Leutnant aus, oder soll ich etwas Abendbrot besorgen?“

Die Wirtin war ins Zimmer getreten und brachte ihm die Abendzeitung herein: „Hier, das müssen der Herr Leutnant lesen. Gestern Abend ein Selbstmord auf der Friedrichstraße. Was es doch für Elend auf der Welt gibt, und das war sogar noch ein früherer Offizier.“

Schnell nahm Rhaden ihr das Blatt aus der Hand. Seine eigenen Angelegenheiten und der Gedanke an Fräulein Krammer beschäftigten ihn heute so, daß er darüber das traurige Erlebnis des gestrigen Tages ganz vergessen hatte. Jetzt aber stand die ganze Scene wieder mit erschreckender Deutlichkeit vor ihm.

„Werden der Herr Leutnant heute noch fortgehen?“ erkundigte sich die Wirtin zum zweiten Mal, da er sie über der Lektüre des Blattes ganz zu vergessen schien.

Rhaden sah flüchtig auf: „Nein, ich bleibe hier; bitte, besorgen Sie mir eine Kleinigkeit und ein paar

Glas Bier. Ich will früh schlafen gehen, denn von morgen an muß ich des Morgens um sieben Uhr aufstehen, wenn ich pünktlich im Bureau sein will."

Er kam sich ganz stolz vor, seiner Wirtin so nebenbei erzählen zu können, daß er eine Tätigkeit gefunden hätte.

Die schlug vor freudigem Erstaunen die Hände zusammen und konnte sich über die frohe Botschaft gar nicht beruhigen, bis Rhaden sie unter dem Vorwand, daß er vor Hunger beinahe umfalle, endlich fortschickte. Dann nahm er das Blatt von neuem zur Hand. Ohne Rücksicht auf die Familie des Verstorbenen wurde dort ausführlich alles erzählt, was ihn in den Tod getrieben hatte. Schon vor zehn Jahren war der Hauptmann, der früher in einem Infanterie-Regiment gestanden hatte, nach Berlin gekommen, nur auf seine Pension als Hauptmann zweiter Klasse angewiesen, da die Pflichten der Geselligkeit und mancherlei Krankheiten das Kommissvermögen seiner Frau bis auf den letzten Pfennig verschlungen hatten. Es war ihm bald geglückt, bei einer Sektfirma als Reisender anzukommen, aber da die Erfolge ausblieben, wurde ihm gekündigt. Dann reiste er für eine Zigarrenfabrik. Aber auch hier blieb der kontraktlich festgelegte Mindestabsatz aus. Dem Verstorbenen mochte wohl jedes kaufmännische Talent fehlen. Es wollte ihm nicht mehr gelingen, irgend eine

feste Stellung zu finden. Vorübergehend wurde er an einem der städtischen Bureaus beschäftigt, aber auch das war nicht von langer Dauer. Trotzdem gab er die Hoffnung nicht auf, noch einmal auf den grünen Zweig zu kommen, und das schien sich, wenigstens in seinen Augen, erfüllen zu sollen, als sich ihm vor kurzem Gelegenheit bot, als stiller Teilhaber bei einem geschäftlichen Unternehmen mit fünfzehntausend Mark einzuspringen. Eine Verzinsung des Kapitals mit 15% war ihm garantiert, außerdem war ihm eine Stellung als zweiter Direktor mit dreitausend Mark Fixum in Aussicht gestellt. Er war in der ganzen Stadt herumgelaufen, um das Geld, dessen Anlage allen gerade wegen der zugesagten hohen Verzinsung unsicher erschien, aufzutreiben. Schließlich hatte ihm ein Bekannter, nur um seinem Drängen zu entgehen, erklärt: „Ich werde mir die Sache nochmals überlegen und treffe dich entweder selbst in dem Café oder schicke dir durch einen Boten Nachricht, ob ich die Sache mache oder nicht.“

Vergebens warnte ihn seine Familie, an diese Worte zu große Hoffnungen zu knüpfen. Er selbst war fest davon überzeugt, daß der Freund ihm bei dem Rendezvous nicht nur sein Einverständnis, sondern auch sofort das bare Geld bringen würde. Er sah sich schon von allen Sorgen befreit, er glaubte wieder an die

Möglichkeit, den Seinen jede Not fernhalten zu können, und als dann doch die Enttäuschung kam, als die Zusage ausblieb, brachte er seinen Entschluß, den er wohl schon längst im Stillen gefaßt haben mochte, zur Ausführung. Völlig daran verzweifelnd, daß es ihm noch jemals wieder gelingen würde, für die Seinen arbeiten und verdienen zu können, machte er in der Verzweiflung seinem Leben ein Ende. Der Verstorbene hinterließ eine Witwe und fünf Kinder in den allertraurigsten Verhältnissen. Es wurde in dem Blatt angeregt, den Hinterbliebenen wohltätige Gaben zuzuwenden, denn es fehlte ihnen nicht nur an barem Gelde, sondern auch an Möbeln und Kleidungsstücken, die bis auf das Allernotwendigste verkauft oder verpfändet waren.

Rhaden war ganz erschüttert, als er das las, zumal er noch gestern Abend mit dem Verstorbenen an einem Tisch zusammengesessen hatte. Er versuchte, sich die Not der Familie auszumalen, und er beschloß, wenigstens auch seinen kleinen Teil zur Linderung derselben beizutragen, und sandte sofort einen Betrag an die Witwe ab.

Rhaden las dann den traurigen Bericht noch einmal durch und unwillkürlich dachte er an die verschiedenen Inserate, die ihm stets aufgefallen waren, wenn er eine Zeitung zur Hand nahm:

Für Offiziere a. D.

An einem bedeutenden industriellen Unternehmen ist die Stelle des ersten Direktors an einen durchaus repräsentationsfähigen Herrn von angenehmem Äußeren und tadellosen Umgangsformen zu vergeben. Anfangsgehalt 6000 Mk. Kaufmännische Kenntnisse nicht erforderlich. Bedingung ist Beteiligung an dem Unternehmen mit einem größeren Kapital, das mit zehn Prozent verzinst wird.

Er und die Kameraden nannten diese Offerten den Bauernfang.

Gewiß, es mochten unter den Inserierenden auch solide Firmen sein, aber meistens kam es doch darauf an, einen Dummen einzufangen, der sein Geld hingab und sich dafür Direktor nennen lassen durfte. Der Titel zog. Man konnte Direktor werden, einen Posten erhalten, ohne daß man sich dadurch als früherer Offizier etwas vergab, und dazu noch das hohe Anfangsgehalt. Auf den Gedanken, daß die Bewerber, die sich auf solche Annoncen hin meldeten, sich ihr Gehalt in den ersten Jahren, wenn auch nur indirekt, selbst aus ihrer Einlage zahlten, daß auch die hohen Zinsen einfach von ihrem Kapital genommen wurden, schienen die Bewerber gar nicht zu kommen. Sie schickten Bilder und Bewerbungsschreiben ein, gaben Freunde und

Bekannte als Referenzen auf, und die Gesellschaft selbst suchte sich unter den Reflektanten denjenigen aus, dem am meisten baar Geld zur Verfügung stand. Der Herr Direktor trat dann seine neue Stellung an, um häufig nur zu schnell einzusehen, daß er in eine Falle gegangen war. Er wurde sein Geld los und hatte als Entschädigung weiter nichts als den Direktortitel.

Und daß immer noch Leute auf diese Inserate hineinfielen, die doch zuweilen nur zu deutlich das Zeichen des Gimpelfanges trugen, bewies ja immer wieder, daß den meisten Offizieren a. D. jedes kaufmännische Urteil abgeht, denn sonst würden sie sich doch selbst sagen, daß ein streng reelles Unternehmen niemals einen Direktor, der absolut keine kaufmännischen Kenntnisse besitzt, beschäftigen und ihm obendrein noch ein hohes Gehalt zahlen kann.

Aber die Leute, die auf die Eitelkeit der Menschen im allgemeinen und der Offiziere a. D. im besonderen rechnen, schienen ja immer noch auf ihre Kosten zu kommen.

Trotzdem Rhaden zu Haus geblieben war, um sich bald niederzulegen, wurde es doch ziemlich spät, bis er schlafen ging. Wie so oft in den letzten Wochen hatte er auch heute Abend dagesessen und gegrübelt. Die Vergangenheit zog an ihm vorüber, die Gegenwart beschäftigte ihn mit ihren Sorgen, und dann wiederum

versuchte er sich auszumalen, wie sich seine Zukunft gestalten würde.

Und immer wieder kamen seine Gedanken auf Fräulein Krammer zurück. Ihre Erscheinung interessierte ihn vom ersten Augenblick an, und jetzt beschäftigte er sich auch mit dem Leben, das sie zu führen schien. Oft nannte er es selbst Neugierde. Für eine junge Dame, die nach seiner Schätzung höchstens sechsundzwanzig Jahre sein konnte, war es doch etwas sonderbar, daß sie ganz selbständig ihren eigenen Haushalt hatte, ohne daß eine Verwandte oder eine Hausdame bei ihr war. Stand sie ganz allein auf der Welt? Hatte sie so früh schon beide Eltern verloren? Woher stammte sie? Wo hatte sie ihre Erziehung genossen?

Er malte sich ihr Leben und ihre Vergangenheit immer von neuem und jedes Mal anders aus. Es machte ihm Vergnügen, für sie immer eine neue Lebensgeschichte zu erfinden, und er war begierig, ob die Wahrheit, die er vielleicht doch eines Tages erfahren würde, mit seinen Gedanken und Vorstellungen übereinstimmte.

So hatte er bis spät in die Nacht hinein mit seinen Gedanken gesessen, bis der Schlag der Uhr ihn daran erinnerte, daß es hohe Zeit sei, sich schlafen zu legen. Um sieben sollte er wieder aufstehen. So früh war er, seitdem er den Abschied genommen hatte, noch nie aus den Federn gekrochen. Warum hätte er das auch

gesollt? Er hatte ja in dieser Zeit nicht viel mehr zu tun gehabt, als zu essen, zu trinken und zu rauchen.

Leicht würde ihm das Aufstehen morgen nicht werden. —

Aber es ging doch besser, als er geglaubt hatte, und pünktlich um neun Uhr war er im Bureau und ließ sich bei Herrn Fricke melden.

Nach einigen Minuten erschien der selbst: eine große, hagere Figur, nicht eben sonderlich gut angezogen, mit etwas blanken Rockärmeln und in Beinkleidern, deren Kniee ein wenig durchgedrückt waren. In seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Haltung verriet er den trockenen Bureaumenschen. Er trug den Kopf vornübergebeugt und sah beim Sprechen seinem Partner immer von unten ins Gesicht. Er hatte etwas Unterwürfiges und doch etwas Bissiges an sich, und schon nach wenigen Minuten wußte Rhaden auch, weshalb. Fricke hatte, wie er sofort selbst erzählte, sein Jahr bei einem Potsdamer Garderegiment abgedient, war zum Vizefeldwebel avanciert, dann aber doch nicht Reserveoffizier geworden, angeblich nicht, weil seine Zeit und seine Mittel es ihm nicht erlaubten, die vielen Reserve-Übungen zu machen. In Wirklichkeit aber mochte die Sache wohl wesentlich anders liegen, denn er betonte die Worte „Herr Leutnant“ stets in einer Art und Weise, die nur zu deutlich seinen

Neid und den Ärger darüber verrieten, daß er diesen Titel nicht selbst führen durfte.

Auch sonst war er ein wenig angenehmer Lehrer. Wenn Rhaden etwas nicht sofort verstand und um eine nochmalige Erklärung bat, dann schien Herr Fricke ganz erstaunt, daß ein Herr von der Befähigung des Herrn Leutnants ihn nicht sofort begriffe. Mehr als einmal hatte Rhaden eine heftige Entgegnung auf den Lippen, aber er bezwang sich, er mußte sich ja in die neuen Verhältnisse fügen und es lernen, sich zu beherrschen. Aber schließlich bat er doch, wenn auch in liebenswürdigster Weise, ihn nicht mehr ‚Herr Leutnant‘ zu nennen: „Was ich früher war, ist ja ganz gleichgültig. Jetzt bin ich nicht mehr Offizier, ich gehöre nicht einmal mehr der Reserve an. Bitte, nennen Sie mich einfach bei meinem Namen.“

Aber damit kam er vom Regen in die Traufe, denn wie vorhin den Herrn Leutnant, so betonte Fricke jetzt stets das Wort „von“ und begleitete die Nennung des Namens immer mit einer devoten Verbeugung.

Sonst aber war Fricke ein tüchtiger Lehrer, der es bei seinem Vortrag verstand, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen. Der theoretische und praktische Unterricht wurden von Anfang an mit einander verbunden; schon nach zwei Stunden begann das Rechnen, und als endlich Mittagspause gemacht

wurde, war ihm von den Versicherungstabellen und all den Zahlen ganz wüst und wirr im Kopf.

Er speiste in einem in der Nähe gelegenen guten Bierrestaurant und hier machte er die Bekanntschaft eines früheren Kameraden, eines Herrn Langen, der gleich ihm bei der Versicherungsgesellschaft arbeitete, dort aber schon seit einer Reihe von Jahren fest angestellt war. Er kam an Rhadens Tisch heran und stellte sich ihm als Kollege vor: „Ich habe Sie heute morgen oben im Bureau gesehen und hoffe, daß Sie bald ganz zu uns gehören, denn eine bessere Gesellschaft hätten Sie gar nicht finden können.“

Rhaden war froh, die Bekanntschaft zu machen, er saß des Mittags hier dann doch nicht ganz allein und im Gespräch konnte er noch vieles, das ihn in seinem neuen Beruf interessierte, erfahren.

Bald saßen die beiden in lebhafter Unterhaltung, bis Langen plötzlich meinte: „Übrigens, was ich Ihnen schon gleich sagen wollte, Sie scheinen bei unserer Direktion ganz besonders gut angeschrieben zu sein und man setzt wohl große Hoffnungen auf Sie. Denn daß man Ihnen den Fricke als Lehrer gab, ist eine Auszeichnung, die nur den Allerwenigsten zu Teil wird.“

„Die aber trotzdem ihre Schattenseiten hat,“ warf Rhaden leicht hin.

Der andere sah sich um, ob auch kein Lauscher in

der Nähe wäre, dann sagte er: „Unter uns, der Fricke ist ein Aas. Pardon für das Wort, aber es stimmt. Eine ganz niederträchtige Kanaille, die auf uns, die wir doch früher Offiziere waren, eine Wut hat, weil er es selbst, Gott weiß aus welchen Gründen, nicht so weit brachte, denn an das Märchen, das er da von seinen eigenen Wünschen erzählt, glaubt kein Mensch, er selbst am allerwenigsten. Aber, und das ist ja schließlich die Hauptsache, er versteht das Geschäft, er ist eine kolossale Arbeitskraft und ein eminent tüchtiger Mensch, die rechte Hand der Direktion, die oft ohne ihn aufgeschmissen wäre. Wie gesagt, daß man Sie dem zur Einarbeitung überwies, läßt auf große Dinge schließen, die man von Ihnen erwartet, oder auf ganz hohe Protektion. Wir sind alle ganz baff im Bureau, aber beiden tun wir Sie trotzdem nicht. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, beißen Sie die Zähne fest aufeinander und lassen Sie Fricke reden und sticheln, so viel er will, ohne irgendwie darauf zu antworten. Das wird Ihnen die Direktion hoch anrechnen, während Sie andererseits halb unten durch sind, wenn Sie es zu einem Krach kommen lassen. Ich möchte sogar sagen, daß man Sie dem Fricke anvertraute, ist für die Direktion ein Prüfstein dafür, ob Sie es mit Ihren Arbeitsgedanken wirklich ernst meinen. Halten Sie durch, dann haben Sie gewonnen.“

Rhaden dankte dem Kameraden mit herzlichen Worten: „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich über alles aufklären. Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe. Ohne Ihre Ermahnungen hätte ich allen guten Vorsätzen zum Trotz vielleicht doch nicht den Mund gehalten. Eins aber bitte ich Sie allen anderen Herren zu sagen, wenn Sie dazu Gelegenheit haben, denn ich möchte nicht, daß irgendwelche Mißstimmung gegen mich wach wird: ich habe bei der Gesellschaft gar keine Protektion, ich kenne von der ganzen Direktion einen einzigen Herrn, und den sah ich gestern, als ich mich ihm vorstellte, zum ersten Male.“

„Wenn Ihnen wirklich daran liegt,“ erwiderte der andere, „will ich das den Herren gerne sagen, obgleich ich das für völlig überflüssig halte. Man kommt da so wenig miteinander in Berührung, daß es gleichgültig ist, was die lieben Nächsten im Bureau über uns denken. Man hat seinen Kontorbock, auf dem man reitet, seine Arbeiten in und außer dem Haus zu erledigen, jeder hat mehr als genug mit sich selber zu tun, und schlägt es sechs, dann ist man froh, wenn man fortgehen kann.“

Und wie recht der Kamerad mit den letzten Worten hatte, merkte Rhaden, als er gegen sieben Uhr seine Wohnung erreichte. Um sich noch etwas Bewegung zu machen, war er durch den Tiergarten nach Haus gegangen. Nicht von dem weiten Weg, sondern von der

ihm ganz ungewohnten Arbeit, von dem langen Sitzen in der Bureauluft, von den Zahlen und Tabellen, von den Paragraphen und Statuten, von Prämien und Policen und tausend anderen Dingen war er ganz dumm im Kopf und fühlte sich wie zerschlagen.

Seine Wirtin war ganz erstaunt, daß er auch heute zu Haus blieb und sich wieder mit dem einfachen kalten Aufschnitt und dem Flaschenbier begnügte: „Ich hole gerne von drüben aus der Wirtschaft ein paar Seidel herüber, vom Faß schmeckt es doch viel besser.“

Aber er lehnte dankend ab: „Lassen Sie es nur gut sein Frau Walter. Bis Sie mit dem Bier zurück sind, bin ich längst schlafen gegangen. Ich bin einfach tot und muß mich an dieses neue Leben erst gewöhnen. Na, mit der Zeit wird man es schon lernen.“

Ganz so schnell, wie er es hoffte, ging das aber doch nicht. Das ungewohnte frühe Aufstehen, die ganze veränderte Lebensweise fielen ihm auch in den nächsten Tagen rasend schwer.

So freute er sich wirklich wie ein Kind auf den Sonntag, den er sowieso ungeduldig herbeisehnte, um endlich Fräulein Krammer seine Aufwartung machen zu können.

Und als die Besuchsstunde dann endlich schlug, hatte er wirklich das Glück, sie zu Haus anzutreffen und von ihr empfangen zu werden. Nachdem er we-

nige Minuten im Salon gewartet hatte, trat Fräulein Krammer ins Zimmer, und er war von ihrer Schönheit nicht weniger geblendet, als von ihrer Toilette – nur in Paris konnte ein so raffiniert einfaches und dabei doch elegantes Kleid erfunden und ausgeführt worden sein.

Sie schien es erwartet zu haben, daß er ihr seine Aufwartung machen würde, denn sie zeigte sich von seinem Besuch keineswegs überrascht, sondern hieß ihn vielmehr mit herzlichen Worten willkommen.

„Und ich störe Sie wirklich nicht, gnädiges Fräulein?“ fragte er, während er sich auf ihre Einladung hin in einen Fauteuil ihr gegenüber niederließ, „ich bin es zwar gewohnt, Sie in glänzenden Toiletten zu sehen, aber diese Robe scheint mir doch daraufhin zu weisen, daß Sie entweder Gäste erwarten, oder im Begriff sind, selbst auf eine Gesellschaft zu gehen.“

„Gefällt Ihnen das Kleid?“ fragte sie. „Nicht wahr, es ist bezaubernd? Pariser Modell, aber doch hier gekauft, ich bin jedes Mal glücklich, wenn ich es anziehen kann.“

Das klang so offen und natürlich, beinahe kindlich.

„Und darf ich fragen, gnädiges Fräulein, welche besondere Veranlassung heute vorlag, dieses Kostüm zu wählen?“

„Gewiß, ich hatte die Absicht, auszufahren, in den

Grunewald zu Bekannten, die mich eingeladen hatten." Aber als er jetzt schnell aufsprang, um sie nicht länger zu stören, bat sie ihn lächelnd, ruhig wieder Platz zu nehmen: „Ich sagte Ihnen doch, ich war im Begriff, auszufahren, im letzten Augenblick, vor wenigen Minuten, wurde ich telephonisch wieder ausgeladen. Eins der Kinder ist plötzlich erkrankt, der Arzt weiß noch nicht genau, was vorliegt, da ist die Mutter begreiflicherweise in Angst und Sorge.“

Sie hatte, während sie sprach, nach dem Mädchen geklingelt, das jetzt ins Zimmer trat. Nun wandte sie sich an ihren Gast: „Sie trinken doch eine Tasse Tee mit mir?“ Und als er mit einer leichten Verbeugung die Einladung dankend annahm, winkte sie dem Mädchen, das weitere zu veranlassen.

„Und ich störe wirklich nicht?“ fragte er noch einmal.

„Aber keineswegs,“ entgegnete sie lebhaft. „Im Gegenteil, ich freue mich herzlich, daß Sie gerade heute kommen. Als ich die Absage erhielt, wußte ich wirklich nicht, was ich nun anfangen sollte. An einem Sonntag, noch dazu bei so schönem Wetter, trifft man selten seine Bekannten zu Hause und jemand im letzten Augenblick zu sich einladen, gelingt auch nur in den seltensten Fällen. Nein, ich freue mich wirklich, daß Sie da sind.“

Sie nahm von einem kleinen Tisch, der neben

ihrem Schemel stand, einen silbernen Cigarettenkasten und bot ihm denselben an: „Sie rauchen doch, Herr von Rhaden?“

„Wenn Sie es nicht geniert, gnädiges Fräulein.“

Sie lachte fröhlich auf: „Ja, riechen Sie es denn nicht, wie hier in den Zimmern geraucht wird? Ich rauche ja selbst den ganzen Tag, leider! Ich finde es nicht hübsch, wenn eine Dame es in der Hinsicht den Herren gleichtut, aber meine guten Vorsätze nützen mir garnichts, ich unterliege doch immer wieder der Versuchung.“

Sie hatte sich ebenfalls eine Cigarette angezündet, aber sie mochte ihm wohl anmerken, daß er sich aus einer Papyrus nicht sonderlich viel machte, denn plötzlich bat sie ihn, nach dem Mädchen zu klingeln.

„Die Zigarren, Alma,“ rief sie dem eintretenden Zimmermädchen zu, und als diese sie bald darauf auf einem großen, silbernen Tablett präsentierte, mußte er über die große Auswahl wirklich lachen. „Aber gnädiges Fräulein, das ist ja das reine Importenlager.“

Sie amüsierte sich selbst darüber: „Nicht wahr? Ich habe hier einen ganz entfernten Vetter wohnen, einen Referendar, den bat ich vor einigen Wochen, mir ein paar gute Zigarren zu besorgen, damit ich sie ein für alle Mal im Haus hätte. Und was tut der Mensch? Er läßt mir rund tausend Stück schicken, wie ich an-

nehme, in der Hoffnung, daß ich ihm sofort die meisten davon schenken würde. Aber da irrte er sich, er soll dafür büßen, daß er mich viele hundert Mark für die Zigarren bezahlen ließ."

Das Mädchen servierte den Tee, und während sie ihm einschenkte und die üblichen Fragen, ob mit, ob ohne Sahne, ob ein oder mehrere Stück Zucker, an ihn richtete, ließ er seine Blicke bewundernd durch die schönen Räume gleiten, deren Türen offen standen. Die drei nach vorn hinaus gelegenen Zimmer waren nicht übertrieben groß, aber mit einer wahrhaft raffinierten Behaglichkeit eingerichtet. An den Wänden, die mit dunklen uni Tapeten beklebt waren, hingen alte Ölbilder und wertvolle Kupferstiche, an den Fenstern waren kostbare Gardinen mit venezianischen Spitzen, über den Fensterbrettern prachtvolle Kelims. Große, schwere Teppiche bedeckten die Fußböden, durch die Glastüren eines alten Mahagonischranks mit antiken, goldenen Beschlägen sah man viel Meißner Porzellan, im Eßzimmer schienen die ganzen Wände mit kostbaren Tellern behangen zu sein, überall standen entzückende französische Broncen herum, und große, elektrische Kronen hingen von der Decke herab.

Sie tat, als bemerke sie seine bewundernden Blicke nicht, die er durch die Zimmer warf. Sie wußte selbst am besten, wie hübsch es bei ihr war, aber sie liebte

es nicht, es immer und immer wieder zu hören. War die Bewunderung und das Lob, das man ihrer Einrichtung zollte, auch noch so ehrlich, ein ganz klein wenig Neid klang doch immer daraus hervor, war wenigstens die Veranlassung, daß man ihre Sachen so pries, und beneidet zu werden war ihr peinlich, das berührte sie stets unangenehm, weil sie eine durchaus vornehme und deshalb auch wirklich bescheidene Natur war.

Aber ihre Befürchtung, daß auch er seiner Bewunderung Ausdruck geben könnte, erwies sich als grundlos. Im ersten Augenblick war er wohl über die Einrichtung erstaunt, dann aber sagte er sich, daß eine Erscheinung und ein Wesen wie sie nur in solchen vornehmen Räumen leben und gedeihen könne. Er versuchte es, sich vorzustellen, daß Fräulein Krammer, wie es doch zahlreiche Damen und selbst sehr reiche Ausländerinnen tun, in einer, wenn auch noch so vornehmen Pension wohnen solle, — unmöglich, das paßte so gar nicht zu ihr.

„Ich habe noch viel über unser Zusammentreffen neulich nachgedacht,“ meinte sie jetzt. Wer weiß, wie lange Sie hier schon wohnen, — wenige Tage, nachdem wir uns zum ersten Mal im Café sahen, lernen wir uns nun auch persönlich kennen. Ich werde ja oft von meinen Freundinnen deshalb ausgelacht, aber ich glaube an keinen Zufall; nach meiner Meinung ist

alles Vorausbestimmung, und gerne möchte ich wissen, ob das auch in diesem Falle stimmt."

Er saß ihr einen Augenblick etwas verlegen gegenüber, dann sagte er: „Gnädiges Fräulein, es tut mir leid, aber da muß ich Ihnen widersprechen. Daß wir uns trafen, geht mit ganz natürlichen Dingen zu.“ Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Es ist vielleicht sehr dumm von mir, vielleicht werden Sie mir für immer zürnen, aber selbst auf diese Gefahr hin will ich es gestehen: als Sie damals das Café verließen, bin ich Ihnen im Auto gefolgt; ich war auf der Wohnungssuche, ich sah Sie hier in das Haus gehen, und da ich erfuhr, daß hier Zimmer frei wären, mietete ich, in der Hoffnung, vielleicht doch einmal irgendwie Ihre Bekanntschaft machen zu können. Mein Wunsch ist erfüllt, ich darf Ihnen gegenüber sitzen und mit Ihnen plaudern. Sind Sie mir böse?“

Mit wachsendem Erstaunen hatte sie ihm zugehört, sie wollte ihm wegen seiner Keckheit zürnen, aber aus seinen Worten sprach so viel ehrliche Bewunderung für sie, und seine Stimme klang so bittend und bescheiden, daß sie ihm nicht böse sein konnte. Hätte er ihr nach stolzer Leutnantsart gegenüber gesessen und gesagt: „Ja ja, sehen Sie mich mal an, was ich für ein schneidiger Kerl bin. Das hätten Sie mir wohl garnicht zugetraut, daß ich Ihrer Fährte so zu folgen verstand und mich

hier gleich vor Anker legte,' – dann würde sie ihn sicher gebeten haben, sie jetzt zu verlassen, und ihre Wege hätten sich wohl nie wieder gekreuzt.

Anstatt ihm zu zürnen, empfand sie fast etwas wie Mitleid mit ihm. Sie kannte ihn kaum, aber das glaubte sie dennoch jetzt schon zu wissen: ihres Geldes wegen hatte er sich ihr nicht genähert. Er schien sie lediglich um ihrer selbst willen gesucht und gefunden zu haben. Das freute sie, aber es stimmte sie dennoch ein klein wenig traurig. Würde auch er sich in sie verlieben, wenn er nicht jetzt schon ein ganz klein wenig in sie verliebt war? Mußte sie auch ihm später einen Korb geben? Mit wieviel Hoffnungen, später ihre Gunst zu erringen, mochte er ihr da gegenüber sitzen. Warum hatte er den Versuch gemacht, sich ihr zu nähern, wenn er nicht glaubte, sie gewinnen zu können?

Es herrschte eine Zeit lang eine verlegene Pause, bis er dann plötzlich sagte: „Ich hätte nicht sprechen sollen, das war dumm von mir, aber es war anständig, offen und wahr. Ich konnte Sie nicht belügen. Und nun sind Sie böse. Soll ich gehen? Sagen Sie es ganz offen.“

Sie zwang sich zu einem Lachen: „Aber warum wollen Sie denn fort? Und warum soll ich Ihnen böse sein? Was Sie allerdings damit bezweckten, daß

Sie sich hier in meiner Nähe einmieteten, ist mir völlig unklar."

„Mir auch," stimmte er ihr bei, und das klang so unvermittelt und so komisch, daß sie plötzlich wirklich hell auflachte, und fröhlich stimmte er in ihr Lachen mit ein. Sein Geständnis von vorhin war vergessen, sie dachten beide nicht mehr daran, sie hatten die Basis gefunden, auf der sich der weitere Verkehr in völlig harmloser und gänzlich ungezwungener Weise fortsetzen konnte.

Seine Wort „Mir auch" bewiesen ihr, daß er sich mit keinerlei Absichten für ihre Person trug, dazu hatte er die Worte zu schnell gesprochen, dazu hatten sie zu ehrlich geklungen, das war keine Ausrede, sondern ein Geständnis der Wahrheit gewesen.

Und wie es so oft geht, ohne daß man erklären kann warum und weshalb: mit einem Mal waren die beiden sich keine Fremden mehr, sie saßen wie zwei alte Freunde zusammen und plauderten über alle möglichen Dinge, sie unterhielten sich von diesem und jenem, daß ihnen die Zeit wie im Fluge verging, so daß Rhaden erschrocken aufsprang, als es plötzlich sechs Uhr schlug.

„Nun muß ich aber fort, es wird ie höchste Zeit."

Es tat ihr wirklich leid, daß er gehen wollte. Es

war ein abgebrochener Nachmittag; was sollte sie allein den Abend über anfangen, noch dazu am Sonntag?

„Haben Sie heute noch etwas vor?“ fragte sie ihn. Und als er es verneinte, fuhr sie fort: „Dann möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen: Das Wetter ist so schön, lassen Sie uns ein Auto nehmen. Wir fahren nach dem Grunewald hinaus und essen draußen irgendwo zu Abend. Aber nein,“ verbesserte sie sich nach kurzem Besinnen, „da draußen ist es am Sonntag zu voll. Wir kommen nach der Ausfahrt wieder zu mir und essen dann hier ein Butterbrot. Wenn Ihnen das recht ist —“

Er war zuerst ganz sprachlos über die Freundlichkeit, mit der sie ihm entgegenkam. „Gnädiges Fräulein, Sie behandeln mich mit einer Auszeichnung, ich weiß wirklich nicht, wodurch ich das verdient habe.“

„Vielleicht ist nur die Langeweile, die ich ohne Ihre Gesellschaft empfinden würde, daran schuld, daß ich so nett mit Ihnen bin,“ neckte sie ihn. „Aber ernsthaft gesprochen: Wenn Sie heute ebenso allein sind wie ich, warum sollen wir uns da nicht zusammentun und den Abend gemeinsam verbringen? Wenn wir uns erst näher kennen, werden Sie es ja selbst sehen, ich bin nun einmal anders als die anderen Menschen. Das beweist Ihnen ja auch schon die Tatsache, daß ich hier allein wohne, Besuche empfangen und nicht mal

eine Anstandsdame bei mir habe. Die Welt kann das meinetwegen ruhig unpassend finden." Sie lachte spöttisch auf: „Die Welt – wenn die wüßte, wie gleichgültig mir ihr Gerede ist. Ich lebe mein Leben auf meine Art, und wer nicht auf sich selbst aufpaßt, den schützt auch keine Anstandsdame. Und es ist ja auch so gräßlich langweilig, immer eine bezahlte Gesellschafterin um sich zu haben. Na also, wollen Sie nun oder wollen Sie nicht?“

Mit einem plötzlichen Wechsel in der Stimme stieß sie die letzten Worte so zornig hervor, daß er lachen mußte. „Natürlich will ich,“ meinte er dann.

„Gott sei Dank, ich fürchtete schon, Sie würden es mit Rücksicht auf meinen Ruf ablehnen. Dann entschuldigen Sie mich, bitte, einen Augenblick, ich will mich nur rasch umziehen, es dauert wirklich keine zehn Minuten.“

Im Scherz, als wolle er ihre Worte kontrollieren, zog er seine Uhr. Sie merkte es und wandte sich in der Tür noch einmal nach ihm um: „Wie spät ist es jetzt?“

„Genau 6 Uhr 17.“

„Also 6 Uhr 27 bin ich wieder hier; wer verliert, bezahlt die Autofahrt.“

War es Absicht oder Zufall, daß sie nun, als sie

zurückkam, dasselbe Kleid gewählt hatte, das sie damals trug, als er sie zum ersten Mal im Café sah?

„Nun, wie spät ist es? Zeigen Sie mir Ihre Uhr,“ rief sie ihm entgegen.

Es war reichlich eine halbe Stunde vergangen, aber um ihr die Freude, die Fahrt zu gewinnen, nicht zu verderben, hatte er alle fünf Minuten die Zeiger zurückgestellt, das letzte Mal war es aber etwas reichlich zu viel, denn als er jetzt auf das Zifferblatt sah, war es erst fünf Minuten nach sechs.

„Ihre Uhr geht ja rückwärts,“ rief sie verwundert, bis sie seinen Trick durchschaut hatte und dann fröhlich auflachte. „Aber ernsthaft, wie lange hat es gedauert?“

„Soll ich die Wahrheit sagen?“

„Mir gegenüber immer.“

„Also genau 32 Minuten und $17\frac{3}{4}$ Sekunden.“

„Dann geht Ihre Uhr aber entschieden zu schnell, mehr als zwölf Minuten waren es auf keinen Fall,“ verteidigte sie sich lachend.

Das zweite Mädchen, das fortgeschickt worden war, um ein Auto zu besorgen, bekam unverrichteter Sache wieder zurück. Alle Halteplätze wären leer.

„Wenn es Ihnen recht ist, gnädiges Fräulein, machen wir uns selbst auf die Suche. Wir treffen unterwegs sicher sehr bald ein Auto.“

Sie war damit einverstanden; so machten sie sich denn auf den Weg, nachdem sie den Auftrag gegeben hatte, das Abendbrot für zwei Personen zu richten, und mit Freuden las Rhaden in den Mienen des Mädchens gar keine Verwunderung über diesen Befehl. Die Dienstboten schienen es also auch ganz selbstverständlich zu finden, daß ihre Herrin Besuche empfing, wann sie wollte, und sich zu Gaste bat, wer ihr beliebte.

Wohl zehn Minuten mußten sie gehen, bis sie endlich eine Automobildroschke fanden. Mehr als einer der Passanten blickte sich nach dem auffallend hübschen Paar um, denn auch er sah in dem noch bei einem englischen Schneider gearbeiteten Gehrock, den hellen Beinkleidern und dem untadelhaft blanken Zylinder hervorragend gut aus.

Sie hatten einen Bedag erwischt und lautlos fuhren sie nun durch die Straßen dahin. Sie hatte absichtlich den Weg über den Kurfürstendamm vorgeschlagen, sie machten allerdings dadurch einen großen Bogen, aber es war doch amüsant, da die zahlreichen Fuhrwerke aller Art, die vielen Fußgänger und die überfüllten Wagen der elektrischen Bahn zu beobachten.

„Ich möchte mir so schrecklich gerne auch ein eigenes Auto halten,“ sagte sie jetzt, als eben ein auffallend schönes Gefährt an ihnen vorüberrollte, „ich wünsche es mir fortwährend, zu Weihnachten und zum Geburts-

tag und bei jeder anderen Gelegenheit, aber mein Stiefvater will es nicht. Der verzieht mich sonst über alle Maßen, schenkt mir viel mehr, als ich haben will, aber gerade das Auto bekomme ich nicht. Er hat Angst, daß ich dann den ganzen Tag fahre und daß mir ein Unglück passiert. Als ob das in einer Autodroschke nicht noch viel leichter möglich wäre. Da vertraut man sich doch irgend einem beliebigen Fahrer an, von dessen Künsten man keine Ahnung hat."

Von dem, was sie ihm da erzählte, interessierte ihn eigentlich nur, daß sie einen Stiefvater hatte. Gar zu gern hätte er näheres über ihre Familie gewußt, warum sie z. B. nicht zu Hause lebte, wenn sie sich doch so gut mit ihrem zweiten Vater stand, aber er fürchtete mit seinen Fragen neugierig zu erscheinen.

So meinte er denn nur: „Es ist ja noch nicht aller Tage Abend, gnädiges Fräulein, und wenn Ihr Herr Stiefvater Sie hier einmal besucht, und Sie ihn dann ganz, ganz schön bitten, erfüllt er Ihnen sicher doch noch Ihre Bitte. Ich täte es wenigstens an seiner Stelle.“

Sie wurde plötzlich ganz ernst: „Fürs erste kommt er nicht wieder. Er ist erst kürzlich hier gewesen und vor kaum vierzehn Tagen ist er nach drüben gefahren. Vielleicht, daß er im Winter noch einmal auf ein paar Tage zu mir kommt.“

„Sie sind also doch eigentlich eine Amerikanerin?“

rief Rhaden ganz stolz. „Das habe ich Ihnen damals auch gleich angesehen.“

Sie gewann ihre Fröhlichkeit schnell wieder. „Ein so großer Menschenkenner sind Sie?“ neckte sie ihn. „Da muß man ja förmlich Angst vor Ihnen haben. Aber Sie irren sich doch. Ich bin ebenso gut eine Deutsche wie meine Mutter. Ich bin in Hamburg geboren und groß gezogen. Mein Vater war dort Kaufmann. Vor fünf Jahren ist er gestorben, vor zwei Jahren hat meine Mutter dann zum zweiten Mal geheiratet. Sie hat ihren jetzigen Mann in Paris kennen gelernt, als sie dort bei Bekannten zu Besuch war, und lebt jetzt mit ihm in New-York.“

„Und Sie hatten keine Lust, mit nach drüben zu gehen?“

Er war glücklich, daß sich nun im Gespräch eine Frage nach der anderen ganz von selbst ergab.

„Doch,“ sagte sie, „sogar große Lust. Ich war auch drüben, aber nicht lange, kaum ein halbes Jahr, dann ging ich hierher.“

Sie schwieg, als wisse sie nicht recht, ob sie weiter-sprechen solle; dann meinte sie: „Es ist ja schließlich kein Geheimnis, und wenn Sie später einmal mit Gästen bei mir zusammentreffen, erzählt es Ihnen doch jeder, den Sie danach fragen. Es ist eine ganz einfache Geschichte. Meine Mutter ist eifersüchtig auf mich.“

Ich lernte meinen Stiefvater erst nach der Hochzeit kennen, und die Art, wie er mich verzieht, die Liebe, die er mir entgegenbringt, hat in meiner Mutter die fixe Idee, — denn anders kann man es nicht nennen, — wach gerufen, daß mein Stiefvater, wenn er mich damals in Paris kennen gelernt hätte, nicht meine Mutter, die auch heute trotz ihrer fünfzig Jahre noch immer eine auffallend schöne Erscheinung ist, sondern mich geheiratet hätte. Der Gedanke ist ihr nicht auszureden, das Leben zu dritt wurde drüben von Tag zu Tag unerträglicher. Da packte ich meine Koffer und richtete mich hier ein. So ist uns allen geholfen."

Das sollte leicht und harmlos klingen, aber er hörte doch ihren Kummer und ihre Betrübniß aus ihren Worten heraus.

Er wußte nicht recht, was er auf ihr Geständniß hin erwidern sollte, und blickte schweigend vor sich hin, bis sie dann selbst schnell das Thema abbrach: „Lassen wir die unerfreulichen Geschichten ruhen, sie sind ja doch vorläufig nicht zu ändern. — Sehen Sie sich nur dort die fröhliche Gesellschaft an!“ Und amüsiert wies sie auf einen Kremser, der, von zwei elenden Pferden gezogen, voll von lustigen und auch wohl etwas angeheiterten Menschen von einer Ausfahrt zurückkehrte.

Man hatte jetzt Halensee passiert und fuhr auf der breiten, schönen Königsallee den Weg nach der Hunde-

kehle entlang. Es war warm und staubig, dazu die zahllosen Automobile, die entsetzlich vielen Menschen, die sich bei den Haltestellen der elektrischen Bahn beinahe mit Schirmen und Stöcken um den Platz prügelten, die Militär- und Zivilkapellen, die in den verschiedenen Restaurants gegen einander aufspielten, das alles machte ihnen, die wohlgeborgen in ihrem Auto saßen, viel Vergnügen. Immer wieder machten sie sich gegenseitig auf komische Figuren, auf seltsam angezogene Frauen und junge Mädchen aufmerksam und kamen in der fröhlichsten Stimmung kurz nach acht Uhr wieder zu Haus an.

Rhaden bezahlte das Automobil und es kam deswegen fast zu einem Streit zwischen ihnen, denn Fräulein Krammer erklärte, sie hätte ihn eingeladen, und er behauptete dagegen, sie hätte die Wette mit dem schnellen Umkleiden gewonnen. Schließlich einigten sie sich dahin, daß jeder von ihnen die Hälfte der Unkosten trug.

„Und das wollen wir in Zukunft auch so halten,“ erklärte sie später. „Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß wir uns in Zukunft häufiger sehen, daß ich Sie einmal in irgend einer Veranlassung um Ihre Begleitung bitte. Aber das kann ich natürlich nur dann, wenn ich weiß, daß Sie sich die Auslagen, die Sie für mich machen, zurückgeben lassen.“

Trotzdem sie von beiden die Jüngere war, vergaß man das ganz bei der Ruhe, mit der sie alles besprach, bei der Sicherheit, mit der sie auftrat, Und auch als sie bald darauf beim Abendessen saßen, bewunderte er die Art, mit der sie die Hausfrau spielte.

Nun mußte er auch von sich erzählen.

„Bisher haben wir ja eigentlich nur immer von mir gesprochen,“ meinte sie, „nun möchte ich aber auch gerne Näheres über Sie wissen.“

Und er berichtete offen und ehrlich, wie er als Offizier durch eigene Schuld Schiffbruch erlitten hätte, daß es ihm aber nun gelungen sei, eine Tätigkeit zu finden, und daß er hoffe, bald fest angestellt zu werden.

Seine Art zu sprechen gefiel ihr, er verheimlichte nichts und versuchte nicht, sich als das Opfer unglücklicher Verhältnisse hinzustellen. Er gestand die Schuld, die er in früheren Jahren beging, offen ein. Und es gefiel ihr auch, wie er von seinem jetzigen Leben sprach. Er suchte nicht etwa dadurch einen guten Eindruck hervorzurufen, daß er sich als einen Helden darstellte, dem es ein leichtes sei, sich in die neuen Verhältnisse zu fügen, sondern er gestand ganz offen, wie schwer ihm das würde. Aber er verriet auch den festen Willen, durchzuhalten.

Sie hörte ihm voller Interesse zu. „Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß alle Ihre Hoffnungen

sich erfüllen, und wenn Sie einmal mutlos werden, dann kommen Sie nur zu mir, ich will dann schon versuchen, Sie zu trösten. Und wenn Sie erst fest angestellt sind, dann müssen Sie mich auch einmal geschäftlich aufsuchen, wir schließen dann gleich eine ganz hohe Versicherung gegen Diebstahl ab. Bis jetzt habe ich das immer überflüssig gefunden, aber Sie werden mich schon von der Notwendigkeit der Sache überzeugen."

Er fühlte, wie er rot und verlegen wurde: „Bitte, gnädiges Fräulein, sagen Sie so etwas auch nicht im Scherz.“

„Aber warum denn nicht?“ Sie sah ihn ganz erstaunt an. „Geschäft ist doch Geschäft, und warum soll man mit einer Dame kein Geschäft machen? Da war mein Vetter Ernst in Hamburg ganz anders, Der machte mir wie rasend den Hof, der wollte mich sogar absolut heiraten, aber trotzdem, wenn er bei mir etwas verdienen, bei einem Pferdeverkauf, oder wenn ich ihm eine Besorgung übertrug, seinen Schmutz machen konnte, wie er es nannte, dann war er glückstrahlend, und ich dachte immer, an solchen Tagen hätte er mich noch einmal so lieb. Und glauben Sie, daß er mir zehn Pfennige geschenkt hätte, die er für mich auslegte? In ihm wohnten, wie es sich ja auch für einen Kaufmann

gehört, zwei Seelen, die des Menschen und die des Geschäftsmannes. Das sind zwei völlig getrennte Begriffe, und nach meiner Meinung ist das auch ganz richtig, Ich bin in Kaufmannskreisen groß geworden, und wenn das Geld verdienen als solches ja auch manches gegen sich hat, Geld zu besitzen ist doch ein ganz angenehmes Gefühl."

„Ach ja."

Unwillkürlich entrang der Seufzer sich seinen Lippen, so verzweifelt, aber auch so sehnsuchtsvoll, daß sie hell auflachte: „Geben Sie nur die Hoffnung nicht auf, Herr von Rhaden, auch für Sie werden schon wieder bessere Zeiten kommen."

„Gott soll's geben. Gebrauchen könnte ich sie schon."

Dieses Mal lachte sie nicht, sondern blickte ihn voller Teilnahme an. Ging es ihm finanziell wirklich so schlecht? Und dabei war doch so tadellos gekleidet, daß er es in der Hinsicht mit dem reichsten Herrn aufnehmen konnte. Sie hörte aus seinen letzten Worten heraus, daß er sich dringend nach einer Änderung seiner Lage sehne, ja noch mehr, daß er sie notwendig brauche.

Und für einen Augenblick durchfuhr sie nun doch der Gedanke, daß er sich ihr in der Absicht genähert

habe, ihre Hand und damit auch ihr Vermögen zu gewinnen.

Aber ebenso schnell kämpfte sie den Verdacht wieder nieder. Wer solche Heiratsgedanken hegte und sich um eine reiche Partie bewarb, der schilderte nicht so ehrlich seine Lage, der deckte nicht so offen und frei, wie er es tat, seine Karten auf. Nein, solche Pläne lagen ihm völlig fern, dazu gab er sich in seinem ganzen Wesen viel zu ungezwungen. Sie verglich sein Benehmen ihr gegenüber mit dem all der anderen Herren, die bisher um ihre Gunst warben. Wie hatten die es versucht, sie mit Schmeicheleien zu umgarnen, wie verstanden die es, ihre eigenen Vorzüge in das hellste Licht zu stellen, beständig von ihrem alten Namen und von ihren Beziehungen zu den allerersten Familien zu sprechen. Ekelhaft war es manchmal gewesen, wie diese Herren um sie und ihre reiche Mitgift herumtanzten.

Wie ganz anders Rhaden. Er gab sich einfach und schlicht, als der Mann, der er war. Nein, der trug sich nicht mit stolzen Plänen, die ihrer Person galten.

Und sie hatte ganz recht mit ihrer Vermutung.

Rhaden war selbst ganz erstaunt darüber, daß er nun Fräulein Krammer, nachdem er sie kennen gelernt hatte, nicht sofort auf Tod und Teufel den Hof machte.

Er war doch früher dafür bekannt, daß er keine schöne Dame in Ruhe ließ, er war der Schwerenöter im bunten Rock gewesen, und auch als er die Uniform auszog, blieb er sich in der Hinsicht gleich. Aber hier kam er garnicht auf den Gedanken, seine alten Verführungskünste spielen zu lassen. War ihr ruhiges, sicheres Wesen, mit dem sie ihm gegenübertrat, daran Schuld? Blendete ihn ihre Schönheit und die Pracht ihrer Toiletten derartig, daß sie ihm zu hoch erschien, um sie begehren zu können? Waren es seine völlig veränderten finanziellen Verhältnisse, die ihm die Sicherheit seines sonstigen Auftretens nahmen? Oder aber, und das schien ihm das Richtige zu sein, war es das Vertrauen, das sie ihm dadurch bewies, daß sie ihn allein in ihrer Wohnung empfing, daß er ihr allein Gesellschaft leisten durfte? Dieses Vertrauen mußte er rechtfertigen, und das konnte er nur, indem er in seinem ganzen Benehmen zwar von der größten Liebenswürdigkeit, aber zugleich von der größten Zurückhaltung war.

Wohl eine Stunde saßen sie noch im Gespräch zusammen, dann brach er auf. Auch das freute sie, daß er schon um diese Stunde ging und daß er es nicht Mitternacht werden ließ, bevor er sich verabschiedete. War es ihr auch vollständig einerlei, was die Leute über sie redeten, sie ersah aus seinem zeitigen Aufbruch von neuem, daß er eine tadellose Erziehung genossen

hatte, daß er genau wußte, wie er sich ihr, der alleinstehenden dame, gegenüber zu benehmen hatte, und daß er alles vermeiden wollte, wodurch sein Besuch bei ihr etwa falsch gedeutet werden könnte.

So reichte sie ihm denn mit herzlichen Worten des Abschiedes die Hand, und als sie sich trennten, hatten sie beide das Gefühl, einen guten und zuverlässigen Freund gefunden zu haben.



IV.

Elmholz hatte zwölftausendfünfhundert Mark geerbt.

Als er das amtliche Schreiben mit dieser frohen Botschaft erhielt, glaubte er zuerst, es mache sich jemand einen faulen Scherz mit ihm, aber der Stempel des Gerichts konnte doch ebenso wenig gefälscht sein, wie die Angabe der Aktenzeichen. Er las die amtliche Nachricht immer und immer wieder, ohne sie zu verstehen und ohne sie zu begreifen.

Und wer war doch noch die Tante Elisabeth, die ihn da in ihrem Testament so reich bedacht hatte? Er mußte lange nachdenken, ehe er sich auf sie besinnen konnte. Nur flüchtig hatten sich ihre Wege im Leben gekreuzt, aber ihm war plötzlich so, als hätte die Tante ihn, als er noch ein kleines Kind war, ganz besonders vor all ihren Neffen und Nichten bevorzugt. Doch wie sie jetzt dazu kam, ihn so reich zu bedenken, das war ihm trotz allem ein völliges Rätsel, das er wohl auch in Zukunft niemals lösen würde.

Das Schreiben hatte ihn, da er in den letzten Monaten seine Wohnung öfters wechselte, lange in

der Welt gesucht, darüber war die bis zur Auszahlung des Geldes nötige Frist verstrichen und schon wenige Tage später sah er sich im Besitz der Erbschaft.

In braunen und blauen Scheinen lag das Geld vor ihm.

Er nannte zwölftausendfünfhundert Mark sein eigen, er, der sonst lediglich auf die Hülfe seiner Mitmenschen angewiesen war.

Er glaubte zu träumen, er zählte das Geld immer wieder, er konnte sich so schnell gar nicht an den Gedanken gewöhnen, plötzlich, mit einem Schlage, so unermesslich reich zu sein.

Dann aber durchströmte ihn ein grenzenloses Glücksgefühl. Herr Gott, war das schön, nun nicht mehr borgen zu müssen!

Er hatte zwar stets die redlichste Absicht, wenn er erst die reiche Frau gefunden hatte, oder sonst irgendwie zu Geld kam, alles bis auf den letzten Pfennig zurückzuzahlen, aber trotzdem hatte er sich oft vor sich selber geschämt, wenn er sich sogar an Leute, die er nur flüchtig kannte, wenden mußte, um ein Goldstück zu erhalten. Das Nehmen war ihm oft schwerer geworden, als den anderen das Geben.

Gott sei Dank, daß er das nun nicht mehr nötig hatte.

Er kam sich wieder wie ein anständiger Mensch vor,

ihm war, als hätte er ein frisches Bad genommen und sich von oben bis unten neu angezogen.

Nun war er reich!

Natürlich mußte er jetzt die Darlehen, die er von anderen erhalten hatte, sofort zurückzahlen. Er wollte den Freunden und Bekannten das Geld nicht eine Stunde länger schuldig bleiben, als er mußte.

Er zog das Buch hervor, in dem er stets gewissenhaft die einzelnen Darlehen notiert hatte, und rechnete die Posten zusammen.

Donnerwetter, das war doch eine ganze Masse, viel mehr, als er geglaubt hatte. Und als er nun das Endresultat betrachtete, bekam er einen maßlosen Schrecken: rund siebentausend Mark gingen gleich wieder drauf.

Er rechnete von neuem. Das konnte doch nicht stimmen, das war doch ganz unmöglich, daß sich die kleinen Summen, die er stets nur geborgt hatte, so zusammenlappern konnten.

Aber es stimmte doch.

Er nahm sieben braune Scheine, legte sie beiseite und sah sie mit einem wehmütigen Lächeln an, während er ihnen mit der Rechten zuwinkte, als nähme er Abschied von einem lieben Freund: ‚Adieu Sie — Euch seh' ich niemals wieder.‘

Gleich darauf aber fand er seinen Humor und seine gute Laune wieder. Fünftausendfünfhundert Mark

blieben ihm ja noch. Hatte er da ein Recht, auch nur eine Minute traurig zu sein? Er besaß jetzt die Möglichkeit, sich ein paar neue Anzüge, Wäsche und Stiefel zu kaufen, und vor allen Dingen war er keinem Menschen auf der Welt auch nur einen einzigen Pfennig schuldig. Er konnte fortan sein Mittagessen selbst bezahlen, er konnte sogar essen, wann er wollte, und brauchte nicht erst darauf zu warten, daß ihn jemand einlud, oder daß er jemand fand, den er anborgen konnte. Selbst wenn jetzt noch ein Tausendmarkschein für die Kleider und die anderen notwendigsten Anschaffungen draufging, ermöglichte der Rest es ihm immer noch, bei bescheidenen Ansprüchen wenigstens noch ein Jahr völlig sorgenfrei zu leben.

Er konnte den Augenblick nicht erwarten, in dem er seine Verpflichtungen bezahlt hatte. Er eilte auf die Post und holte sich hundertdreiundvierzig Postanweisungen. So viel brauchte er; so viele, viele hatten ihm ausgeholfen.

Er kam sich wie ein Krösus vor, als er dann zu Hause die Anweisungen ausfüllte. Es tat ihm nicht einen Augenblick mehr leid, das Geld fortschicken zu müssen, er war nur glücklich darüber, es fortschicken zu können.

„Na, der gute Rhaden wird morgen Augen machen, wenn der Postbote ihm die Dukaten ins Haus bringt,“

dachte er, während er den Namen und die Adresse des Kameraden niederschrieb.

Aber nein, dem wollte er das Geld selbst bringen. Er hatte seine im Caféhaus gegebene Zusage, ihn in den nächsten Tagen zu besuchen, bis heute noch nicht erfüllt, sich überhaupt in den letzten Wochen nicht um ihn gekümmert. Wenn er ja auch nichts zu tun hatte, — Berlin war so groß, die Entfernungen so weit, und wenn man die dreißig oder vierzig Pfennige für die elektrische Bahn, die doch immer draufgingen, sparen konnte, tat man es doch auch gerne.

Jetzt aber war er ein reicher Mann, auf das Geld für die Elektrische kam es ja nicht mehr an.

Wenn er wollte, konnte er jetzt sogar Auto fahren. Aber so verrückt würde er natürlich nicht sein; er dachte nicht daran, das Geld, das ihm ein gütiges Geschick in den Schoß geworfen hatte, gleich wieder mit vollen Händen auszugeben.

Aber trotz aller guten Vorsätze nahm er sich am nächsten Abend doch ein Auto, als er Rhaden aufsuchte, bei dem er sich vorher durch eine Rohrpostkarte angemeldet hatte. Eine gewöhnliche Postkarte hätte es ja auch getan, das sagte er sich selbst, aber schließlich ‚besser war besser‘, und auf die zwanzig Pfennige kam es ja nun, Gott sei Dank, nicht mehr an.

Rhaden war wirklich erfreut, den Kameraden nach

so langer Zeit wiederzusehen, und er traute seinen Ohren und Augen nicht, als dieser ihm von seiner Erbschaft erzählte und ihm dann die früher von ihm geborgten siebenhundert Mark bar auf den Tisch des Hauses hinzählte.

So willkommen Rhaden auch die Rückgabe des Geldes war, weil sie ihn für längere Zeit vor den Sorgen des Lebens schützte, so war er doch in erster Linie des Kameraden wegen froh und schüttelte ihm immer wieder glückwünschend die Hände: „Ich kann dir gar nicht sagen, wie mich das alles für dich freut, denn jetzt, wo du die Mittel hast, auch in deinem Äußeren wieder anständig aufzutreten und in irgend einem Beruf die Probezeit durchzuhalten, wird es dir auch bald gelingen, eine vernünftige Anstellung zu finden, denn nun wirst du das auch ernstlich wollen.“

Aber Elmholz schüttelte den Kopf: „Komm mir nur heute nicht mit so was! Du weißt ja auch, daß ich Schriftsteller werden will, und was du da sonst sagst, ist ja Unsinn. Eine Stellung finden? – die Hoffnung habe ich schon längst aufgegeben.“

„Aber mir ist es doch auch geglückt,“ warf Rhaden ein, und er erzählte von seinem jetzigen Leben.

Elmholz war ganz starr: „Was, Menschenkind, du bist in Amt und Würden? Und das erzählst du mir erst jetzt? Was verdienst du denn da?“

Rhaden gab Auskunft: „Bis jetzt noch nichts, aber meine Probezeit dauert nicht mehr lange, dann geht das Verdienen los, und dann kannst du was erleben.“

„Oder du,“ meinte Elmholz gelassen. „Da fällt mir ein – vielleicht weißt du das noch – du erinnerst dich doch unseres letzten Beisammenseins im Café.“

„Gewiß, da saß der unglückliche Hauptmann noch bei uns.“

„Ganz recht. Da erzählte der kleine Bolten von seinem ersten Erfolg, den er bei dem Abschluß einer Lebensversicherung erzielte. Der arme Kerl hat sich zu früh gefreut, und wir haben seine Geschäftstüchtigkeit zu früh bewundert, er ist schon wieder von seiner Gesellschaft entlassen.“

Ganz erschrocken sah Rhaden auf: „Aber warum denn nur?“

Elmholz machte es sich auf dem Sopha bequem, zog die Beine hinauf, legte den Kopf auf das Kissen und sah den Wolken seiner Zigarre nach: „Ja, warum? Der gute Bolten ist eben zu geschäftstüchtig gewesen. Der Mann, den er da überfiel, hat sich über ihn bei der Gesellschaft beschwert und die abgeschlossene Versicherung für ungültig erklärt. Er hätte den Antrag unterschrieben aus Angst, daß Bolten, der ein sehr aufgeregtes Wesen zur Schau trug, sich sonst an ihm vergreifen würde. Und daß er ihn schließlich auf ein paar

Glas Sekt einlud, wäre auch nur geschehen, um Bolten hinterher, wie er es nannte, mit Liebe und Güte zur Tür hinauswerfen zu können. Der Mann hat mit der Anzeige bei der Polizei gedroht, wenn die Versicherung es wagen sollte, ihm noch einmal einen Beamten zu schicken, bei dem er seines Lebens nicht sicher wäre. Er drohte mit einer Veröffentlichung des Überfalls in den Zeitungen, kurz und gut, er hat einen Riesenschrei geschlagen und Bolten ist dem zum Opfer gefallen."

„Und was macht der arme Kerl nun?“ Rhaden war von innigster Teilnahme für den Kameraden erfaßt.

Elmholz zuckte die Achseln: „Was er macht? Dasselbe, wie alle anderen, er erhofft vom Himmel eine Änderung seines Geschickes. So viel ich weiß, ist er von neuem um eine Anstellung als Polizeioffizier eingekommen, aber ich fürchte, er wird auch da nicht allzuviel Glück haben. Seine militärische Vergangenheit ist zwar tadellos, aber das allein macht den Kohl auch nicht fett. Der Andrang ist enorm, und selbst, wenn er provisorisch angestellt werden sollte, bis zur festen Anstellung vergehen ein paar Jahre, und in der Zwischenzeit ist das Einkommen auch verdammt gering. Es ist wirklich ein Elend.“

Beide schwiegen einen Augenblick, dann fiel es Rhaden plötzlich wieder ein, daß er ja den Versuch machen wollte, den Kameraden von der Schriftstellerei abzu-

bringen, und absichtlich mit starker Ironie erkundigte er sich jetzt, wie es denn damit ginge.

„Das geht jetzt los,“ antwortete Elmholz gelassen. „Nein, wirklich!“ wiederholte er, als er in den Zügen des Freundes ein ungläubiges, etwas spöttisches Lächeln bemerkte. „Ich will mich nun jeden Tag ein paar Stunden fest hinter den Schreibtisch setzen, und du wirst sehen, es geht dann viel schneller, als du glaubst. Geld habe ich ja jetzt.“

„Und gerade deshalb wirst du, fürchte ich, den Beginn der Arbeit von einem Tag auf den anderen verschieben, bis dann eines Morgens die Stunde da ist, in der du deinen letzten Taler ausgegeben hast.“

Mit einem schnellen Satz sprang Elmholz auf und stellte sich vor den Freund hin: „Mensch, mal den Teufel nicht an die Wand und sprich mir angesichts meiner Reichtümer nicht von einer neuen Pleite. Dahin wird es nie kommen, und ehe ich wieder ein Schnorrer werde und alle Leute anpumpe, eher schieße ich mich tot.“

„Das wirst du nicht tun,“ widersprach Rhaden gelassen. „Und es ist schade um dich, daß du so etwas überhaupt aussprichst. Du bist ein heller Kopf, du könntest schon, wenn du wolltest! Aber daran liegt es eben, du willst nicht ordentlich arbeiten! Du hast dir dieses Nichtstun angewöhnt, es dir durch die Schuld

der Verhältnisse so angewöhnen müssen, daß deine Energie dabei ganz eingeschlafen ist."

Elmholz wandte sich ärgerlich ab: „Deine ewigen Moralpauken sind gräßlich. Außerdem tust du mir bitter unrecht, das werde ich dir schon mit der Zeit beweisen. Laß das Kapitel wenigstens für heute ruhen und verdirb uns beiden die Freude nicht, bar Geld in der Tasche zu haben. Wie ist es? Hast du Lust, mit mir zusammen Abendbrot zu essen? Ich habe die Erbschaft noch gar nicht ordentlich begossen. Ich habe Sehnsucht nach einem anständigen Souper und mehreren Flaschen Sekt. Natürlich lade ich dich ein. Komm mit zu Dressel oder zu Hiller, nein, das ist nicht vornehm genug, wir wollen zu Adlon oder in das Esplanade-Hotel. Das ist totchik, allerdings nicht ganz billig, na, aber einmal kann man sich den Luxus schon gestatten."

Bei den Namen der Restaurants, die der Freund nannte, musterte Rhaden dessen Toilette mit einem prüfenden Blick, und das entging dem anderen nicht.

„Ach so," meinte er gelassen, „du denkst, ich bin für die Lokale nicht anständig genug angezogen? Da hast du vielleicht recht, aber paß mal auf, wenn du mich in der nächsten Woche wieder siehst. Ich lasse mir jetzt in der Leipziger Straße ein paar Anzüge bauen, besonders einen, weißt du: Pepitahose, dazu schwarzes

Jakett in Smokingart, alles natürlich schwer auf Seide gearbeitet. Ich sage dir, du wirst Augen machen."

„Kostenpunkt?"

Elmholz wurde von neuem ärgerlich: „Du kannst einem aber auch jede Freude verderben. Billig wird die Sache natürlich nicht, aber anständig aussehen muß man doch. Na, wie ist es, wollen wir nun irgendwo hingehen?"

„Gewiß, aber nur unter einer Bedingung: Jeder bezahlt für sich."

Elmholz widersprach: „Davon kann gar nicht die Rede sein. Wenn du später mal erbst, lädst du mich ein. Heute bist du mein Gast."

Es blieb Rhaden nichts anderes übrig, als sich zu fügen, und endlich einigte man sich dahin, daß man in den Zoologischen Garten fahren und dort auf der Terrasse soupierten wolle. Rhaden hatte den Vorschlag gemacht, denn dort im Freien würde die nicht ganz einwandfreie Toilette des Freundes viel weniger bemerkt werden als in den eleganten Räumen eines Restaurants.

Rhaden kleidete sich schnell um, und wenig später verließen sie die Wohnung.

Ein Wagen brachte sie nach dem Zoologischen Garten, aber als sie auf der Terrasse ankamen, herrschte dort eine solche Fülle, daß sie sich vergebens nach einem Platz umsahen.

„Können Sie uns nicht noch einen Tisch herausstellen lassen?“ fragte Elmholz einen der Kellner. „Auf ein anständiges Trinkgeld soll es mir wirklich nicht ankommen.“

Der Kellner zuckte die Achseln: „Es geht wirklich nicht, mein Herr, wir können hier unmöglich noch einen Tisch und zwei Stühle unterbringen.“

Suchend sahen sich die Beiden von neuem um, da glaubte Rhaden plötzlich an einem entfernten Tisch Fräulein Krammer in größerer Gesellschaft zu bemerken. Er richtete sich noch höher auf, um besser hinsehen zu können. Richtig, sie war es! Und sie mußte seine Hohe, schlanke Gestalt schon lange bemerkt haben, denn sie nickte ihm jetzt lebhaft zu, als wolle sie sagen: ‚Ja ja, ich bin es.‘

Rhaden zog den Cylinder und grüßte hinüber.

„Hast du Bekannte entdeckt?“ erkundigte sich Elmholz. „Vielleicht können wir uns zu denen heransetzen.“

Aus einem ihm selbst unerklärlichen Grunde wollte das Rhaden unter allen Umständen vermeiden. „Das ist ganz unmöglich,“ widersprach er schnell. „Von der ganzen Gesellschaft kenne ich nur eine Dame, auch die nur sehr flüchtig, da können wir unmöglich bitten, uns heransetzen zu dürfen. Das beste ist schon, wir fahren wieder zur Stadt zurück. Dort werden wir schon irgendwo ein Unterkommen finden.“

Er hatte bloß den einen Wunsch, den Kameraden aus der Nähe von Fräulein Krammer fort zu bringen, ohne sich selbst über die Veranlassung klar zu werden.

Aber Elmholz war nicht zum Gehen zu bewegen: „Bin ich nun schon mal hier, dann bleibe ich auch hier. Irgend ein Tisch wird schon mit der Zeit frei werden, wir warten einfach so lange.“

Man wurde auf die beiden Herren, die sich immer von neuem nach einem leeren Stuhl vergebens umsahen, aufmerksam, und auch an dem Tisch, an dem Fräulein Krammer saß, hatte man wohl über sie gesprochen, denn plötzlich näherte sich ihnen ein älterer Herr, der sich ihnen als Bankier Weidemann vorstellte. Er wandte sich an Rhaden: „Fräulein Krammer hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Herren keinen Platz finden können. Wenn Sie uns das Vergnügen Ihrer Gesellschaft schenken wollten, würden wir uns sehr freuen.“

Rhaden suchte nach einem Vorwand, um das Anerbieten abzulehnen. So gern er auch Fräulein Krammer wieder gesprochen hätte, die Gegenwart so vieler fremder Menschen irritierte ihn. Er würde doch nicht so ungeziert und kameradschaftlich mit ihr plaudern können, wie sonst. Vor allem aber störte ihn die Anwesenheit von Elmholz. Er kannte nur zu genau dessen geheime Wünsche nach einer reichen Partie und dessen Wesen. Der würde ihr sofort rasend den Hof machen und seine

Zudringlichkeit konnte sie dann nur zu leicht verletzen. Und er selbst würde dann darunter zu leiden haben.

Noch bevor er eine Ausrede fand, hatte Elmholz die Aufforderung mit vielem Dank angenommen: „Sie sind wirklich sehr liebenswürdig, Herr Weidemann. Es herrscht so eine erschreckende Fülle, da ist es von dem gnädigen Fräulein doppelt liebenswürdig, sich unserer zu erbarmen.“

Er ging mit dem Bankier bereits auf den Tisch zu, und es blieb Rhaden nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen.

Es waren wohl zehn Personen, die da zusammensaßen und denen die Herren nun vorgestellt wurden. Eine Menge Namen wurden ihnen genannt, aber Rhaden verstand keinen einzigen davon. Es war ja auch ganz gleichgültig, wer die anderen waren und wie sie hießen. Er hatte doch nur Augen und Ohren für Fräulein Krammer, und er war glücklich, als er mit seinen vielen Verbeugungen endlich fertig war und nun auf sie zutreten konnte, um sie zu begrüßen. Sie reichte ihm wie einem alten Freund die Hand, und er stand noch plaudernd bei ihr, als der Kellner ihm plötzlich einen Stuhl hinschob. So erhielt er den Platz an ihrer Seite, obgleich er das nicht zu hoffen gewagt hatte.

Elmholz setzte sich neben die Tochter des Bankiers. Das war anscheinend nur ein Zufall, in Wirklichkeit

aber war es Absicht. Das Wort Bankier hatte in seinen Ohren einen guten Klang. Er sah Millionen, schwer gefüllte Tressors und ganz große und ganz volle Geldschränke vor sich. Und auch der Neid mußte es dem jungen, wohl achtzehn Jahre alten Mädchen lassen, daß sie hübsch war. Wenn das Gesicht auch nicht besonders zart und fein geschnitten war, hatte es doch etwas sehr Sympathisches. Dazu sprach aus ihren dunklen Augen eine verhaltene Leidenschaft und ihre ganze Erscheinung bot einen eigenen, pikanten Reiz.

Aus dem Schlemmerdiner, das Elmholz im stillen geplant hatte, konnte nun allerdings nichts werden. Die beiden Freunde saßen zu weit von einander getrennt, um gemeinsam soupieren zu können, so bestellte sich jeder eine Speise à la carte, während der Bankier ihnen ein Glas Sekt zuschob. Rhaden nahm es erst an, nachdem ihm erlaubt worden war, die nächste Flasche zu bestellen. Es war ihm mehr als unangenehm, sich von einem Herrn, den er erst seit wenigen Minuten kannte, einladen zu lassen. Gerade, weil er arm war, liebte er es nicht, wenn er freigehalten wurde.

Um einen guten Eindruck hervorzurufen, hätte Elmholz sich sicher den Worten des Freundes angeschlossen, aber er überhörte sie. Er machte seiner Nachbarin schon auf Tod und Leben den Hof, und da sie in ihrem Wesen

noch ein völliger Backfisch war, wollte sie sich totlachen und amüsierte sich einfach himmlisch.

Und während er sein Essen verzehrte, setzte er ihr auseinander, daß er mehr als froh wäre, sie kennen gelernt zu haben. Er brauche für seine neue Arbeit die Gestalt eines jungen Mädchens und sie würde sich in seinem Buch wiederfinden – er wäre nämlich Schriftsteller.

Er behielt mit seiner Vermutung recht, sie fand das wahnsinnig interessant. Sie hatte fast alles gelesen, sie war in der Leihbibliothek des Kaufhaus des Westens abonniert und besaß auch eine Autographensammlung. Neulich hatte Sudermann ihr sogar ein Autogramm geschickt und von Schnitzler bekäme sie auch noch eins, sie hätte in Wien eine Freundin und die hätte ihr fest versprochen, ihr eins zu besorgen. Natürlich müsse er ihr auch eins schicken. Und unter welchem Namen er denn schriebe, und welche Romane von ihm bisher erschienen wäre.

Das war eine peinliche Frage, aber Elmholz ließ sich nicht so leicht in Verlegenheit bringen: „Ich habe bisher nur kurze Skizzen und Erzählungen in Tageszeitungen veröffentlicht, kleine, unbedeutende Sachen; aber wenn mein neuer Roman erst fertig ist, hoffe ich natürlich auf einen ganz enormen Erfolg.“

Das war für sie eine große Enttäuschung, sie hatte

ihn sich berühmter gedacht. Was nützte ihr ein Schriftsteller, mit dessen Bekanntschaft sie ihren Freundinnen gegenüber nicht renommierten konnte? Aber sein Ansehen bei ihr wuchs dann doch schnell wieder, als er auf ihre Frage hin vorgab, alle Berühmtheiten zu kennen. „Mit fast allen in Berlin lebenden Autoren komme ich entweder bei den Premieren oder sonst in diesem und jenem Restaurant zusammen. Und wenn ich Ihnen einmal von dem einen oder dem anderen ein Autogramm besorgen kann, tue ich das mit tausend Freuden. Sie wissen ja selbst, gnädiges Fräulein, wie die Autoren sind. Meistens werfen sie die Briefe mit solchen Bitten in den Papierkorb, aber wenn ich als Kollege die Herren darum ersuche —“

Sie war Feuer und Flamme: „Ach, das wäre zu himmlisch!“ Und sie nannte ihm sofort ein Dutzend berühmter Namen, die noch in ihrer Sammlung fehlten.

„Ich werde mich bereits morgen mit den Herren in Verbindung setzen,“ versprach er ihr, und das wollte er auch wirklich tun. Er würde ganz einfach zwölf kurze Briefe schreiben, sich als leidenschaftlichen Verehrer der Werke jener „großen Meister“ hinstellen, ihnen eine ordentliche Portion Honig um das glattrasierte Kinn oder in den Vollbart hineinschmieren, und vierundzwanzig Stunden später hatte er die Autogramme sicher in Händen.

„Denk' mal, Mama, Herr von Elmholz ist Schriftsteller,“ rief Fräulein Weidemann jetzt plötzlich über den Tisch ihrer Mutter zu.

Er wunderte sich nur, daß sie das nicht schon längst getan hatte, jedenfalls war er auf das Erstaunen, das diese Worte hervorriefen, vorbereitet, denn ein Schriftsteller ist ja nun einmal für viele Menschen eine interessante Persönlichkeit.

Alle wandten sich ihm jetzt zu, sogar Fräulein Kramer blickte ein wenig neugierig zu ihm hinüber.

Und in diesem Augenblick sah er zum ersten Mal auch sie.

Als er ihr vorhin aus der Entfernung eine Verbeugung machte, hatte er ihr Gesicht kaum erkennen können, und bis zu diesem Augenblick unterhielt sie sich so angeregt und lebhaft mit Rhaden, daß sie sich dem halb zugewendet und ihren Stuhl dabei etwas zur Seite geschoben hatte.

Jetzt sah Elmholz ihr zum ersten Mal wirklich ins Gesicht und da war er sofort hingerissen von ihrer Schönheit und der Anmut ihrer ganzen Erscheinung.

Er brannte sofort lichterloh: da hatte er endlich die Frau, die er schon lange suchte. Nun schien seine Hoffnung auf eine reiche Partie sich endlich verwirklichen zu sollen. Wenn es ihm nicht gelang, die Frau zu erobern, dann war das lediglich seine Schuld.

Mit einem Mal war die Bankierstochter an seiner Seite vergessen. Wie hatte er sich mit der albernen Gans überhaupt nur so lange beschäftigen können? Dieses Autogrammsammeln war ja ein Unsinn und bewies ja zur Genüge, daß sie noch ein dummes Ding war.

Da oben am Tisch saß eine Königin der Schönheit, der gegenüber jede andere zurücktreten mußte.

Ebenso wie vorhin Fräulein Weidemann, richteten nun auch einige andere Herrschaften etliche Fragen über seine Werke an ihn, die er von neuem ausweichend beantwortete. Er wurde nun doch etwas verlegen. Und daran war nicht in letzter Linie der Blick schuld, den Rhaden ihm zuwarf und der da nur zu deutlich sagte: Schämst du dich denn gar nicht, so zu lügen? Erst werde wirklich ein Schriftsteller, dann prahle mit deinen Arbeiten.

Fräulein Krammer beteiligte sich einen Augenblick an der allgemeinen Unterhaltung, dann aber wurde sie von einem Ehepaar, das in ihrer Nähe saß, in ein ziemlich persönliches Gespräch verwickelt, wobei sie es aber trotzdem so einzurichten wußte, daß auch Rhaden sich daran beteiligen konnte.

So bildete sich gewissermaßen ein Ober- und Unterhaus.

Im Unterhaus führte Elmholz das große Wort, aber das Oberhaus hörte gar nicht auf das, was er

sagte. Und doch sprach er nur für die Schöne da oben, die dem Tisch präsierte, und die von allen am wenigsten auf ihn achtete. Aber gerade sie sollte auf ihn hören, die anderen waren ihm ganz gleichgültig. Was ging ihn die Bankierstochter an, die sich jetzt von neuem über ihn halb totlachen wollte, und was kümmerten ihn die übrigen Leute, die da herumsaßen?

Elmholz wußte, daß er ein brillanter Gesellschafter war. Er besaß die Gabe, eine Gesellschaft in die fröhlichste Stimmung zu versetzen und in angeregtester Weise zu unterhalten. Er war keiner jener geistlosen Erzähler, die einen blöden Witz nach dem anderen zum besten geben, er kolportierte keine faulen Geschichten, sondern er besaß selbst Humor genug, Humor und eine gute Dosis scharfer Satyre. Irgend jemand hatte ihn mal den Karikaturen-Sprecher genannt, und das Wort traf zu. Ebenso wie ein Karikaturenzeichner sah er, wenn er wollte, an jedem Menschen nur das Komische in seinem Wesen, in seiner Kleidung, in seinem Gang, in seinen Manieren. Und mit kurzen, schlagenden Worten wußte er das herauszuholen, so daß seine Zuhörer die Betreffenden dann so deutlich vor sich sahen, wie er sie ihnen schilderte. Auch heute ließ er alle seine Künste springen, er wollte ein amüsanter und geistreicher Causeur sein und es gelang ihm auch. Er übertraf sich heute selbst, aber trotzdem schien es, als sollten alle seine Bemühungen ohne

Erfolg bleiben. Fräulein Krammer achtete immer noch nicht auf ihn, die vier Personen da oben plauderten so lebhaft und ausgelassen miteinander, daß ihr Lachen zuweilen seine Worte zu übertönen drohte, bis sie dann doch schließlich von ihren Nachbarn auf die lustige Art, in der Elmholz das Unterhaus unterhielt, aufmerksam gemacht wurden und in dem eigenen Gespräch innehielten.

Selbst Rhaden mußte ein paar Mal über den Blödsinn hell auflachen, den der Freund da redete. Nur Fräulein Krammer verzog keine Miene.

Auch jetzt blieb sie allein ernst, als alle anderen sich über eine erneute Bemerkung lachend die Tränen aus den Augen wischten.

„Lachen Sie so schwer?“ erkundigte sich Rhaden.

„Sonst sogar sehr leicht,“ widersprach sie, „aber ich merke, die Scherze kommen Ihrem Kameraden nicht von Herzen, er verfolgt mit seiner Unterhaltung irgend einen Zweck, den ich nicht kenne und der mir auch gleichgültig ist. Er demütigt sich, um eine komische Wirkung zu erzielen. Er kommt mir fast wie ein Clown vor, der auch dann lustig sein muß, wenn ihm gar nicht danach zu Mute ist, und das stimmt mich für ihn traurig.“

Er wunderte sich, wie genau sie Elmholz durchschaute, aber er war froh, daß sie nicht auf den Gedanken kam, er versuche mit seiner Unterhaltung nur, sie zu ge-

winnen. Denn daß Elmholz diese Absicht hatte, bewiesen ihm nur zu deutlich die Blicke, die er Fräulein Krammer zuwarf, — aber auch die schien sie, Gott sei Dank, nicht zu bemerken.

Rhaden sah deutlich, wie Fräulein Krammer von dem ihr ganz unverständlichen Lachen und Scherzen der anderen abgestoßen wurde, so wunderte er sich nicht, als sie sich ihm bald wieder zuwandte und ganz allein mit ihm weiter plauderte. Seitdem er an jenem Sonntagnachmittag bei ihr gewesen war, hatte er sie wohl ein paar Mal auf der Straße getroffen und hin und wieder einige Worte mit ihr gewechselt, aber zu einer längeren Aussprache keine Zeit und Gelegenheit gehabt. Nun mußte er ihr ausführlich erzählen, wie es ihm ging, ob er bei seiner Einarbeitung im Geschäft Fortschritte mache, wie er lebe und seine freie Zeit verbringe, welche Bücher er lese, — für alles, was ihn betraf, zeigte sie ein wirkliches Interesse, das ihn um so mehr erfreute, als es absolut nicht gekünstelt, sondern wirklich offen und ehrlich zu sein schien.

Er stand ihr Rede und Antwort, erzählte nicht ohne Humor von seinem Leben und dessen Einzelheiten, und sie lachte wirklich ein paar mal fröhlich auf, bis sie sich dann plötzlich ganz erstaunt nach den anderen umsahen. Da war jetzt, wie mit dem Messer abgeschnitten, jedes Lachen verstummt. Und das nicht ohne Veran-

lassung. Elmholz hatte eingesehen, daß es ihm heute doch nicht mehr gelang, auf Fräulein Krammer irgendwelchen Eindruck zu machen, und nur wegen der anderen Gesellschaft seine besten Witze zu reißen, hieß, seiner Meinung nach, wirklich die Geistesperlen vergeuden. So verstummte er denn ebenso plötzlich, wie er vorhin lustig und ausgelassen geworden war, und selbst gegenüber den Bitten der Bankierstochter: „Ach bitte, Herr Leutnant, machen Sie doch noch ein paar Witze!“ blieb er unerbittlich.

So stockte die ganze Unterhaltung, denn nachdem man noch eben so ausgelassen gelacht hatte, war es schwer, das Gespräch nun wieder auf gleichgültige banale Dinge zu bringen, und vor allen Dingen wollte niemand der erste sein, der die Unterhaltung von neuem aufnahm.

Der Bankier goß Elmholz das Glas voll: „Na, trinken Sie noch, Herr von Elmholz, Sie werden von dem vielen Sprechen durstig geworden sein.“

Elmholz leerte das Glas mit einem Zug und hielt es dann dem Bankier wieder hin: „Sie haben ganz recht, Herr Weidemann, das tut gut.“

Es war ein prachtvoller Juniabend. In dem Garten wogte eine unübersehbare Menge, die Damen in hellen, duftigen Toiletten, auf und ab. Zwei Musikkapellen konzertierten abwechselnd, die elektrischen Lampen und

zahllose farbige Lampions ließen alles im hellsten Licht erstrahlen. Um sie herum auf der Terrasse saßen schöne Frauen, elegante Herren, die Sektpfropfen knallten, es war so hübsch und amüsan, daß niemand daran dachte, nach Haus zu gehen.

Und doch hatte Rhaden nur den einen Wunsch, daß sie bald aufbrechen möchten. Er sah, daß Elmholz, wohl aus Ärger darüber, daß es ihm nicht gelungen war, auf Fräulein Krammer Eindruck zu machen, jetzt anfing, sich zu betrinken. Das geschah selten, denn im allgemeinen war er ein sehr mäßiger Mensch, aber wenn die Anwandlung einmal über ihn kam, dann trank er nur allzu leicht ohne Maß und Ziel. Und unter keinen Umständen durfte der Freund sich hier vor den anderen betrinken. Rhaden kannte Elmholz. Hatte der zu viel Sekt getrunken, dann ging ihm den Damen gegenüber die Zunge durch, und es konnte leicht passieren, daß er sehr gewagte Äußerungen machte.

Und was dann, wenn er auch etwa Fräulein Krammer mit irgendwelchen anzüglichen Worten gegenübertrat?

Rhaden sah, wie der Bankier den Kellner heranzinkte, um noch eine Flasche Mumm zu bestellen, und er bekam es mit der Angst zu tun.

„Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen, gnädiges Fräulein?“ fragte er Fräulein Krammer mit eindring-

licher Stimme. „Dann geben Sie, bitte, das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, oder, wenn das nichts nützt, fahren Sie wenigstens allein nach Haus. Ich sehe es voraus, daß es heute noch mit meinem Freund ein Unglück gibt, und ich möchte unter keinen Umständen, daß Sie das mit erleben.“

„Ich danke Ihnen.“

Die Betonung, mit der sie diese wenigen Worte sprach, zeigte ihm klar und deutlich, wie sie es wirklich dankbar empfand, daß er so um sie besorgt war.

„Wie spät ist es denn?“ fragte sie ihn jetzt, schon damit beschäftigt, ihre Handschuhe anzuziehen.

Er sah nach der Uhr: „Gleich halb zwölf, gnädiges Fräulein.“

„Dann wird es ohnehin Zeit für mich. Wollen Sie so freundlich sein, mich nach draußen zu einem Wagen zu geleiten? Ich würde Sie ja bitten, mit mir zu fahren, aber das könnten die jungen Mädchen hier am Tisch vielleicht unpassend finden, und wir Erwachsenen müssen doch schließlich aufpassen, daß deren moralische Auffassungen keinen Schiffbruch erleiden.“

Er wunderte sich von neuem darüber, wie sie sich über die Anschauungen der anderen und über das Gerede, was sich schicke oder nicht schicke, mokierte, dann sagte er: „Sie haben ganz recht, gnädiges Fräulein, und außerdem möchte ich meinen Kameraden heute

auch nicht allein lassen. Er hat viel Geld bei sich und ich möchte es auf alle Fälle verhindern, daß er nachher noch in leichtsinnige Gesellschaft gerät."

„Sie sind ein wirklich guter Freund."

Das klang so warm und anerkennend, daß er fühlte, wie er verlegen wurde: „Aber gnädiges Fräulein, ich tue doch nur meine Pflicht."

„Und gerade die tun die Menschen am allerseltensten," entgegnete sie, während er ihr behülflich war, den Abendmantel umzulegen.

Natürlich erregte Fräulein Krammers Absicht, jetzt schon nach Haus zu gehen, das größte Aufsehen, aber alle Versuche, sie noch zum Bleiben zu bewegen, schlugen fehl: „Es ist wirklich für mich schon spät genug, ich habe morgen vormittag zahllose Kommissionen, vor allen Dingen eine endlose Anprobe bei meiner Schneiderin, da muß ich mich vorher ordentlich ausschlafen."

Von Rhaden gefolgt, ging sie um den Tisch herum, um sich von den einzelnen zu verabschieden.

„Nicht wahr, lieber Herr Weidemann," bat sie jetzt, „Sie bezahlen mein Essen und meinen Weinanteil und belasten dann mein Konto damit?"

Der Bankier amüsierte sich köstlich über den geschäftlichen Ton, der aus ihren Worten hervorklang. „Sehr schön, gnädiges Fräulein," meinte er lachend, „Ich werde also morgen dem Buchhalter sagen, daß er

Sie für drei Glas Sekt und einen halben Hummer mit vier Mark fünfundneunzig Pfennigen, oder was es sonst ausmacht, belastet."

„Ordnung muß sein," meinte sie halb ernst, halb belustigt, dann reichte sie auch Elmholz, der neben dem Bankier stand, zum Abschied die Hand. Aber so leicht wurde es ihr nicht, ihre Rechte wieder frei zubekommen, denn der schien ihr jetzt noch alles sagen zu wollen, was er auf dem Herzen hatte: „Mein gnädiges Fräulein, ich muß wirklich gestehen, ich bin einfach hingerissen, einfach high life, tiptop, einfach kolossal."

Er stand nicht mehr ganz fest auf seinen Füßen und schwankte ein ganz klein wenig hin und her.

Rhaden trat schnell hinzu und zog unauffällig die Hand des Kameraden zurück, so daß Fräulein Krammer frei wurde. Dann bat er: „Du wartest wohl hier auf mich, lieber Freund, ich bringe das gnädige Fräulein nur zum Wagen und komme dann sofort zurück."

Elmholz sagte noch einige Worte von fabelhaftem Glück — Wagenbegleitung — tiptoper Auszeichnung, aber die beiden hörten nicht mehr darauf hin, sondern gingen fort, nachdem Fräulein Krammer allen noch einen Abschiedsgruß zugerufen hatte. Nur mühsam bahnten sie sich einen Weg durch die auch jetzt noch sehr belebte Allee, — es war ganz unmöglich, mitein-

ander zu sprechen, und erst, als sie draußen vor dem Portal standen, fragte sie ihn: „Was ist Ihr Freund?“

„Leutnant a. D.“

„Und was sonst noch?“

„Nichts, gnädiges Fräulein, und ich fürchte, es wird auch nichts anderes mehr aus ihm werden.“

„Aber er muß doch einen Beruf, irgend eine Tätigkeit haben?“

Rhaden zuckte die Achseln: „Ja, gnädiges Fräulein, das erkläre ich ihm jedes Mal, wenn ich ihn sehe, aber auf mich hört er nicht. Er bleibt dabei, Schriftsteller werden zu wollen, und das ist doch Unsinn.“

Lebhaft stimmte sie ihm bei.

Sie gingen draußen noch einen Augenblick auf und ab. Dann nahm sie in einer Droschke Platz, aber im letzten Augenblick stieg sie wieder aus, drückte dem Kutscher eine Mark in die Hand und sagte: „Ich will doch lieber ein Auto nehmen, dann mache ich noch einen Umweg und fahre durch den Tiergarten.“

„Ganz allein?“ fragte er erstaunt, während er einen Chauffeur heranwinkte.

Sie lachte fröhlich auf: „Was soll mir wohl passieren? Der Fahrer schützt mich schon, und wenn uns jemand angreifen sollte —“

„Dann fahre ich mit Ihnen in der vierten Ge-

schwindigkeit zum Deubel, jawoll, Fräulein, das mach' ich," stimmte der Chauffeur ihr bei.

Alle drei lachten.

„Dann bin ich beruhigt," meinte Rhaden, und gleich darauf fuhr Fräulein Krammer davon, nicht ohne ihm das Versprechen abgenommen zu haben, sich bald einmal wieder bei ihr sehen zu lassen.

Als Rhaden zu der übrigen Gesellschaft zurückkehrte, fand er sie im Begriff, aufzubrechen. Der Bankier mochte auch gemerkt haben, daß Elmholz mit Rücksicht auf die anwesenden Damen genug getrunken hatte, und hatte deshalb wohl das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Herr Weidemann hatte schon die ganze Zeche bezahlt, aber Rhadens zwar höflichen, aber doch sehr bestimmten Worten gegenüber mußte er doch dareinwilligen, daß dieser ihm seinen Anteil zurückgab.

Man trennte sich, nachdem der Bankier den Herren erklärt hatte, er würde sich sehr freuen, sie auch einmal in seinem Hause begrüßen zu dürfen. Elmholz nahm die Einladung sofort mit tausend Dankesworten an, während Rhaden darüber mit einer höflichen Verbeugung quittierte. —

„So, lieber Freund," meinte Rhaden, als er mit dem Kameraden allein war. „Jetzt werde ich dich nach Haus fahren, und dann schläfst du dich schön aus, damit du morgen endlich mit deiner Schriftstellerei beginnen

kannst. Menschenskind, hast du aber den Leuten die Jacke vollgelogen. Wenn du wirklich bei dem Bankier Besuch machen willst, mußt du bis dahin unbedingt etwas geschrieben haben, sonst bist du ja bis auf die Knochen blamiert."

Aber von allem, was Rhaden da sagte, hörte der andere nur heraus, daß er nun nach Haus solle, und das war absolut nicht nach seinem Geschmack: „Ich werd' den Deubel was tun und jetzt ins Bett gehen. Mann, sei doch kein Philister, du warst doch sonst nicht so. Nun wird durchgebummelt! Was soll man sonst mit dem angebrochenen Nachmittag anfangen? Jetzt gehen wir zu den Mächen!“ Und mit halblauter Stimme sang er vor sich hin: „Das sind die süßen Mädchen, die hab' ich ja so gern —“

Rhaden bekam einen Schreck und versuchte, dem Freund die Idee auszureden, aber vergebens. Ohne auf den Widerspruch des Kameraden zu achten, kletterte Elmholz in ein Auto und befahl dem Chauffeur, zu Riche Unter den Linden zu fahren.

„Kommst du mit?“ fragte er den Freund.

Der zögerte noch einen Augenblick, dann stieg auch er ein; er durfte den andern jetzt nicht allein lassen.

„Na also, was redest du denn erst für große Töne?“ meinte Elmholz, als sie davonfuhren. „Du bist ja auch garnicht der Philister, für den du dich mir gegenüber

immer aus gibst. Du sollst mal sehen, wie wir uns heute noch amüsieren werden."

Rhaden hatte plötzlich einen guten Gedanken: „Du hast ganz recht, ich will auch mal wieder lustig sein. Aber mir fällt eben ein, ich habe nicht genug Geld bei bei mir. Die siebenhundert Mark, die du mir vorhin gabst, liegen zu Haus; ich glaube, ich habe keine fünfzig Mark, und die langen doch nicht."

„Bei den Weibern ganz gewiß nicht," meinte Elmholz. Dann griff er in die Tasche und zog seine Brieftasche heraus. „Da, nimm dir, was du brauchst, du kannst es mir ja morgen wiederschicken."

„Selbstverständlich."

Elmholz hatte sich in die Ecke zurückgelehnt und bemühte sich, eine neue Zigarre anzuzünden, so daß er gar nicht nach dem Freunde hinsah. Der öffnete die Brieftasche und nahm ein Paket von Hundertmarkscheinen heraus, das er vorsichtig zählte, es waren achthundert Mark. Einen Augenblick überlegte er, wieviel er dem Freunde lassen sollte, dann steckte er fünfhundert Mark in die eigene Tasche. Wenn der andere dreihundert Mark verjubelte, das war mehr als genug.

Dann fragte er: „Weißt du, wieviel Geld du bei dir hast?"

„Keine Ahnung."

Rhadenklärte ihn auf: „Genau sechshundert —

drei habe ich mir genommen, drei bleiben dir, das ist vollständig genug."

„Meinst du?“ Seine Zigarre brannte nun endlich, und etwas zweifelnd sah er den Kameraden an, während er die Briefftasche wieder einsteckte. „Meinst du, daß das langt?“ fragte er noch einmal. „Die Mädchen da sind teuer, mir hat das mal eine auseinandergesetzt: die Geschäftsunkosten sind heutzutage zu groß. Die Weiber sollen sich anständig anziehen, die schönsten Hüte haben, die elegantesten Kleider und unter den Kleidern alles Seide, vom seidenen Strumpf bis zum seidenen Hemd. Das kostet doch alles Geld! Und unsereins muß es doch bezahlen, denn wenn wir es ihnen nicht geben, wovon sollen sie sich denn da anziehen?“

Er tat ein paar kräftige Züge aus seiner Zigarre und berauschte sich dann an der Schilderung aller Freuden, die seiner in der heutigen Liebesnacht noch warteten.

Rhaden ließ den Kameraden ruhig reden, er war mehr als froh, daß er wenigstens nicht das Gespräch auf Fräulein Krammer brachte.

Das Lokal von Riche öffnet seine Pforten erst zu später Stunde, das richtige Leben beginnt dort eigentlich erst zwischen ein und zwei Uhr. So mußten die Freunde noch lange warten, bis sich das Lokal nach und nach füllte. Dann aber kamen die Kokotten, teils aus

den Ballhäusern, teils aus den Bars, einige auch erst aus ihren Wohnungen, um einen Freund für die Nacht zu finden, – nur ganz vereinzelt ein wirklich hübsches Gesicht, die meisten gefärbt und geschminkt, aber alle in elegantester Aufmachung und von weitem gut aussehend.

Fast von Minute zu Minute wurde es voller im Saal, die Musik spielte einen Walzer nach dem andern und die Sektpfropfen knallten, die Unterhaltung wurde immer lauter, immer begehrllicher wurden die Blicke, die die Mädchen den Herren zuwarfen, immer dringender die Bitten, sich zu ihnen heranzusetzen.

Elmholz konnte lange keine Wahl treffen, er wollte heute etwas ganz Exzeptionelles und vor allen Dingen etwas ganz Totchikes. Wie ein Sklavenhändler betrachtete er die Mädchen, die an ihrem Tisch vorübergingen, hielt das eine oder das andere einen Augenblick zurück, ließ sich von ihr den Fuß, den Strumpf oder die Dessous zeigen, bis er sich dann endlich nach langem Suchen für eine wirklich hübsche, große und schlanke Person entschied. Sie nahm an dem Tisch mit Platz, er schenkte ihr ein Glas Sekt ein und gleich darauf begann das widerliche Handeln um den Preis. Zweihundert Mark wollte das Mädchen haben, hundert wollte er geben, bis sie sich dann endlich auf hundertundfünfzig Mark einigten.

„Da kannst du mir noch gut hundert Mark bis morgen borgen,“ bat Rhaden, „dann bezahle ich nachher die Zeche.“

Elmholz gab auch jetzt ohne weiteres die Brieftasche hin und Rhaden nahm zwei Hundertmarkscheine heraus, steckte den einen selbst ein und ließ den anderen wechseln. „So, lieber Freund, hier hast du hundertfünfzig Mark für deine Begleiterin, und diese fünfzig Mark reichen vollständig für die Autos und etwaigen Trinkgelder.“

Es waren keine allzufreundlichen Blicke, mit denen das Mädchen Rhaden ansah, sie mochte wohl im stillen gehofft haben, ihrem Begleiter in der Sektstimmung, in der er sich befand, um den ganzen Inhalt seiner Brieftasche erleichtern zu können.

Elmholz brach bald mit seiner Begleiterin auf und auch Rhaden ging fort, als der Kellner endlich auf den wiederholten Zuruf: „Zahlen, zahlen!“ erschienen war.

Als er sich draußen in der Garderobe Hut und Stock geben ließ, versuchte im letzten Augenblick noch eine schwarzäugige Ungarin, ihn einzufangen. Sie hing sich an seinen Arm und ließ ihn nicht eher los, als bis er sich mit drei Mark für die Nachtdroschke losgekauft hatte. Gleich darauf hing sie sich an den Arm eines anderen Herrn, und bei dem schien sie mehr Glück zu haben, denn sie ging an seiner Seite in das Lokal hinein.

Ganz verständnislos blickte Rhaden den beiden nach.

Seitdem er selbst, damals an dem Tage, an dem er Fräulein Krammer zum ersten Male sah, eine Dirne mit nach Hause nahm, um in ihren Armen die andere zu vergessen, hatte er kein Weib mehr angerührt, und so oft er an jenen Abend zurückdachte, schämte er sich vor sichselbst, und wenn er an Fräulein Krammer dachte, auch vor ihr, daß er es damals getan hatte.



V.

Rhaden hatte einen Brief vom Rittmeister erhalten, in dem dieser ihn bat, entweder an einem der nächsten Tage einmal zu ihm zu kommen, oder mit ihm in einem Restaurant, das er bestimmen möge, zusammenzutreffen, da er ihn unbedingt sprechen müsse.

Es war Rhaden sehr lieb, daß der Rittmeister selbst von einem Zusammentreffen in einem Restaurant sprach, so hatte er denn die „Traube“ als Rendezvousplatz vorgeschlagen, und mit militärischer Pünktlichkeit fanden die Herren sich da ein.

Schon als der Rittmeister erschien, verriet er deutlich eine große Erregung, und sehr schnell erfuhr Rhaden auch die Veranlassung. Vor vierzehn Tagen hatte in seinem Kreditverein eine Konferenz stattgefunden, an der auch der Rittmeister teilnahm. Da er aber doch bald ausschied, waren seine worte und seine Vorschläge gar nicht beachtet worden, das brachte sein Blut in Wallung, es kam zu einer erregten Aussprache, die damit endete, daß er unter Verzicht auf sein ihm noch zustehendes Gehalt seine Stellung sofort aufgab.

Nun saß er da, ohne Tätigkeit und ohne Verdienst, und Rhaden sollte helfen. Der hatte seinem Versprechen gemäß dem Rittmeister mitgeteilt, daß er bei einer Versicherungsgesellschaft angekommen wäre, und nun sollte Rhaden bei der Direktion ein gutes Wort für ihn einlegen.

„Die Protektion und Empfehlung ist alles, lieber Freund, das sehe ich jetzt jeden Tag. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend laufe ich herum, um was zu finden. Sehen Sie hier.“ Er zog einen ganzen Haufen von Inseraten aus der Tasche und legte ihn vor sich hin. „Die habe ich heute abgegrast, alle. Und nichts, gar nichts. Dem einen bin ich zu jung, dem anderen zu alt, der dritte will keinen früheren Offizier, weil er schon einmal mit einem solchen trübe Erfahrungen gemacht hat, dem vierten genügen meine kaufmännischen Kenntnisse nicht, der fünfte verlangt alle möglichen Sprachen, die ich natürlich nicht beherrsche, der eine hat dies, der andere jenes, und alle zusammen fragen, warum ich denn nicht in meiner bisherigen Stellung blieb. Sage ich, daß man mir kündigte, so ist das keine Empfehlung, und erkläre ich, daß ich der Bande den Kram vor die Füße warf, so ist das erst recht keine Empfehlung. Die Leute wollen sich dem nicht aussetzen, daß ich das bei ihnen ebenso mache.“

Der Rittmeister wurde mit jedem Glas Wein, das

er trank, erregter, und vergebens suchte Rhaden ihn zu beruhigen.

„Sie haben gut reden, lieber Freund, Sie stehen allein auf der Welt. Aber ich habe Frau und Kind. Das Gejammere vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und das Geheul, wenn ich nach Haus komme und wieder nichts gefunden habe! Ich sage Ihnen, das ist zum Verzweifeln. Das Mädels hat zum Überfluß noch ihre verdammte, unglückliche Liebe. Deshalb ist es mir offen gestanden auch sehr lieb, daß wir uns hier treffen und daß Sie nicht zu uns kamen. Das ist doch ein Unsinn, das Mädels kann Sie doch nicht heiraten, das habe ich ihr stundenlang vorgeredet. Aber bringen Sie mal ein Weibsbild zur Vernunft! Das bringt kein Gott fertig, geschweige denn ein Mensch.“

Rhaden wurde von dem, was er da hörte, äußerst peinlich berührt: „Ich weiß wirklich nicht, wie Ihr Fräulein Tochter auf solche Gedanken kommt. Ich habe ihr den Hof gemacht, wie es ja schließlich jeder Offizier bei jedem jungen Mädchen tut, aber weiter doch auch nichts.“

„Das Mädels ist verrückt!“ polterte der Rittmeister los. „Das sage ich ihr ja auch den ganzen Tag. Darüber brauchen Sie sich aber keine grauen Haare wachsen zu lassen, ich erzähle Ihnen das überhaupt nur, damit Sie sich nicht wundern, wenn ich Sie in der nächsten Zeit

nicht einmal wieder zu uns bitte. Mit dem Gesellschaften geben ist es überhaupt vorbei; ich bin mehr als froh, wenn wir allein satt werden."

„Na na, Herr Rittmeister, so schlimm ist es doch, Gott sei Dank, nicht," warf Rhaden ein.

„Es ist so schlimm," fluchte der Rittmeister. „Haben Sie eine Ahnung, was ein Haushalt kostet: Miete, Leben, Lohn für das Mädchen, Kleider für Frau und Kind, Kohlen, Gas, und dann die verfluchten Steuern, — ich kann Ihnen sagen, die Groschen muß man umdrehen, und dann langt es auch noch nicht. Das Geld ist ganz einfach nicht da, um Bäcker, Schlächter und wen weiß ich sonst noch bezahlen zu können, und man kann es sich doch nicht aus den Rippen schneiden. Woher soll man es nehmen, wenn man es nicht verdient? Bleibt nur das Pumpen. Aber wer pumpt? Die guten Freunde haben selbst nichts übrig, und als anständiger Mensch muß man das Geld schließlich auch einmal wieder zurückzahlen, aber dann heißt es wieder: wovon? Da muß man einen Pump mit dem anderen zustopfen. Wenn die verdammten Vorgesetzten mich wenigstens noch Major hätten werden lassen. Große Sprünge könnte man ja dann auch nicht machen, aber man brauchte doch wenigstens nicht in Angst um den nächsten Tag zu leben."

Dann brachte er das Gespräch wieder auf den Zweck

des Zusammenseins: „Sie müssen mir helfen, lieber Rhaden. Bei Gott und allen Heiligen, Sie sind meine letzte Hoffnung. Wenn Ihre Vermittlung, um die ich Sie bitte und die Sie mir nicht abschlagen werden, nichts hilft, dann weiß ich wirklich nicht, was werden soll. Eine Stellung hätte ich heute bekommen können, als Annoncen-Acquisiteur – kein Groschen festes Gehalt, nur Provision. Das aber kann ich nicht, darf es auch nicht annehmen. Um mir die bittere Pille des Abschieds zu versüßen, hat man mir die Erlaubnis zum Tragen der alten Uniform verliehen. Ich muß offen gestehen, ich habe mich wirklich darüber gefreut. Aber hätte ich damals schon alles gewußt, was ich jetzt weiß, dann hätte ich gleich gesagt: Ich danke für die Ehre, denn das ist ein fauler Zauber, wenn man nicht stockkonservativ bis in seine innersten Gedärme ist und nicht in guten Verhältnissen lebt. Da steht man noch unter den Ehrengerichten, darf, wenigstens öffentlich, nicht so laut schimpfen, wie man möchte, kann nicht einmal frei und offen seine Meinung sagen, gleich kriegen sie einen beim Kragen und schleppen einen vor das Ehrengericht.“

Wieder leerte der Rittmeister schnell sein Glas, dann schalt er weiter: „Und nun erst die Uniform, die wir an Kaisers Geburtstag und bei anderen festlichen Gelegenheiten anlegen dürfen! In der Theorie gewiß sehr schön, – aber in der Praxis? Fauler Zauber. Das

ist weiter nichts, als ein Köder, den sie uns hinhalten, damit wir königstreu bleiben. Was haben wir von der Uniform, die im Schrank hängt? Nützen tut sie gar nichts, hindert uns nur an allen Ecken und Kanten. Möchte mal sehen, wenn ich, vom Hunger getrieben, im Winter auf der Straße Schnee schippte, Zettel an die Litfaßsäulen klebte oder mich bei der Straßenreinigung anstellen ließe. Wie schnell würde man mir da mit oder ohne Ehrengericht die Uniform wegnehmen. Es ist zum Totlachen, wenn man sich nicht totärgern will. Mir persönlich ist es ja ganz einerlei, ob der Rock im Schrank hängt oder nicht, ich rede nur im allgemeinen. Und dann sagen die Leute immer: Arbeit schändet nicht. Ganz kluge behaupten sogar: Arbeit adelt. Ist ja Quatsch. Ein Arbeiter, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend schuftet, um sich und seine Familie ehrlich durchzubringen, bleibt in den Augen der sogenannten gebildeten Menschen immer nur ein Arbeiter, dem zwar jeder Gentleman auf der Straße höflich ausweicht, aber nur, damit sein tadelloser Gehrock nicht vielleicht schmutzig wird, wenn er den anderen versehentlich mit seinem Ärmel streifen sollte. Wo merkt man da etwas von dem Adel der Arbeit? Und wenn unser-eins jede Arbeit verrichten wollte, die er findet, dann adelt die Arbeit ihn nicht, sonder entehrt ihn. Die Uniform wird ihm genommen, womöglich auch der

Titel, und er wird ausgestoßen aus der Gesellschaft und aus der Reihe der alten Kameraden. Logik, dein Name ist Wahnsinn! Entweder soll uns der Staat soviel Pension zahlen, daß wir nicht an den Daumen zu lutschen brauchen, um satt zu werden, oder er soll sich, wenn er uns denn schon mal zum Teufel schickt, gar nicht mehr um uns kümmern. Habe ich da recht oder nicht?"

In kurzen, abgebrochenen Sätzen, zwischendurch immer wieder eine Pause machend und von seinem Wein trinkend, hatte der Rittmeister seine Ausführungen beendet und sah jetzt den anderen erwartungsvoll an. „Na, habe ich recht oder nicht?“ fragte er noch einmal, als die Antwort nicht so schnell erfolgte, wie er es wohl erwartet hatte.

„Gewiß,“ stimmte Rhaden ihm nach einigem Zögern bei, „es liegt vielleicht etwas Wahres in dem, was Sie da sagten, aber ich glaube doch, daß Sie heute Abend manches viel zu schwarz sehen.“

„Kunststück!“ lachte der Rittmeister bitter auf. „Versetzen Sie sich in meine Lage, ich möchte mal wissen, wo Sie dann einen hellen Lichtblick finden würden.“

„Ich will auf alle Fälle gleich morgen früh mit dem Direktor sprechen, Herr Rittmeister,“ versprach Rhaden, „und wenn ich etwas für Sie tun kann, dann tue ich es mit tausend Freuden. Aber eins müssen Sie mir für alle Fälle versprechen: Sie dürfen die Flinte

nicht gleich ins Korn werfen, wenn bei unserer Gesellschaft im Augenblick kein Platz frei sein sollte. Der Andrang ist auch dort natürlich sehr groß."

„Das ist ja gerade das Elend," knurrte der Rittmeister. „Um jeden freien Platz bewerben sich zehn, wenn nicht hundert, und von diesen hat mehr als die Hälfte weit größere kaufmännische Kenntnisse als wir — als wir sie auch auf Grund unserer Erziehung und Ausbildung haben können. Was uns beim Militär grade nützt: eine möglichst einseitige Bildung, ein adliger Name, eine anständige Ahnengalerie, — das alles hindert uns später nur, wenn wir den bunten Rock mal nicht mehr anhaben."

Es war ziemlich spät geworden, als man sich endlich anschickte, aufzubrechen. Der Rittmeister wäre am liebsten noch länger sitzen geblieben. „Ich hab' direkt 'ne Angst, nach Haus zu gehen. Man hat doch ein Herz in der Brust, und ich habe meine Frau und meine Tochter doch wirklich lieb. Denen möchte man doch dieses bisschen Leben sorglos gestalten, und nicht mal das kann man. Das ist auch eine Gemeinheit."

Schon am nächsten Morgen ließ sich Rhaden beim Direktor Weber melden, aber zu seinem Schrecken erfuhr er, daß der verreist sei und frühestens in acht bis zehn Tagen zurückkommen werde. Er teilte das sofort dem Rittmeister mit und bat ihn von neuem, nicht seine

letzte Hoffnung auf die Vermittlung seinerseits zu setzen, sondern sich auch in der Zwischenzeit weiter nach einem anderen Posten umzusehen. Er schloß den Brief mit den Worten: ‚Ich bin sicher, daß Sie doch etwas finden, und Sie werden es dann selbst nicht mehr begreifen, daß Sie, wenn auch nur vorübergehend, so verzweifelt in die Zukunft blicken konnten.‘

Als Jüngerer schämte er sich fast, dem Älteren so Trost zuzusprechen, vor allen Dingen aber glaubte er selbst nicht so recht an das, was er schrieb. Täglich sah er von neuem, wie schwer es gerade den Offizieren a. D. wurde, eine Anstellung zu finden, und daß ihm das selbst gelungen war, betrachtete er immer wieder als ein großes Glück, das ihm unverhofft in den Schoß gefallen war.

Seine Ausbildung nahm unentwegt ihren Fortgang. Er war ein fleißiger, gewissenhafter Arbeiter, der sich die größte Mühe gab, alles schnell zu erfassen, und durch seinen Eifer, den er nicht nur zur Schau trug, sondern der ihn wirklich beseelte, erreichte er es auch, daß Herr Fricke ihm gegenüber schon längst einen anderen Ton angeschlagen hatte. Er war nicht mehr bissig und gehässig, sondern für sein Verhältnisse sogar beinahe liebenswürdig. Dazu trug auch wohl viel bei, daß Rhaden verschiedene Probearbeiten zur vollsten Zufriedenheit seines Lehrers ausgeführt hatte, und es

mochte diesem schmeicheln, mit seinem Schüler dereinst Ehre einzulegen.

Auch heute hatte Rhaden seine Sache gut gemacht. Die Gesellschaft hatte einen größeren Brandschaden zu bezahlen, aber der Abgebrannte erhob noch Ansprüche, die von der Gesellschaft nicht in vollem Umfang erfüllt werden konnten. Fricke gab Rhaden die Akten zur Durchsicht: „Setzen Sie ein Schreiben an den Mann auf, erklären Sie ihm auf Grund unserer Statuten, wie weit wir ersatzpflichtig sind und wie weit nicht, machen Sie ihm auf Grund unserer Tabellen eine genaue Aufstellung unserer Verpflichtungen, bewiesen Sie ihm, daß er auf Grund seiner Police zu hohe Anforderungen stellt, und dann legen Sie mir das Schreiben vor.“

Das war keine leichte Arbeit gewesen — Fricke hatte selbst die Empfindung, als verlange er da etwas viel von seinem Schüler, — aber sie war gelungen. Bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten war nichts an der Ausarbeitung auszusetzen gewesen.

Als Rhaden nach Geschäftsschluß auf die Straße trat, war ihm zu Mut, als hätte er mit Lob und Auszeichnung ein Examen bestanden, er war glücklich wie ein kleines Kind und hatte Sehnsucht nach einem Menschen, der sich mit ihm freute.

Für einen Augenblick dachte er daran, irgend einen der Herren, die mit ihm bei der Gesellschaft angestellt

waren, zu bitten, den Abend mit ihm zusammen zu verleben. Aber er war fast allen ganz fremd, denn die Herren kamen so gut wie gar nicht miteinander in Berührung, und nach getaner Arbeit eilte jeder zu seinen Angehörigen. Selbst mit dem Leutnant a. D. Langen, mit dem er nach wie vor des Mittags zusammen aß, hatte sich kein intimerer Verkehr entwickelt. Der wohnte draußen in Groß-Lichterfelde bei seiner Mutter und fuhr regelmäßig des Abends sofort zu ihr hinaus.

So gab er denn schnell seinen Gedanken wieder auf und fuhr gleich nach Haus. Aber als er dort ankam, stieg er, ohne daß er es eigentlich gewollt hatte, die Treppen zu Fräulein Krammer hinauf. Auch dieses Mal wurde er sofort angenommen, sie war vor wenigen Minuten von einem Spaziergang zurückgekommen.

Sie sah gleich, daß er etwas Frohes erlebt hatte, und ruhte nicht eher, bis er ihr alles erzählte.

„Das freut mich aber herzlich für Sie,“ meinte sie dann, „und daß Sie gleich zu mir kommen, um mir Bericht zu erstatten, freut mich doppelt. Wir haben ja zwar offiziell keine feierliche Freundschaft geschlossen, aber Freunde sind wir trotzdem geworden, nicht wahr?“

„Ich bin wenigstens Ihr Freund, gnädiges Fräulein, und wenn ich hoffen dürfte, daß auch Sie —“

Er hielt mitten im Satz inne und sah sie mit seinen großen Augen offen und ehrlich an. Und wie schon so

oft, hielt sie auch jetzt seinen Blick ruhig aus, ohne nach sonstiger Mädchenart rot und verlegen zu werden.

„Wie schön Sie heute wieder sind! Wissen Sie wohl, daß ich oft, wenn ich Ihnen gegenüber sitze, den Wunsch habe, ein Maler zu sein, ein ganz großer Künstler? Ich habe kürzlich in einem Journal einige Damenporträts von der Meisterhand Fritz von Kaulbachs gesehen, der müßte auch Sie einmal malen.“

Anstatt darauf zu antworten, erhob sie sich und ging an ihren Bücherschrank. Gleich darauf kam sie mit einer großen Photographie zurück, die sie in Balltoilette darstellte.

Sie reichte es ihm hin: „Gefällt es Ihnen? Als ich im vorigen Jahr mit einer Freundin in Paris war, habe ich es bei Reutlinger machen lassen.“

Er hielt das Blatt in den Händen und wandte keinen Blick davon. Dann fragte er: „Darf ich es noch einmal sagen, ohne fürchten zu müssen, Sie dadurch zu erzürnen?“

Sie sah ihn neugierig an: „Was denn?“

„Daß Sie so schön sind, wie ich noch nie etwas ähnliches sah und wie ich es wohl nie wieder sehen werde.“

Er sah sie beim Sprechen, als schäme er sich selbst dieses Geständnisses, gar nicht an, und so merkte er nicht, wie ihr das Blut leicht in die Wangen stieg

und wie es in ihren Augen hell und freudig aufleuchtete. Denn nicht, was er sagte, sondern die Art, wie er es sagte, ließ ihr Herz für eine Sekunde höher schlagen. Wie viele hatten ihr nicht schon gehuldigt – mit einer so ehrlichen und einer so selbstlosen Bewunderung, wie er, noch keiner.

Gleich darauf lachte sie fröhlich auf und nahm ihm das Blatt aus der Hand: „So, nun geben Sie es nur wieder her.“

Zögernd reichte er es ihr zurück. Sie merkte, wie es ihm auf den Lippen lag, sie um das Bild zu bitten, wie er sich Gewalt antun mußte, um diese Worte nicht auszusprechen.

Und auch das gefiel ihr an ihm, daß er den Wunsch unterdrückte.

Sie schloß das Bild wieder ein, dann sagte sie, zu ihm zurückkehrend: „Wissen Sie, wer gestern bei mir Besuch gemacht hat? Ihr Freund Elmholz.“

„Also doch!“

Angst und Schrecken sprachen aus seinen Worten. Dann fragte er: „Und Sie haben ihn empfangen?“

„Ich konnte nicht anders. Wir stießen an der Etagentür zusammen, da mußte ich ihn einen Augenblick zu mir bitten.“

„Und wie hat er Ihnen gefallen?“

„Weder gut noch schlecht, er ist ein amüsanter Plauderer und bemühte sich, sehr liebenswürdig zu sein.“

Er schwieg eine ganze Weile, dann fragte er, seine innersten Gedanken damit verratend: „Warum haben Sie eigentlich noch nicht geheiratet, gnädige Fräulein?“

Sie sah ihn ganz unbefangen an: „Aus einem sehr einfachen Grunde, ich habe mich noch nie verliebt.“

Er glaubte nicht richtig verstanden zu haben: „Sie – Sie – noch nie?“

Nun lachte sie herzlich: „Nein, wirklich nicht. Geflirtet habe ich genug, manchen auch sehr gern gehabt, aber lieb, so lieb, daß ich keinen anderen Gedanken hatte, als nur ihn, daß mein Herz höher schlug, wenn ich ihn nur sah – nein, so lieb hatte ich noch niemanden. Und wenn mir einer von seiner Liebe sprach, – ach, das taten so viele! – ich habe es nie geglaubt. Ich bin reich, oft sage ich ‚leider‘, denn das macht den Männern gegenüber mißtrauisch.“

„Aber es gibt doch auch anständige Herren,“ widersprach er, „es will doch nicht jeder nur Ihr Geld. Sie bringen sich durch solche Gedanken noch um das ganze Glück Ihres Lebens. Sie können doch nicht immer allein bleiben.“

„Warum nicht?“ fragte sie ruhig, „ich bin wirklich so glücklich, wie ich es, abgesehen von den Familienverhältnissen, von denen ich Ihnen erzählte, nur sein kann.“

Ich habe ein reizendes Heim, liebe Bekannte, wirklich gute Freundinnen, ich beschäftige mich mit allem Möglichen, habe zahllose Interessen und langweile mich nie. Und wer weiß, vielleicht kommt doch noch einmal der Rechte. Sie brauchen also für mich nicht so traurig dreinzublicken," schloß sie fröhlich, und mit einem gewaltsamen Übergang brachte sie das Gespräch dann wieder auf ihn: „Übrigens bin ich neulich mal da hinten in dem sogenannten Garten gewesen und habe mir von unten Ihre Wohnung angesehen, es sieht wirklich ganz allerliebste aus.“

„Das ist es auch, gnädiges Fräulein," stimmte er ihr lebhaft bei. „Wenn ich da oben auf meinem Balkon sitze, ist es ganz reizend, genau so, wie ich es mir dachte, als ich mietete. Überall sitzen einfache, aber fröhliche Menschen: Maler, Bildhauer, junge Damen, die Musik studieren, und was weiß ich, wer sonst noch. Sie sollten einmal des Abends dort hingehen und sehen, wie hübsch es ist, wenn auf allen blumengeschmückten Balkons die Lichter brennen. Da wird Gitarre oder Zither gespielt, von einem Balkon zum anderen wird geflirtet und lustige, harmlose Scherzworte fliegen hin und her.“

Sie dachte einen Augenblick nach: „Ich habe mir schon oft gewünscht, einmal zu sehen, wie Sie da oben wohnen. Wollen Sie mich nicht einmal zum Abend-

essen einladen? Umstände dürfen Sie natürlich nicht machen."

Rhaden glaubte nicht richtig verstanden zu haben: „Sie wollten mich wirklich einmal in meinem Junggesellenheim besuchen?"

„Finden Sie das vielleicht unpassend?" schalt sie ärgerlich. „Ich glaubte, Sie dächten über diesen Punkt nicht so kleinlich, denn sonst könnten Sie doch eigentlich nie zu mir kommen." Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie beinahe trotzig: „Ich will aber zu Ihnen kommen, es macht mir Spaß, mich einmal davon zu überzeugen, wie Sie da oben hausen." Und etwas spöttisch setzte sie hinzu: „Damit es nicht zu unpassend ist, werde ich meine Alma mitbringen. Die kann ja Ihrer Wirtin so lange Gesellschaft leisten."

„Der Ausweg ist sehr gut," stimmte er ihr glücklich bei. „Aber eins sage ich Ihnen gleich, damit Sie nicht zu sehr enttäuscht sind, so hübsch wie Sie wohne ich nicht."

Sie zuckte die Achseln: „So weit müßten Sie mich doch eigentlich kennen, daß mir so etwas ganz gleich ist. Es kann doch nicht jeder einen reichen Vater haben, und daß es mir so gut geht, ist doch absolut nicht mein Verdienst." Und dann wieder auf den Abend zurückkommend, sagte sie: „Ich freue mich wirklich darauf, ich denke es mir hübsch und poetisch. Aber keine Umstände machen, bitte nicht! Nur was Sie selbst so des

Abends essen: etwas kaltes Fleisch, ein paar Eier und ein Glas Bier."

„Und eine Flasche Sekt."

„Aber nur, wenn ich sie stiften darf."

„Das werden Sie mir doch nicht antun," widersprach er. „So schlecht geht es mir denn, Gott sei Dank, doch nicht, daß ich das nicht selbst bezahlen könnte. Und lange dauert es ja nicht mehr, dann ist meine Probezeit vorüber und dann geht das Verdienen los."

Es sprach viel Hoffnung und ein stolzes Gefühl des Glücks aus seinen Worten heraus, aber sie konnte es nicht verhindern, daß seine Worte sie fast traurig stimmten. Sie glaubte zu wissen, daß ihm in seinem neuen Beruf noch viele harte Kämpfe bevorstünden und daß ihm das Verdienen nicht so leicht fallen würde, wie er sich das in diesem Augenblick dachte.



VI.

Seitdem Elmholz die Bekanntschaft der Bankiers-tochter und namentlich die von Fräulein Krammer gemacht hatte, war er noch fester als je entschlossen, durch eine reiche Heirat endlich eine gesicherte Position zu bekommen. Solche Dollarprinzessin oder deutsche Millionärstochter war keine dumme Sache, das hatte er erst wieder gesehen, als er Fräulein Krammer, kurze Zeit nach ihrem Zusammensein im Zoologischen Garten, seine Aufwartung machte. Während der harmlosen und fröhlichen Unterhaltung studierte er die Umgebung, in der sie lebte, sehr genau, und in kühnen Träumen sah er sich schon als Herr und Gebieter in diesen Räumen. Der Vergleich, den er dabei mit seiner jetzigen Junggesellenwohnung Berlin O., Hinterhaus drei Treppen rechts, ein Zimmer, zog, fiel sehr zu Ungunsten seiner eigenen Häuslichkeit aus.

Geld war alles, — alles andere war Unsinn. Wenn er es noch nicht früher gewußt hätte, seine kleine Erbschaft würde es ihm bewiesen haben. Wie ganz anders traten

ihm seine Freunde und Bekannten jetzt gegenüber, wie grüßten sie ihn von weitem schon, wenn sie ihn nur sahen. Geld verleiht Ansehen, Macht und Würde, Geld ist alles. Und er kam sich mit dem Rest des Goldes, das ihm so ganz unerwartet zuteil geworden war, immer noch wie ein Millionär vor, obgleich die Scheine schnell genug dahinschwanden. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, sich für sehr wohlhabend halten zu lassen, und namentlich an den Freitag-Abenden, an denen der Stammtisch sich versammelte, fühlte er sich reich. Er war jetzt stets tadellos nach der neuesten Mode angezogen. Er sah die Blicke der anderen mit Neid auf sich ruhen, und wenn er auch absolut nicht protzte, so sprach aus seinen Worten doch die ruhige Sicherheit eines wohl-situierten Menschen.

Den Gedanken, Schriftsteller zu werden, hatte er wieder aufgegeben, das war ja höherer Unfug. Da konnte man ja alt wie Methusalems Esel werden, ehe man es zu etwas brachte. Und dann die Konkurrenz, der Neid und die Mißgunst der anderen Leute, die auch von der Feder leben wollten. Da konnte man ja gar nicht vorwärtskommen. Und dann die Hauptsache: alles was man von den großen Honoraren erzählte, war Schwindel. Ein paar ganz bekannte Autoren, na ja, die verdienten sehr nett, aber auch nicht annähernd soviel wie die Welt sich einbildete. Das wurde alles maßlos überschätzt, Rhaden hatte Recht gehabt, als er ihn

warnte; bei der Schriftstellerei war wirklich nichts zu verdienen. Es gab nur eins: er mußte reich heiraten.

Die anderen hörten aufmerksam zu und stimmten ihm bei, wenn er so sprach. Seitdem er nicht mehr, wie sonst, wenn es an das Bezahlen ging, die Groschen in seinem Portemonnaie zusammensuchte, sondern mit nachlässiger Gebärde ein Goldstück auf den Tisch legte, war sein Ansehen ganz gewaltig gewachsen. Keiner von ihnen zweifelte daran, daß es ihm gelingen würde, eine reiche Frau zu finden. Wenn einer schon den Dusel hatte, zu erben, dann war das andere erst recht nicht ausgeschlossen. Und sie wünschten ihm auch ihretwegen von ganzem Herzen, daß ihm sein Vorhaben gelang, denn sie wußten, er würde sie dann später nicht im Stich lassen, wenn sie sich in der Not an ihn wandten.

Es ging fast allen am Stammtisch sehr schlecht. Beschäftigung hatten die meisten, doch die allerwenigsten einen auch nur einigermaßen auskömmlichen Verdienst. Aber sie klagten trotzdem nicht, — warum auch? Von denen, die am Tisch saßen, konnte ja doch keiner helfen, keiner ihnen das Leben anders gestalten, und warum sollten sie sich da die wenigen Stunden, in denen man mal wieder unter sich war, durch unnützes Jammern verderben?

Sie kämpften alles schwer um das bischen tägliche Brot. Da war einer, der für einen großen Verlag den

Vertrieb eines illustrierten Prachtwerkes übernommen hatte. Eine glänzende Offerte, in der von 30 Mark Tagesverdienst und mehr gesprochen wurde und in der der Absatz des Buches als eine Kleinigkeit geschildert wurde, hatte ihn veranlaßt, sich zu melden. Die Sache war einfach, erforderte keine Sachkenntnisse und machte keine Unkosten. Nun reiste er vom Morgen bis zum Abend, mit dem Prachtwerk in einer Mappe unter dem Arm, in Berlin herum und suchte Abonnenten oder feste Käufer. In den meisten Fällen wurde er, wenn er sich melden ließ, gar nicht angenommen: man wüßte nicht, was er wolle, und hätte bei seinem Verlag auch nichts bestellt. Und nahm man ihn doch an, dann gelang es ihm nur ganz vereinzelt, einen Abschluß zu erzielen. Häufig verdiente er an einem Tage nicht einmal das, was ihn das einfache Mittagessen kostete, das er rasch im Vorübergehen einnahm. Hin und wieder kamen ja auch Tage, an denen er zehn Mark und mehr verdiente. Eine alte Excellenz a. D. kaufte ihm einmal drei Exemplare gegen sofortige Barzahlung ab, aber er wußte nur zu genau, daß einzig und allein das Mitleid die alte Excellenz zu diesem Ankauf veranlaßte, und dies ließ keine Freude über den Verdienst in ihm wach werden. Was war das anders als ein in vornehmer Weise gegebenes Almosen? Aber zartfühlend und empfindlich durfte man im Kampf um das tägliche Brot eben nicht sein.

Ein anderer war als Annoncen-Akquisiteur für eine Zeitschrift tätig. Im Gegensatz zu dem Rittmeister hatte man ihn in Anbetracht seiner Jugend ohne die Erlaubnis zum Tragen der Uniform verabschiedet und so konnte er auch ruhig diese Stellung annehmen. Unermüdlich war er auf den Beinen und besuchte alle in Frage kommenden Geschäfte, um sie zur Aufgabe eines Inserates zu veranlassen. Aber die großen Firmen standen bereits mit bekannten Annoncenagenturen in ständiger Verbindung, und was bei den kleinen Geschäftsleuten für ihn abfiel, reichte kaum für das Allernotwendigste. Und wie lange mußte er nicht oft reden, bis er ein kleines Inserat erhielt. Und wie oft wurde er, häufig nicht gerade in der höflichsten Form, gebeten, zu gehen, um einer völlig zwecklosen Unterredung ein Ende zu machen.

Ein dritter hatte in einem großen Geschäft, das sich einer sehr vornehmen Kundschaft erfreute, die Stellung des Empfangsherrn. Er mußte den ganzen Tag am Eingang zu den Verkaufsräumen stehen, jeden Ankömmling mit einer tadellosen Verbeugung begrüßen, etwaige Anfragen, wo dieser oder jener Artikel zu finden sei, beantworten und sich bei den Herrschaften, wenn sie fortgingen, erkundigen, ob sie auch zu ihrer vollsten Zufriedenheit bedient worden wären. Er war nicht viel mehr als ein Portier, nur daß er keine Uniform

trug, sondern einen langen Gehrock, der ihm nicht einmal geliefert wurde.

Wieder ein anderer war in einem Automobilgeschäft angestellt. Noch vor wenigen Jahren, bevor die große Pleite über ihn kam, hatte er seinen eigenen Wagen besessen. Er hatte sich so einige Sachkenntnisse angeeignet, die er inzwischen vergrößerte. Er besaß unter den Mitgliedern des Automobilklubs und auch sonst gute Beziehungen und versuchte nun vom Morgen bis zum Abend, Käufer für die Fabrikate seiner Fabrikate zu finden. Jeden Morgen wurde ihm eine lange Liste von Besuchen, die er zu machen hatte, in die Hand gedrückt. In einem tadellosen Automobil, das überall Aufsehen erregte, einen glänzend angezogenen Chauffeur und eben solchen Diener auf dem Bock, fuhr er durch die Straßen von Berlin. Wieviele mochten ihn wohl beneiden, wenn sie ihn so sahen, oder wenn sie Zeuge waren, wenn er ausstieg, der Diener vom Bock sprang, um den Wagenschlag zu öffnen, und der Chauffeur salutierend die Hand an die Mütze legte. Kein Fürst konnte mit größerer Auszeichnung behandelt werden. Und doch war er nur ein Stadtreisender. Von allen Leuten, die er besuchte, dachte kaum einer daran, sich überhaupt jemals ein Automobil anzuschaffen. Überall wurde er abgewiesen, und man begriff überhaupt nicht, warum er gekommen sei. Sein Verbleiben in der Stellung war davon ab-

hängig, daß er auch Abschlüsse erzielte, und er lebte nun beständig in der Furcht, wieder auf die Straße gesetzt zu werden.

Jeder hatte seinen Packen zu tragen.

Gewiß gab es unter den zahlreichen Offizieren a. D., die in der Welt herumliefen, viele, die das Glück gehabt hatten, eine sehr gute Position zu finden. Wenn das Gespräch darauf kam, wußte man sogar von einigen Herren zu erzählen, die sich jetzt viel besser standen, als wenn sie beim Militär geblieben wären. Aber das waren doch nur Ausnahmen. Man brauchte doch nur am ersten des Monats an seine Pensionskasse zu gehen, da sah man doch genug Elend: alte ergraute Herren, denen man es schon an den etwas abgetragenen Kleidern anmerkte, wie sie um das Leben zu kämpfen hatten.

Und die Zahl der Offiziere a. D. wuchs fast mit jedem Militärwochenblatt. Wenn das große Sterben, wie sie es nannten, über die Armee kam, wenn die große Extraausgabe des Militärwochenblattes erschien, dann wurde zuweilen hundert Leuten und mehr auf einmal das Grab geschaufelt. Auch für diese hieß es dann wieder Arbeit finden und verdienen. Wer nicht genug hatte, um in einer kleinen Stadt von seiner Pension und den etwaigen Zinsen seines vielleicht noch vorhandenen Kapitals sich ruhig dem Tage seines Todes entgegen langweilen zu können, der zog nach irgend einer Groß-

stadt, meistens Berlin, in der Hoffnung, dort noch am leichtesten irgend eine Stellung finden zu können. Und mit den Enttäuschungen, die unvermeidlich waren, kam dann die Not, die vor keiner Tür Halt macht.

Immer wieder wurde dieses Thema bei den Zusammenkünften erörtert. Von sich selbst sprach man am allerwenigsten. Keiner fragte den anderen: „Was bist du? Was treibst du?“ Alle wußten, wenn einer etwas Frohes zu erzählen hätte, würde er auch unaufgefordert sprechen.

Und je aufmerksamer Elmholz jedes Mal diesen Gesprächen zuhörte, um so fester wurde seine Absicht, reich zu heiraten.

Er hatte deshalb nicht nur bei Fräulein Krammer, sondern auch im Hause des Bankiers Weidemann Besuch gemacht. Er wurde auch angenommen, aber mußte sich doch davon überzeugen, daß er sich an jenem Abend dadurch, daß er mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit prahlte, mehr geschadet als genützt hatte. Der Empfang war ziemlich kühl, und daran änderte es auch nichts, daß er der Tochter des Hauses die Autogramme, die er sich wirklich zu verschaffen gewußt hatte, persönlich überreichte. Vielleicht verdachte man es ihm auch, daß er an jenem Abend trotz der Anwesenheit der Damen etwas zu reichlich Champagner getrunken hatte. Er war froh, als er den Besuch hinter sich hatte,

und eine stille Ahnung sagte ihm, daß sein Weizen hier nicht blühen würde.

Und es erschien ihm auch mehr als zweifelhaft, daß er jemals bei Fräulein Krammer reüssieren würde. Die war ihm zu selbständig in ihrem ganzen Wesen, die ließ sich so leicht nicht einfangen, und er mußte sich selbst gestehen, daß sie schon hundert Mal hätte heiraten können, wenn sie gewollt hätte. Sie war ihm auch geistig zu sehr überlegen, das merkte er sehr bald heraus und das irritierte ihn, denn er wollte doch später in jeder Hinsicht der Herr im Hause sein, schon um über das Geld ganz nach freiem Ermessen verfügen zu können. Und eine kluge Frau, die ihm haarscharf auf die Finger sah, die es womöglich sofort merkte, wenn er seine geheimen Posten hatte, — nein, das war nichts für ihn.

Elmholz gestand es sich selbst nicht ein, vielleicht dachte er auch garnicht ernstlich darüber nach, aber die kleine Erbschaft, die er gemacht hatte, war für ihn ein großes Unglück; sie verdarb seinen Charakter. Als armer Teufel war er ein offener, ehrlicher und trotz aller Sorgen fröhlicher Mensch gewesen, jetzt hatte er nur den einen Gedanken: Geld. Er fühlte sich mit dem gefüllten Portemonnaie in der Tasche so glücklich, daß ihm die Vergangenheit wie ein böser Traum erschien, und daß er eine wahre Angst davor empfand, noch einmal in eine so traurige Lage zu geraten.

Seine Dukaten schwanden schnell dahin, ein paar Monate, vielleicht noch ein paar Wochen reichte es, dann war es vorbei mit der Herrlichkeit. Und ehe der Tag kam, mußte er verheiratet sein.

So hatte er sich mit einer Heiratsvermittlerin, auf die er durch ihre regelmäßigen Inserate in den großen Zeitungen aufmerksam geworden war, in Verbindung gesetzt und ihr einen Besuch gemacht, der zur allgemeinen Zufriedenheit verlief. Sein Äußeres hatte ihr sehr gefallen, ebenso sein Name und seine frühere Stellung als Offizier. Es war ja allerdings schade, daß er nicht mal Leutnant d. R. wäre, denn so was zöge immer. Wenn die Frau bei festlichen Gelegenheiten am Arm ihres Mannes, der irgend eine hübsche Uniform trägt, erscheinen, wenn er sich sogar in voller Uniform trauen lassen kann, dann war das sehr viel wert. Da hatte man selbst bei einer Amerikanerin schon halb gewonnenes Spiel, geschweige denn bei einer Deutschen, der die Vorliebe für den bunten Rock ja in Fleisch und Blut liegt. Aber er hatte ja keine Schulden, das wog den fehlenden Leutnant d. R. wenigstens etwas auf, dann würde die Dame, nachdem die Bekanntschaft geschickt vermittelt sei, um so eher glauben, daß es sich wirklich um eine Liebesheirat handelte.

Die Heiratsvermittlerin stand, wie sie behauptete, mit zahlreichen jungen Damen in Verbindung. Die

Mitgift schwankte zwischen hunderttausend Mark und fünf Millionen. Diese schwer reichen jungen Mädchen kamen natürlich nicht in Frage, denn die wollten für ihr Geld wenigstens einen Grafen, wenn nicht einen kleinen Fürsten.

„Aber nicht wahr, Herr Leutnant, mit einer Million läßt es sich auch schon ganz gut leben.“

Elmholz wurde beinahe schwindelig, als die Frau mit den jungen Mädchen mit den Millionen nur so um sich warf. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß er sehr bald verlobt sein würde, so unterzeichnete er denn gleich einen Vertrag, in dem er sich ehrenwörtlich verpflichtete, am Tag nach seiner Verheiratung zwei Prozent der Mitgift seiner Frau zu zahlen und gab der Vermittlerin an Auslagegeld für Bemühungen ihrer Korrespondenz und etwa nötiger Reisen einen baren Vorschuß von dreihundert Mark.

Das war bitter, die drei blauen Scheine so glatt auf den Tisch zu legen, aber die Vermittlerin, die seine Enttäuschung bemerkte, wußte ihn zu trösten: „Wer kein Geld in ein Geschäft hineinsteckt, darf sich auch nicht wundern, wenn das Geschäft ihm keinen Gewinn abwirft.“

Das leuchtete ihm ein und, Gott sei Dank, waren es ja noch nicht seine letzten dreihundert Mark. Bald

hatte er ja die Millionenfrau, und dann war er für immer aus allen Sorgen heraus.

Nach diesem ersten Besuch lebte Elmholz in den nächsten Tagen nur in der Erwartung des Postboten, der ihm die Nachricht der Vermittlerin bringen sollte: ‚Kommen Sie schleunigst zu mir, ich habe etwas Passendes für Sie auf Lager.‘

Aber ganz so schnell, wie er hoffte, ging das doch nicht, und auch als er heute in der Ungeduld seines Herzens seinen Besuch bei der Vermittlerin wiederholte, mußte er sich mit schönen Vertröstungen begnügen: Von einem Tag zum anderen ginge das natürlich nicht, aber es wäre ihr sehr lieb, daß er käme, sie hätte gerade heute morgen einer Dame über ihn schreiben wollen, da sei es ihr mit Schrecken eingefallen, daß sie ja ganz vergessen hätte, ihn um einige Photographien zu bitten, wenn irgend möglich, in Uniform, er hätte doch sicher noch welche von früher, oder könne sich wenigstens sofort welche nachbestellen.

Um die Sache zu beschleunigen, schrieb Elmholz gleich in ihrer Wohnung ein paar Zeilen an den Photographen in seiner alten Garnison und bat diesen, der Einfachheit halber, die Bilder nicht an ihn, sondern direkt an die oben auf dem Briefbogen vermerkte Adresse zu senden.

Gerade, als er aus dem Haus kam, stieß er mit

Rhaden zusammen, der nach Geschäftsschluß im Begriff war, seine Wohnung aufzusuchen. Das Zusammentreffen war ein so plötzliches und unerwartetes, daß beide *a tempo* vor der Haustür stehen blieben, und durch einen Zufall las Rhaden das unten angebrachte Schild: Henriette Wahlstadt, erstklassige Heiratsvermittlerin.

Die beiden Freunde reichten sich die Hand, plaudernd gingen sie nebeneinander dahin, aber jeder merkte ganz genau, daß der andere etwas auf dem Herzen hatte, bis Rhaden plötzlich sagte: „Du solltest dich was schämen, Elmholz!“

Der wußte ganz genau, worauf sich diese Worte bezogen, denn er hatte es wohl bemerkt, daß der andere das Schild an der Haustür gelesen hatte, aber gerade deshalb spielte er jetzt den Erstaunten: „Weshalb denn nur?“

Rhaden blieb trotz seiner inneren Erregung ganz ruhig: „Das weißt du sehr genau, auch ohne, daß ich es dir nochmals zu sagen brauche; wir haben schon oft genug darüber gesprochen.“

„Und ich habe dir jedes Mal darauf erwidert, daß ich keinen anderen Ausweg sehe, um endlich für immer aus dem Dalles zu kommen,“ verteidigte sich Elmholz gelassen.

„Aus dem einfachen Grunde, weil du nicht arbeiten willst. Nimm dir ein Beispiel an den anderen

Kameraden, die, weiß Gott, auch nicht auf Rosen wandeln, aber sich doch tausendmal lieber ihre paar Groschen selbst zu verdienen suchen, als daß sie sich von einer Frau, die sie nicht lieben, ernähren lassen."

In Elmholz regte sich jetzt doch das Gewissen. „Woher weißt du denn, daß ich meine spätere Frau nicht lieben werde? Nur des Geldes wegen heirate ich niemand."

Anstatt zu antworten, warf Rhaden dem Kameraden nur einen Blick zu, und mit Freuden sah er, daß dem das Blut in die Wangen stieg. So sagte er denn jetzt wirklich herzlich: „Ich sehe es dir an, Elmholz, noch bist du ein anständiger Mensch, und dir und mir will ich wünschen, daß du es auch bleibst. Denn das sage ich dir: an dem Tage, an dem du dich verkaufst, sind wir für immer geschiedene Leute."

Elmholz wurde ganz kleinlaut, er hing mit wirklicher Zuneigung an dem Freund, und dessen Stimme klang so ruhig und bestimmt, daß er ganz genau merkte, der sprach nicht im Scherz.

„Na na," meinte er beschwichtigend, „schütte nur nicht gleich das Kind mit dem Bade aus. Warte es nur erst ab. Vorläufig ist es ja noch garnicht so weit, und wer weiß, ob es überhaupt je dahin kommt. Aber lassen wir das Thema fallen. Wir wollen lieber irgendwo hingehen und ein Glas Bier zusammen trinken."

Rhaden lehnte ab: „Heute nicht, ich bin nicht in der Stimmung, ich würde dir doch nur fortwährend Moralpauken halten und, wie ich fürchte, leider ohne Erfolg. Wenn du mich nächstens einmal besuchen willst, freue ich mich natürlich sehr, und hoffentlich kannst du mir dann schon mitteilen, daß du deine Beziehungen zu der bewußten Dame abgebrochen hast.“

Noch ehe Elmholz etwas erwidern konnte, verabschiedete Rhaden sich mit schnellem Händedruck und sprang auf den Wagen einer elektrischen Bahn, die gerade langsam vorüberfuhr.

Elmholz blieb einen Augenblick stehen und sah, eigentlich ganz ohne es zu wollen, dem Wagen noch eine Weile nach, dann setzte auch er seinen Weg fort. Rhadens Worte hatten ihm seine frohe Laune verdorben.

Bis zu einem gewissen Grade mochte der ja recht haben mit dem, was er sagte, aber Unsinn war es trotz alledem. An ihm lag es doch wirklich nicht, wenn er noch keine Stellung hatte. Er war auch in die Caféhäuser gegangen, hatte die Inserate studiert, ein Bewerbungsschreiben nach dem anderen abgesandt, aber wenn man ihm darauf überhaupt antwortete, stand doch nur darin: ‚Wir bedauern lebhaft, von Ihrem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.‘ Und wenn ein Zufall ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre,

dann läge er heute vielleicht schon auf der Straße oder wäre so tief verschuldet, daß kein Mensch mehr ihm einen Taler borgte. Und als ob es eine Schande wäre, eine Dame durch die Vermittlung einer anderen zu heiraten! Wo und wie sollte er wohl in dem großen Berlin sonst Bekanntschaften machen? Rhaden hatte gut reden, und Ermahnungen geben war leicht. Er würde sich auch schon noch wundern, wenn die Zeit der Einarbeitung vorüber war und das Verdienen losgehen sollte. Dann würde er schon anders urteilen und den Kameraden nicht verdammen.

Der andere mochte sagen, was er wollte, er war nicht nur heute noch ein anständiger Kerl, er würde es auch trotz der reichen Frau später ebenfalls bleiben. Und wenn Rhaden dann nicht mehr mit ihm verkehren wollte, mußte er es eben bleiben lassen. Aber vielleicht war der noch einmal froh, sich bei ihm an seinem Tisch sattessen zu können und hinterher ein paar Hundertmarkscheine auf ewig und drei Jahre geborgt zu erhalten. Er wollte es jedenfalls dem Freund später nicht nachtragen, daß der heute so zu ihm gesprochen hatte.

Und das Gute, das er zu tun beschloß, stimmte ihn milde und nachsichtig gegen die Schwächen der anderen. Nicht alle konnten ihm in Bezug auf Großmut gleichen. Er kam zu einer neuen Erkenntnis seiner Persönlichkeit und das Zeugnis, das er sich selbst ausstellte, fiel so glän-

zend aus, daß er plötzlich wieder in der denkbar besten Laune war. Der ganze Ärger von vorhin, alles, was Rhaden zu ihm gesprochen hatte, war verflogen und vergessen. Er wußte ganz genau, was er zu tun hatte. Und wenn man Geld besaß, war das Leben ja so schön, so unbeschreiblich schön.

Ohne des Weges zu achten, war er dahingegangen. Wo war er denn nun eigentlich? Er sah auf und befand sich am Nollendorfplatz. Er zerbrach sich den Kopf, wie er dahin gekommen war, denn der lag ganz weit ab von seiner Wohnung.

Nun aber kehrt! beschloß er, und in momentaner fröhlicher Erinnerung an seine Soldatenzeit führte er diese Kehrtwendung so kurz aus, daß er ganz fest mit einer jungen Dame zusammenprallte, die unmittelbar hinter ihm gegangen sein mußte. Sie hatte einen ganz gehörigen Puff bekommen und wäre sogar sicher hingefallen, wenn er nicht schnell mit beiden Händen zugriffen und sie gestützt hätte.

Und so leid es ihm auch tat, der jungen Dame vielleicht irgendwie weh getan zu haben, so sehr er sich auch an Worten der Entschuldigung für seine Rücksichtslosigkeit und Ungeschicklichkeit überbot, er war dem Himmel für dieses Rencontre vom ersten Augenblick an dankbar, da er ihr in die tiefschwarzen Augen sah. Herrgott, was hatte das Mädels für ein paar Augen im Kopf!

Und vor allen Dingen die Sinnlichkeit, die aus diesen Augen sprach und die auch der Zug um ihren Mund verriet. Wie mußte die küssen können!

Das war immer wieder sein Gedanke, während er sich fortgesetzt von neuem entschuldigte und beständig fragte, ob er ihr nicht doch vielleicht irgendwie weh getan hätte. Und während er mit ihr sprach, glitten seine Blicke an ihrer geschmeidigen, schlanken Figur hinunter und blieben für einen Augenblick auf ihren entzückenden kleinen Füßen ruhen, die in kokett graziösen, hohen, schwarzen Lackstiefeln steckten.

Der Schuh einer Frau ist maßgebend für den Wert, den sie auf ihr Toilette legt. Das alte Wort paßte auch hier, denn die junge Dame war, wenn auch einfach, so doch mit einer Eleganz gekleidet, der eine gewisse Pikanterie nicht fehlte, und der beinahe etwas zu stramm gearbeitete Rock ließ ihre Gestalt und ihre Formen deutlich hervortreten.

„Donnerwetter, das wäre so was für mich!“

Elmholz wurde ganz warm in ihrer Nähe.

Sie merkte deutlich, welchen Eindruck sie auf ihn machte, und das veranlaßte sie, ihn nun auch ihrerseits zu prüfen. Er mußte ihr wohl gefallen, denn sie zögerte etwas, ihn zu verabschieden. Dann aber wandte sie sich mit einem: „Sie brauchen wirklich nicht so verzagt auszusehen, mein Herr, ich bin bei diesem Zusammen-

stoß sogar ohne das berühmte blaue Auge davongekommen," zum Gehen.

Sie sagte das scherzend, mit einem leisen Lachen.

Aber als sie nun ihren Weg fortsetzen wollte, hielt er sie zurück: „Pardon, mein gnädiges Fräulein, bitte, noch einen Augenblick. Ich weiß zwar nicht, ob unsere Pfade sich jemals wieder kreuzen — ich hoffe es natürlich von ganzem Herzen — und deshalb — auf alle Fälle, damit Sie wenigstens wissen, wer vorhin so ungeschickt war: mein Name ist von Elmholz, Leutnant a. D.“

Sie horchte auf, als er sich ihr vorstellte. „Von Elmholz? Haben Sie nicht unten am Rhein einen Verwandten, der dort in Garnison steht?“

Er hatte sich nie viel um seine Verwandtschaft gekümmert und hatte keine Ahnung, ob sich da unten wirklich einer seines Namens herumtrieb, trotzdem aber sagte er: „Natürlich, das ist ein Vetter von mir, allerdings nur zweiten Grades. Wir haben uns seit einer Ewigkeit nicht gesehen, und mit dem Briefeschreiben ist das bekanntlich so 'ne eigene Sache. Da interessiert es mich doppelt, — Sie kennen meinen Vetter, gnädiges Fräulein?“

„Nur flüchtig, er ist mir nur dadurch in Erinnerung, daß wir während unseres kurzen Aufenthaltes in der

Garnison da unten viel mit einander getanzt haben — er war ein auffallend guter Tänzer."

„Und Sie sind eine hervorragend gute Tänzerin.“

„Woraus schließen Sie das?“ fragte sie geschmeichelt und belustigt zugleich.

Er verschlang ihr Erscheinung förmlich mit seinen Blicken. „Woraus ich das schließe? Aus Ihrer glänzenden Figur, aus Ihrem leichten graziösen Gang, aus Ihren bezaubernden Füßen, kurz, aus allem. Und ich möchte darauf schwören, daß ich recht habe mit meiner Behauptung. Ist es nicht so?“

„Wenn man den Komplimenten, die alle Herren mir gemacht haben, glauben darf, dann ja.“

Ohne, daß sie es ihm erlaubt hatte, aber auch ohne, daß sie es ihm verbot, ging er schon eine ganze Weile an ihrer Seite dahin. Selbst wenn sie ihm nicht von ihrer Bekanntschaft mit ihrem Vetter und ihrem Verkehr im Offizierskasino erzählt hätte, würde er doch sofort gemerkt haben, daß er es mit einer jungen Dame der Gesellschaft zu tun hatte, und so war er gegen seine Begleiterin von der größten Liebenswürdigkeit, aber auch von der größten Zurückhaltung.

Und doch war irgend etwas an ihr, das ihn immer wieder auf den Gedanken brachte: wenn du willst, hier kannst du eine Eroberung machen.

Die Eitelkeit der Männer ist weit größer als die

der Frauen. Nicht nur junge Herren sind stolz, wenn sie sich die Gunst einer besonders hübschen Kokotte erkaufte haben, die für jeden zu haben ist, der den von ihr geforderten Preis zu zahlen vermag. Und nun erst, wenn es sich um die Zuneigung einer jungen Dame handelt, die nicht durch Geld, sondern lediglich durch den Wert der eigenen Persönlichkeit zu gewinnen ist.

In demselben Augenblick, in dem Elmholz glaubte, daß hier unter Umständen vielleicht etwas zu machen sei, sah er sich im Geiste auch schon von allen Freunden und Bekannten beneidet, er hörte ihre ungestümen Fragen: ‚Nun sagen Sie bloß mal, wer war denn die auffallend hübsche junge Dame, mit der Sie neulich auf der Straße gingen?‘

Natürlich würde er gar nicht darauf antworten, denn das wäre vor allen Dingen nicht nur sehr indiskret, sondern sehr dumm. Nur das hat Wert, was man den anderen verbirgt und verheimlicht. Das Geheimnis lockt und reizt immer, das Wissen enttäuscht.

Aus der Hoffnung, vielleicht eine Eroberung machen zu können, wurde bei ihm, während er plaudernd an ihrer Seite dahinschritt, die feste Absicht, sie zu gewinnen.

„Und darf ich, ohne indiskret sein zu wollen, fragen, wohin Ihr Weg Sie führt?“ erkundigte er sich jetzt,

als sie in eine Seitenstraße einbog, wie es ihm schien, um den Weg abzukürzen.

„Zum Eispalast,“ gab sie zur Antwort, „da ist es bei dieser Temperatur am schönsten, und vor allen Dingen laufe ich leidenschaftlich gerne.“

„Genau wie ich früher,“ meinte er. „Als Leutnant war ich als guter Läufer bekannt, aber seitdem habe ich die Schlittschuhe noch nicht wieder unter die Füße geschnallt. Und wenn ich das heute wagen würde, um dadurch vielleicht noch etwas in Ihrer Nähe bleiben zu können, dann würde ich eine ziemlich komische Figur abgeben.“

„Glauben Sie das doch nicht,“ ermunterte sie ihn, „so etwas verlernt man doch nicht.“

Und sie hatte recht. Als er eine Viertelstunde später sich im Eispalast ein Paar Schlittschuhe geborgt hatte und auf der spiegelglatten Fläche dahinlief, fand er sehr schnell die alte Sicherheit wieder und wagte sich schon nach wenigen Minuten an das Kunstlaufen heran.

„Das geht ja ausgezeichnet, Herr Leutnant.“

In den ersten Minuten, als er sich noch nicht ganz sicher auf seinen Beinen fühlte, hatte er sich garnicht um seine Begleiterin gekümmert. Bei ihrem Zuruf aber blickte er sich jetzt nach ihr um. An der Hand eines am Eispalast angestellten Lehrers glitt sie an ihm vorüber, und es war ein großer Genuß, sie beide zu beobachten,

namentlich, als sie wenig später nach den Klängen der Kapelle den Eiswalzer tanzten. Jede ihrer Bewegungen war graziös und anmutig, alles dezent und trotzdem von einem solchen verführerischen Reiz, daß sein Blut von neuem in Wallung geriet, besonders als ihr Partner sie jetzt schneller im Kreis herumdrehte, als ihr Rock flog und, wenn auch nur für Sekunden, ein paar entzückend schlanke Beine in durchbrochenen Seidenstrümpfen sichtbar wurden.

Er war glücklich, als ihr bisheriger Partner von anderen jungen Damen mit Beschlag belegt wurde und er sich ihr nähern konnte.

„Schönes Fräulein, darf ich wagen, Arm und Geleit Euch anzutragen? Mit dem anderen Herren kann ich natürlich nicht konkurrieren, aber vielleicht geht es trotzdem,“ bat er.

Sie ging auf seinen Ton ein und machte einen kleinen Knix: „Bin weder Fräulein, bin weder schön, kann ungeleitet zu Eise gehen – aber wenn es Ihnen Spaß macht, warum nicht?“

Gleich darauf liefen sie beide zusammen dahin, plaudernd und fröhlich auflachend, wenn er ihren Bewegungen doch nicht ganz so schnell zu folgen vermochte und etwas ins Stolpern kam. Aber alles in allem ging es überraschend gut, und sie liefen so lange, bis er in

seinen Beinen von der ungewohnten Anstrengung eine starke Müdigkeit zu spüren begann.

„Wie ist es, gnädiges Fräulein,“ bat er, „wollen wir jetzt einmal eine kleine Kunstpause machen, zu den Gefilden der Seligen in die erste Etage hinaufsteigen und unseren inneren Menschen mit einem kleinen Imbiß und einem Glas Sekt wieder in das europäische Gleichgewicht bringen?“

Er sah, wie sie zögerte – sie empfand seine Einladung nach so kurzer Bekanntschaft wohl ebenso, wie er, nicht ganz passend. Und doch sah er es ihren Augen an, daß sie Lust hatte, seiner Aufforderung zu folgen. Sie warf einen prüfenden Blick über die dichtbesetzten Tische, als fürchte sie, dort irgendwelche Bekannte zu treffen.

Er glaubte ihre Gedanken zu erraten und kam ihr zu Hilfe: „Wir brauchen ja nicht gerade hier zu soupierten, gnädiges Fräulein. Berlin ist groß und ich kenne noch manches andere hübsche Restaurant. Wäre es Ihnen vielleicht recht, wenn wir zu Pühlmann in der Potsdamerstraße gingen? Ihre Einwilligung vorausgesetzt, würde ich mir dort eins der kleinen Zimmer für uns reservieren lassen.“

Von neuem überlegte sie, und ihm war, als sähe sie ihn noch einmal prüfend und forschend von oben bis unten an. Dann sagte sie, wenn auch etwas zö-

gernd und bei ihren Worten leicht errötend: „Schön, ich bin einverstanden. Fahren Sie voran, in einer halben Stunde bin ich da.“

„Sie kommen?“

Nur schwer gelang es ihm, seine Erregung zu verbergen, die bei ihren Worten in ihm wach geworden war.

Ihre Augen bohrten sich förmlich ineinander, als sie sich nun ansahen.

Dann reichte sie ihm die Hand: „Ich komme.“

Elmholz wußte nicht, ob er wache oder träume, als er nun auf die Straße trat, einen Wagen bestieg und zu dem Restaurant von Pühlmann fuhr, um dort das Zimmer für sich und seine Begleiterin reservieren zu lassen. Wer mochte sie sein? Jedes Wort ihrer Unterhaltung, ihr ganzes Benehmen bewies ihm, daß er es mit einer jungen Dame der Gesellschaft zu tun hatte. Wer und was war sie? Wie kam sie dazu, seine Einladung gleich beim ersten Mal anzunehmen? War es seine Persönlichkeit allein, die sie ein Zusammensein mit ihm wünschen ließ? Denn daß sie Geld — den Gedanken verwarf er ebenso schnell wieder, wie er ihn gefaßt hatte. Nein, daran dachte sie nicht!

Aber unwillkürlich zog er nun doch seine Börse und zählte die Goldstücke. Gott sei Dank, er hatte genug bei sich und konnte selbst das üppigste Abendessen

bezahlen, denn Lumpen lassen durfte er sich heute Abend nicht.

Aber jetzt nur nicht an Geld denken! Was der Abend kostete, war ja ganz gleichgültig. Sie würde kommen – und wenn der Sekt erst vor ihnen stand, wenn er ihre Sinne erhitzte, dann würde es bei dem Plaudern allein nicht bleiben. Er glaubte schon jetzt ihre Küsse auf seinen Lippen zu fühlen, er hielt sie in Gedanken auf seinem Schoß und zog sie fest an sich, während er mit der Rechten ihre schlanken Glieder streichelte und sich an ihrer Nähe berauschte.

Das Blut schoß ihm so zu Kopf, daß er unwillkürlich für einen Augenblick die Augen schließen und sich in die Ecke des Wagens zurücklehnen mußte. Aber mit eiserner Energie bezwang er sich wieder, und als der Wagen endlich vor dem Restaurant hielt, als er sich von dem Oberkellner das Zimmer zeigen ließ und mit diesem ein kleines, aber exquisites Souper zusammenstellte, hatte er sich wieder völlig in der Gewalt.

Der Kellner ging, um den ihm gewordenen Auftrag ausführen zu lassen, und Elmholz blieb allein zurück. Aber in derselben Sekunde war es auch mit seiner Selbstbeherrschung wieder zu Ende. Er hatte nur den einen Gedanken: Wird sie auch wirklich kommen? Ruhelos ging er im Zimmer auf und ab. Er horchte auf jedes Geräusch; so oft er draußen Schritte hörte, blieb

er stehen und dachte: das ist sie. Er glaubte, ganz deutlich den lauten Schlag seines Herzens zu hören, seine Kehle wurde ihm trocken, seine Hände zitterten.

Der Kellner brachte den Sekt. Mit schnellem Zuge leerte Elmholz ein Glas, das Blut schoß ihm in die Wangen, die Schläfen hämmerten.

Er wollte sich auslachen und sich verspotten. Es war doch wirklich nicht das erste Mal, daß er mit einer jungen Dame im *Chambre séparée* saß. Aber trotz alledem, ihm war zu Mut, als solle er heute zum ersten Mal ein Weib kennen lernen, als hätte er noch nie geküßt, als solle er erst heute erfahren, was Liebe ist.

Mit einem Lächeln auf den Lippen und doch ein klein wenig verlegen stand sie ihm plötzlich gegenüber.

Er hatte es überhört, daß der Kellner sie eintreten ließ. Nun sprang er auf und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Also wirklich!“ wollte er sagen, aber es kam kein Wort über seine Lippen, seine Kehle war wie zugeschnürt.

Sie sah, in welcher grenzenlosen Erregung er sich befand, und das erweckte auch ihre Sinnlichkeit — sie atmete so schwer, daß der kleine Busen sich stürmisch hob und senkte, dann warf sie die Arme plötzlich um seinen Hals und ihre Lippen fanden sich in einem langen, heißen Kuß.

Ein diskretes Klopfen des Kellners, das mehrmals wiederholt werden mußte, ehe es gehört wurde, ließ sie auseinanderfahren.

Gleich darauf setzten sie sich zu Tisch, einander gegenüber.

„Ich werde klingeln, wenn Sie abnehmen sollen, Kellner.“

Der verschwand mit einer tadellosen Verbeugung, aber um seinen Mund spielte doch ein leises, spöttisches Lächeln: als wenn man es nötig hätte, ihm das zu sagen. Er war doch wirklich wohlerzogen genug, um nicht ungerufen in ein *Chambre séparée* zu treten.

Kaum war der Kellner draußen, so wollte Elmholz von neuem aufspringen, um sie zu küssen, aber sie wehrte ab: „Lieber Freund, seien Sie verständig, der Abend ist noch lang, und wir sehen uns heute zwar zum ersten, aber doch hoffentlich nicht zum letzten Mal.“

Ihre Ruhe gab ihm seine Besonnenheit wieder: „Schön, ich werde brav sein, – wenigstens vorläufig.“

Aber mit dem Bravsein war es doch wieder vorbei, als ihre kleinen Füße mehr durch Zufall als durch Absicht die seinen berührten.

Er sprang auf, um sie in die Arme zu schließen, und sie erwiderte seine Küsse. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück, beugte den Kopf weit hintenüber und schloß die Augen, um sich ganz seinen Liebkosungen

hingeben zu können. Bis sie sich dann plötzlich aufrichtete und ihn von sich abwehrte: „So, nun ist es aber wirklich genug, und wenn Sie mich noch einmal küssen, ehe wir bei der Zigarette sitzen, stehe ich auf und gehe fort. Sie wissen, ich halte, was ich sage; mein Kommen hat es Ihnen bewiesen.“

Er sah, es war ihr Ernst mit den Worten, so soupierten sie denn jetzt weiter, fröhlich plaudernd, miteinander auf gute Freundschaft anstoßend.

Aber so sehr Elmholz sich auch bemühte, etwas näheres darüber zu erfahren, wer sie sei, vorläufig war alles vergebens. Nur ihren Vornamen nannte sie ihm: Ellen.

„Was kann Sie das andere auch interessieren, lieber Freund? Daß ich nicht zu alt und nicht zu häßlich bin, das sehen Sie. Und müssen Sie denn nun gleich wissen, woher ich kam der Fahrt und wie mein Nam' und Art? Allzu fröhlich ist die Geschichte nicht, und wenn ich Ihnen vielleicht doch alles sage, würde es Ihnen sicher leid tun, mich mit Ihren Fragen gequält zu haben.“

So ließ er denn vorläufig davon ab, weiter in sie zu dringen, aber im Laufe des Gesprächs zeigte sich, daß sie so viel Offiziere kannte, in manchen Garnisonen so genau Bescheid wußte und auch einige militärische

Ausdrücke so gewandt beherrschte, daß er immer mehr in Erstaunen geriet.

Und plötzlich wurde ein Verdacht in ihm wach.

Er sah sie ganz erschrocken an, und für einen Augenblick senkte sie etwas verwirrt und verlegen den Kopf, dann aber blickte sie ihn offen und frei an: „Haben Sie mich deshalb weniger lieb?“

Er schwieg.

Da erhob sie sich von ihrem Platz und schmiegte sich an ihn: „Soll ich gehen?“

Ihre Nähe brachte sein Blut in Wallung, der reichlich genossene Champagner fing an, seine Wirkung auszuüben. Stürmisch zog er sie an sich: „Bleib, ich bitte dich, bleib.“

Sie nahm ihren alten Platz wieder ein, aber zuerst wollte die Unterhaltung nicht wieder in Fluß kommen. Das Lachen und Scherzen war verstummt, das ‚Ellen‘ und ‚Du‘ wollten ihm nicht mehr recht über die Lippen, bis dann der Sekt und der Cognak, der zum Kaffee serviert wurde, ihre Schuldigkeit taten.

Nach einer Viertelstunde sah er wie vorher nur noch das schöne, begehrenswerte Weib in ihr.

Bei der Zigarette erzählte sie ihm die Geschichte ihres Lebens; was hatte es für einen Zweck, jetzt noch zu schweigen, er hatte ja selbst doch schon alles erraten.

Man war vom Tisch aufgestanden und hatte es

sich in den großen Klubsesseln bequem gemacht, die zu beiden Seiten am Kamin standen; zwischen ihnen befand sich ein kleiner Tisch mit den Mokkatassen, den Likören, Zigarren und Zigaretten. Die Fenster waren weit geöffnet, von unten herauf hörten sie das Berliner Leben fluten: das Klingeln der elektrischen Bahnen, das Hupen der Automobile und das Rasseln der Wagen, das Stimmengewirr der zahllosen Fußgänger. Die heiße Luft drang in das Zimmer hinein, in dem die beiden sich gegenüber saßen, nur von dem einen Wunsch beseelt, einander in die Arme zu nehmen.

In den Sesseln zurückgelehnt, die kleinen Füße weit von sich gestreckt, den Rock wie zufällig ein klein wenig hochgezogen, so daß der Ansatz der schlanken Beine sichtbar wurde, von Zeit zu Zeit ein paar Züge aus der Zigarette rauchend, lag Ellen da und erzählte.

Und aus der Art, wie sie erzählte, klang ebenso wie aus ihren Worten, je weiter sie sprach, um so flehentlicher die Bitte heraus: ‚Verdamme mich nicht. Ich bin nicht schlecht! Leichtsinnig gewiß — aber nicht verdorben. In meinen Adern fließt heißes Blut, die Sinnlichkeit hält mich in ihren Banden. Ich habe dagegen angekämpft, bis ich körperlich und geistig fast krank wurde, die Natur war stärker als mein Wille. Heiraten tut mich ja doch keiner, wer nimmt ein armes

Mädel? Aber auch wir Mädchen haben ein Recht auf das Leben, und leben heißt für mich lieben.'

Der Vater war früher Oberst gewesen und hatte Aussicht auf eine glänzende Karriere gehabt, aber ein Sturz vom Pferde machte alle Hoffnungen zu schanden. Nur auf seine Pension angewiesen, kam er nach Berlin, und selbst auf diese wurde zum großen Teil Beschlag gelegt, denn vor Jahren hatte der Vater eine große Bürgschaft übernommen. Er hatte es getan, um seinem besten Freund aus einer Situation, in der die Ehre auf dem Spiel stand, herauszuhelfen. Der Vater mußte alles zahlen, die Bürgschaft blieb auf seinen Schultern hängen. Das ganze Privatvermögen war draufgegangen und außerdem noch jährlich ein Teil seines Gehaltes. So lange er im Dienst war, hatten die Gläubiger ihn nicht allzu sehr gedrängt, da wußten sie ja, daß sie pünktlich ihre Abzahlungen bekamen. Jetzt aber, da die Einnahmen sehr viel geringer waren, hatten sie auf einen Teil der Pension Beschlag legen lassen. Noch fünf Jahre, dann war die Schuld getilgt, wenn der Vater noch so lange lebte.

Und was die Gläubiger ihnen ließen, reichte kaum für das Allernotwendigste. Der Vater hatte eine Stellung annehmen müssen, er war Generalvertreter einer sehr angesehenen Sektfirma, bezog ein festes Gehalt, war in der Hauptsache aber doch auf die Provision an-

gewiesen, die er sich auf seinen Reisen verdienen mußte, wenn er die großen Hotels und die reiche Privatkundschaft aufsuchte.

Und die wurden dem Vater so schwer, so entsetzlich schwer, diese furchtbaren Reisen. Früher Oberst und Regimentskommandeur mit der sicheren Aussicht, General, vielleicht sogar Excellenz zu werden, — jetzt Vertreter einer Sektfirma.

Es war keine Verstellung, das hörte Elmholz deutlich hervor: aufrichtiges Mitleid sprach aus Ellens Worten. Die Tränen traten ihr in die Augen.

„Nicht weinen, Ellen, nicht weinen,“ bat er.

„Nein, nein, nicht weinen,“ wiederholte sie ganz mechanisch. „Es hat ja keinen Zweck, ich habe es genug getan und es hat doch nichts geholfen. Sonst wäre alles ganz anders bei uns.“

Und von neuem kam dann plötzlich wieder der Wunsch über sie, nicht schlecht zu erscheinen, es ihm zu erklären, daß sie trotz ihrer Erziehung und trotz ihrer großen Liebe zu dem Vater hier mit ihm zusammen saß: „Als Tochter des Kommandeurs bin ich so grenzenlos verwöhnt worden, alle machten mir den Hof. Trotz der Sorgen, die der Vater damals schon hatte, führten wir ein großes Haus, Mutter wollte es, und wenn wir General oder Excellenz geworden wären, hätte der Rest der Schulden ja schnell getilgt werden können. Wir

gaben kleine Feste und Bälle, ich amüsierte mich herrlich – und nun? So oft es geht, wird das Fleisch auf dem Tisch gespart, und immer heißt es: wir haben kein Geld. Ich bin jung, dreiundzwanzig Jahre. Ich kann nicht, wie Mama, den ganzen Tag zu Hause sitzen und immer den traurigen und trüben Gedanken nachhängen. Ich will das Leben genießen auf meine Art, ich will mich hübsch anziehen wie die anderen jungen Mädchen, ich will mich kleiden, wie ich es früher tat, und nicht jahrelang mit demselben Rock und demselben Hut herumlaufen. Ich will nicht. Mama hat gut reden, die ist jetzt eine alte Frau und die hat doch auch das Leben genossen."

Sie hatte sich in Zorn gegen das Schicksal hineingeredet, und es dauerte lange, bis sie sich wieder beruhigte.

Von neuem wurde jetzt der Gedanke in ihm wach: Und wer bezahlt diese Kleider, diese Lackstiefel, diese Hüte? Wer gibt ihr die Möglichkeit, sich so anzuziehen? Sollte sie sich soweit erniedrigen, daß sie sich für Geld verkaufte? Was er bei jeder anderen für erklärlich und selbstverständlich hielt, wenn die Not des Lebens sie dazu trieb, – ein Mädchen aus seinen Kreisen konnte nicht so tief sinken.

Er wollte Gewißheit haben und er hielt mit seiner Frage nicht zurück.

Sie wurde rot bis an die Haarwurzeln.

„Also doch,“ sagte er. Das war alles, was er über die Lippen brachte, er glaubte noch nie in seinem Leben eine so große Enttäuschung erfahren zu haben, als in diesem Augenblick.

Da saß sie auf seinem Schoß und schlang die Arme um seinen Hals: „Bitte, verachte mich nicht. Weißt du, was es heißt, oft hungrig vom Tisch aufzustehen, nie einen Groschen Geld zu besitzen, auf jedes Vergnügen, auf jedes Theater zu verzichten, immer nur entbehren, nie zu genießen? Hast du das einmal durchgemacht? Wenn ja, dann kannst du mich nicht verurteilen, und wenn nein, dann darfst du es nicht, denn dann weißt du nicht, wie das ist. Und glaubst du, wenn ich Geschenke annehme, die man mir freiwillig gibt, daß ich deshalb schlechter bin, als eine jener zahllosen Frauen, die sich nicht nur für Tage, sondern für immer unter dem Deckmantel der Ehe einem Mann hingeben, den sie nicht eine Stunde um sich dulden würden, wenn er nicht reich wäre? Und glaubst du, daß ich mich von jedem einladen lasse und jede Einladung zum Souper annehme?“ In ihren Augen blitzte es stolz auf, während sie ihm fest ins Gesicht sah: „Oh nein, ich bin nicht käuflich, für kein Geld. Liebhaben muß ich den Mann, dem ich angehöre, und so wahr ich hier auf Deinem Schoß sitze, noch nie bin ich mit einem Manne zusammen ge-

wesen, wenn er nicht auch mir gefiel, wenn nicht auch ich den Wunsch hatte, daß wir uns näher kennen lernten."

Elmholz hatte ihr aufmerksam zuhören wollen, aber ihre Nähe, die Leidenschaft, mit der sie sich an ihn schmiegte, der Duft ihrer Haare, ihr heißer Atem, das alles erregte ihn viel zu sehr, um genau auf jedes einzelne Wort zu achten, um danach beurteilen zu können, wie weit ihre Ausführungen richtig oder unlogisch waren.

Nur zweierlei hörte er heraus: daß es sich um keine einstudierte Rede handelte, die sie vielleicht jedem Herrn, mit dem sie soupierte, erzählte, sondern daß der Augenblick ihr die Wort eingab, und daß sie die Wahrheit sprach.

Vor allen Dingen aber liebte sie ihn, denn sonst hätte sie seine Einladung nicht angenommen.

Das berauschte ihn jetzt wirklich. Er war trunken vor Glück und Begierde. Immer fester zog er sie an sich. Er ergriff ihre Hände, ließ sie dann wieder los und erfaßte sie von neuem, er fuhr mit der Hand über das dichte, brünette Haar, er streichelte ihre kleinen Füße, er war närrisch, wie es nur ein Verliebter sein kann.

Und dann mußte sie ihm erzählen, was ihr an ihm gefiel, wann sie es gemerkt hätte, daß auch sie ihm gut sei, ob gleich am Anfang, oder erst, als sie länger miteinander geplaudert hätten.

Sie gab ihm Antwort auf alle seine Fragen, sie war glücklich wie er. Blitzschnell war vorhin ihre Leidenschaft für ihn entflammt. Sie fragte nicht danach, wie lange seine Begierde nach ihr anhalten würde, sie genoß den Augenblick, ohne sich ihn durch irgendwelche trüben Gedanken an die Zukunft verderben zu lassen.

Dann mußte sie ihm noch so manches andere erzählen, was die Eltern sagten, wenn sie des Abends spät nach Hause käme, ob die sich nicht darüber wunderten, daß sie so gut gekleidet ginge.

Und es gefiel ihm auch an ihr, daß sie nicht nach der Art so viele anderer junger Mädchen über die Eltern spottete und lachte, daß sie nicht das Blaue vom Himmel herunter log, um die zu hintergehen.

Flunkern mußte auch sie allerdings, aber sie tat es nur, um den Eltern den Schmerz zu ersparen, die Wahrheit zu hören. Nur des Vaters und der Mutter wegen schwieg sie, nicht aus Furcht etwa, dann von denen verstoßen zu werden. Und so ganz groß war die Lüge auch nicht einmal, Sie hatte in Berlin W. eine reiche Tante, die in früheren Jahren dem Vater oft aushalf, aber die Hand ganz von ihm zog, als er den Abschied bekam.

Ihre Eltern waren mit der Tante ganz auseinander, nur Ellen selbst durfte sie besuchen, so oft sie wollte, und zum Teil stammte das Geld, das ihr die

Möglichkeit gab, sich gut zu kleiden, auch wirklich von ihr.

Sie mußte ja lügen und sie litt selbst am meisten darunter. Tausend Mal gelobte sie sich Besserung, aber wenn der Sinnestaumel dann wieder über sie kam, war es vorbei mit allen Schwüren und Gelöbnissen, dann unterlag sie doch wieder, wie jeder, der von einer wilden Leidenschaft, dem Spiel, dem Morphinum, oder etwas ähnlichem, ergriffen ist.

Sie unterlag.

Bei ihrem Geständnis überkam auch ihn jetzt wieder das Gefühl des Unrechts. Er als früherer Offizier durfte Ellen als Tochter eines alten Offiziers a. D. nicht küssen und liebkosen. Aber schnell verscheuchte er seine Bedenken: wenn er es nicht tat, dann tat es morgen vielleicht ein anderer, und sie saß ja nicht auf seinem Schoß, weil sie dafür bezahlt werden wollte, sondern weil sie ihn liebte. Und wenn man jedes junge Mädchen, von dem man geliebt wird, mit Rücksicht auf die Eltern zurückweisen und ihr Moral predigen wollte, du großer Gott, das hieß denn doch wirklich zu tugendhaft sein.

Elmholz hob die Flasche, um sich noch ein Glas Sekt einzuschenken, aber sie war leer. Gleichzeitig sah er nach der Uhr: „Wie denkst du, Ellen, wollen wir noch eine Flasche Sekt trinken?“

Sie sah ihn ganz erstaunt an: „Jetzt schon gehen? Und wohin?“

„Ja wohin?“ er überlegte einen Augenblick. In seine Wohnung konnte er sie nicht führen, die war zu ärmlich; in das häßliche, ungemütliche Zimmer paßte sie mit ihren Spitzenhöschen, ihren seidenen Jupons und ihrer ganzen Erscheinung nicht hinein. Er dachte an sein einfaches, schmales Bett — nein, das ging unmöglich, das würde den ganzen Zauber des Zusammenseins stören, das wäre der Tod der Liebe. Da fiel ihm ein: damals, als er mit dem Mädchen von Riche fortging, hatte er sie nicht in ihre Wohnung begleitet, sondern eins jener Privatlogis aufgesucht, in denen Zimmer auf Monat, Tage und Wochen zu vermieten sind. Er gab sich mit seiner Begleiterin für ein Ehepaar aus, das auf der Durchreise bis zum Abgang des nächsten Zuges ein paar Stunden schlafen wollte. Der Hausknecht tat, als wenn er es glaubte, — was ging es ihn an, unter welchem Vorwand die Liebespaare kamen, die Hauptsache war, daß sie kamen und ihm ein anständiges Trinkgeld gaben.

Er erinnerte sich des hübschen Zimmers, das er damals angewiesen erhielt, noch sehr genau: ein großer Raum, von einer elektrischen Krone hell beleuchtet. An den Fenstern hingen schwere blaue Gardinen und Vorhänge, an den Wänden einige wirklich

hübsche Bilder; an der einen Wand ein Divan mit einer orientalischen Decke und in der Mitte des Zimmers ein freistehendes, ganz breites Reformbett, mit tadellosem weißen Leinen bezogen und einer rosaroten, seidenen Steppdecke bedeckt.

Er mußte die Adresse noch irgendwo haben, er hatte sie sich damals notiert, um vorkommenden Falles wieder von ihr Gebrauch machen zu können.

Er griff in das Portemonnaie — richtig, dort in der kleinen Seitentasche fand er den Zettel.

Er nannte ihr Straße und Hausnummer. „Ist es dir recht, Ellen, wenn wir dort hingehen? Wir sind da ganz ungeniert. Jede Gefahr, daß wir gesehen werden, ist völlig ausgeschlossen.“

Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn heiß und leidenschaftlich, dann aber bat sie: „Nicht heute, bitte nicht! Morgen, übermorgen, an jedem Tag, an dem du willst. Aber nicht jetzt.“

Seine Sinnlichkeit war auf das Höchste geweckt, er glaubte schon, sie in seinen Armen zu halten, und nun zögerte sie, sich ihm hinzugeben.

Er hielt mit seinem Unwillen nicht zurück: „Das ist doch Unsinn, Ellen. Was du morgen tun willst, kannst du doch auch heute tun! Wenn ich dich nun bitte, Ellen, so herzlich bitte, wie ich nur kann?“

Aber alle seine Worte waren vergebens.

„Du sagst, du hast mich lieb. Ich glaube es, und ich will, daß deine Liebe länger andauert, als nur ein paar Stunden. Erfüllt sich schon heute dein Wunsch, nachdem wir uns doch erst ein paar Stunden kennen, dann würdest du mich morgen früh verachten, wie ich mich selbst verachten müßte. Dann wäre ich wirklich nicht um ein Haar besser als die Mädchen, die da unten auf der Straße herumlaufen. Und meinetwegen will ich nicht, daß du schlecht von mir denkst.“

Er war außer sich. Sollte das nun wirklich das Ende des schönen Abends sein? Die Fortsetzung des Soupers hatte er sich wesentlich anders gedacht, als daß er nun einsam und allein gleich nach Hause gehen sollte.

Er schlug so heftig mit der Hand auf die Tischglocke, daß Ellen erschrocken aufsprang: „Bist du mir nun böse?“

Er gab keine Antwort. „Ich möchte zahlen,“ rief er dem Kellner zu, als dieser eintrat.

Sie schmiegte sich an ihn. „Sei doch wieder gut,“ bat sie, „Ich will doch alles tun, was du von mir verlangst. Nur heut nicht, bitte nicht!“

Der Kellner brachte die Rechnung, die diskret und verborgen in einer Serviette zusammengelegt war.

Elmholz faltete das Papier auseinander, es waren mit Trinkgeld gerade hundert Mark.

Ein teurer Abend. Wenn er das gewußt hätte — !

Sie merkte, wie er die Stirn runzelte, während er dem Kellner die Goldstücke hinschob, über die dieser beim Hinausgehen mit einer tiefen Verbeugung quittierte. Er tat ihr nun doch plötzlich leid, er hatte das Zusammenbleiben wohl wirklich erhofft, und er war so lieb und nett mit ihr gewesen. Wenn sie auch viel Ernstes miteinander gesprochen, sie hatten doch auch viel zusammen gelacht und seine Küsse brannten noch auf ihren Lippen. Er sollte nicht im Zorn von ihr gehen. Wenn er es denn nicht einsehen konnte, daß die, trotz allem, in ihr ruhende mädchenhafte Scheu sie zurückhielt, sich ihm gleich am ersten Abend hinzugeben, dann wollte sie ihm das Opfer bringen.

Leise erfaßte sie seine Hand: „Komm, ich gehe mit dir.“

Kaum hörbar kamen die Worte über ihre Lippen, aber er hatte sie doch verstanden und stürmisch zog er sie an sich: „Ellen!“

Das war alles, was er vor Erregung zu sprechen vermochte. Immer wieder drückte er heiße, leidenschaftliche Küsse auf ihren Mund und auf ihre Augen.

Und er preßte sie an sich, daß sie glaubte, sie würde in seinen starken Armen zerbrechen.

Endlich ließ er sie los: „Komm, wir wollen gehen.“

Er hielt ihr Hut und Handschuhe hin; als er sie aber nun ansah, empfand er plötzlich ein grenzenloses

Mitleid mit ihr. Ihre Augen blickten ihn ganz traurig an, ein müdes, resigniertes Lächeln umspielte den Mund, ihr ganzes Wesen war verändert. Sie glich jetzt einer Sklavin, die sich gegen ihr Empfinden dem Willen ihres Besitzers fügen muß.

Die Ernüchterung kam plötzlich über ihn, seine heißen Wünsche ließen nach. Nein, das hatte er denn doch nicht gewollt, daß sie so mit ihm ging.

Er ergriff ihre Hände. „Ellen,“ bat er, „sei mir nicht böse.“

Sie sah ihn mit dem Versuch, zu lächeln, traurig an: „Du bist ein Mann.“

Er verstand sehr deutlich den Vorwurf, der aus ihren Worten sprach, und verlegen stand er ihr gegenüber: „Ich habe dir nicht weh tun wollen, Ellen, – wirklich nicht. Der Abend war so schön, er soll auch ebenso schließen. Wenn es dir recht ist, fahre ich dich jetzt nach Haus, unterwegs verabreden wir ein Rendezvous für morgen, und morgen sehen wir uns dann wieder.“

In ihren Augen blitzte es hell und freudig auf. Sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte, und mit einer Stimme, die ihm deutlich ihre Liebe verriet und die abermals ein grenzenloses Glücksgefühl in ihm wach werden ließ, sagte sie schlicht und einfach: „Ich danke dir.“



VII.

Rhaden saß Direktor Weber, der endlich von seiner Reise zurückgekehrt war, gegenüber und verwandte sich, seinem Versprechen gemäß, für seinen alten Rittmeister, aber der Direktor schüttelte nur immer wieder den Kopf: „Glauben Sie mir, Herr von Rhaden, daß ich Ihnen gerne gefällig wäre, gerade Ihnen, denn Herr Fricke hat mir so viel Gutes von Ihnen erzählt — doch darauf komme ich später noch zurück. Ich würde Ihnen gerne Ihre Bitte erfüllen, aber ich kann es beim besten Willen nicht. Ich habe gerade jetzt während meiner kurzen Reise einen vor wenigen Wochen verabschiedeten Stabsoffizier, der in der bittersten Not lebt, der das Letzte, was er besaß, hergeben mußte, um seinem leichtsinnigen Herrn Sohn die Spielschulden bezahlen zu können — wie gesagt, ich habe den Herrn jetzt für unsere Gesellschaft engagiert, lediglich aus Mitleid. Schon der ist eigentlich überzählig. Der Aufsichtsrat wird mich deswegen vielleicht schelten, die übrige Direktion wohl auch, aber diesen Einen will ich schon noch auf meine Kappe nehmen, denn irgendwie werden wir

ihn schon beschäftigen. Weitere Engagements aber kann ich nicht vornehmen, und ich darf Ihnen auch für die Zukunft keine Versprechungen machen. Die Liste der Anwärter, die bei uns auf einen Posten warten, ist so groß, daß wir sie im Interesse der Reflektanten selbst haben schließen müssen. Auch wenn man mit Todesfällen, Erkrankungen und plötzlichen Entlassungen, auf die wir bei einem so großen Betriebe ja immer gefaßt sein müssen, selbst wenn wir damit zählen, ist unser Bedarf an Arbeitskräften für die nächsten zwei bis drei Jahre vollständig gedeckt."

Rhaden blickte ganz niedergeschlagen vor sich hin, er wußte, was der Direktor ihm da sagte, waren keine leeren Ausflüchte. „Und Die hätten keine Gelegenheit, sich vielleicht sonst irgendwie für den Herrn zu verwenden?“ fragte er dann. „Sie haben doch gewiß zahlreiche Beziehungen und Verbindungen, nicht nur hier in Berlin, sondern auch in anderen Städten – könnten Sie da nicht vielleicht irgend etwas für ihn tun?“

Rhadens Stimme klang so bittend, daß der Direktor ihn voller Güte ansah. „Sie sind wirklich ein prächtiger Mensch, Rhaden – nein, nein, stecken Sie das Lob nur ruhig ein,“ setzte er hinzu, als Rhaden eine ablehnende Bewegung machte. „Um aber auf Ihre Worte zurückzukommen, so habe ich gewiß sehr viele Bezieh-

ungen, aber Sie glauben ja gar nicht, wie die ausgenutzt werden. Vor allen Dingen jedoch werden die Herren, an die ich mich wenden könnte, selbst von Leuten, die eine Stellung suchen, überlaufen, – wie sollen sie da für meine Schützlinge Platz haben?“

„Aber was soll der arme Rittmeister denn nun anfangen?“

Das klang wirklich ganz verzweifelt.

Der Direktor legte ihm die Hand auf den Arm: „Junger Freund, kein Mensch, und wäre er reicher, als alle Millionäre und Milliardäre der Welt zusammen, hat die Macht und die Mittel, alle Not zu lindern. Das soll uns natürlich nicht abhalten, Gutes zu tun und zu helfen, wo wir auch immer können, aber es muß uns auch die Gewißheit geben, daß wir mit dem besten Willen nicht immer helfen können. Das Mitleid mit den anderen darf auch nicht zu weit gehen, denn dann werden wir unseres eigenen Lebens nie froh, weil wir bei jedem Bissen Brot und bei jedem Glas Wein an die Armen denken, die vielleicht hungrig und durstig herumlaufen. Den Unterschied zwischen Reich und Arm, Not und Sorgen hat es schon immer gegeben, so lange die Welt existiert, und das wird auch nicht anders werden, bis der letzte Mensch zum ewigen Schlaf die Augen geschlossen hat.“

Rhaden konnte sich der Wahrheit dieser Ausfüh-

rungen nicht verschließen, so erhob er sich denn, um den Direktor nicht länger unnötig von seiner Arbeit abzuhalten, aber der hielt ihn noch einen Augenblick zurück: „Es ist mir sehr lieb, Herr von Rhaden, daß Sie heute Morgen zu mir kamen, denn ich möchte jetzt eine Sache mit Ihnen besprechen, die Sie selbst angeht. Wie ich vorhin schon kurz erwähnte, hat Herr Fricke mir viel Gutes von Ihnen erzählt, er hat mir Ihren Fleiß, Ihre Gewissenhaftigkeit in den höchsten Worten gelobt. Ja, noch mehr, als er mir vorhin über das, was sich hier in meiner Abwesenheit zutrug, Bericht erstattete, äußerte er seine Meinung dahin, daß es zwecklos wäre, Ihre Einarbeitung noch länger auszudehnen. Ich freue mich, Ihnen das sagen zu können. Ich werde nachher mit den anderen Herren Direktoren sprechen, aber das ist nur Formsache. Von heute Mittag an sind sie fest angestellt. Es ist Brauch bei uns, an diesem Tage, gewissermaßen als Entschädigung für die doch auch in unserem Interesse geleistete Einarbeitung, das Gehalt eines Monats auszahlen zu lassen. Der Kassierer wird nachher sofort Anweisung erhalten, Ihnen den Betrag auszuhändigen. Viel ist es ja nicht, aber doch immerhin etwas, und vo allen Dingen bietet sich Ihnen ja nun die Möglichkeit, selbst zu verdienen. Sie werden schon morgen den ersten geschäftlichen Besuch für uns machen. Es handelt sich da um ein junges Ehepaar,

dessen Eltern sich an uns wandten, um die neue Einrichtung bei uns zu versichern. Das Nähere wird Ihnen Herr Fricke erzählen."

Rhaden saß da mit einem Gesicht, als wäre ihm das große Los in den Schoß gefallen. Er wollte es zuerst gar nicht glauben, daß er nun fest angestellt wäre. Und er hörte aus den Worten des Direktors ein warme Anerkennung, ein großes Lob heraus, und das stimmte ihn noch viel freudiger, als das Gehalt das er nun fortan bekommen sollte. Gewiß war auch das nicht zu verachten, aber er hatte es inzwischen gelernt, sparsam zu leben, und hätte mit dem, was er noch besaß, schon noch eine ganze Weile gereicht.

Als ein glücklicher Mensch kam er am Nachmittag zu Hause an. Ganz von selbst stieg er die Treppe zu der Wohnung von Fräulein Krammer in die Höhe; sie sollte und mußte die erste sein, die von allem erfuhr, und er wußte, sie würde sich mit ihm freuen. Überhaupt war es Zeit, daß er sich einmal wieder bei ihr sehen ließ, sie hatten den Abend, an dem sie zu ihm kommen wollte, immer noch nicht fest verabredet, jetzt mußten sie ihn aber endlich bestimmen. Und ein schönes, kleines Fest wollte er geben, so schön, wie es in seinen kleinen Räumen nur möglich war. Aber die Hauptsache war doch hinterher der Aufenthalt auf dem Balkon:

in den Zimmern war es jetzt schon so warm, die Hitze war oft unerträglich.

Er war so in Gedanken versunken, daß er gar nicht wußte, ob er schon geklingelt hatte. Nun läutete er zum zweiten, dann zum dritten Mal, aber niemand erschien.

„Schade.“

Er sprach es ganz laut vor sich hin und stieg langsam die Treppen wieder hinunter. Aber von Zeit zu Zeit blieb er auf den Stufen stehen und horchte, ob da oben nicht doch noch die Tür geöffnet würde. So oft er auch bisher bei ihr gewesen war, ein glücklicher Zufall hatte es stets gefügt, daß er sie zu Hause antraf. Nur heute schien sie ausgegangen zu sein und auch die Dienstmädchen mit einer Besorgung fortgeschickt zu haben. So konnte er nicht einmal den Bescheid zurücklassen, daß er sich erlauben würde, im Laufe des Abends noch einmal vorzusprechen.

Daß sie aber auch gerade heute ausgegangen sein mußte!

Wirklich schade!

Er stand noch einmal still und horchte, aber die Tür oben blieb verschlossen.

So suchte er denn endlich seine eigene Wohnung auf.

Dort harrte seiner eine große Überraschung. „Von

dem gnädigen reichen Fräulein da drüben,' wie die Wirtin sich ausdrückte, war für den Herrn Leutnant ein Brief abgegeben worden. Die Zofe hätte ihn gebracht und bestellt, das gnädige Fräulein ließe auch noch vielmals grüßen.

Ein Brief für ihn? Was konnte das bedeuten?

Ihm ahnte nichts Gutes, aber schnell suchte er sich wieder zu beruhigen. Sicher handelte es sich nur um eine Einladung, um eine Aufforderung, sie bei einem Ausflug oder bei ihren Besorgungen zu begleiten, aber er konnte es doch nicht verhindern, daß eine große Unruhe ihn ergriff, und seine Hände zitterten, als er den Brief nun öffnete.

Er nahm den Bogen aus dem Couvert und sah es auf den ersten Blick: das war keine Einladung, die hätte sie in wenigen Zeilen abfassen können, und sie schrieb ihm auf ihren großen Bogen mit ihrer steilen Handschrift beinahe sechs Seiten.

Was war geschehen?

Mit einem Mal, noch bevor er anfang zu lesen, wußte er, daß sie fort war, und daß er sie vielleicht nie wiedersehen würde.

Sein Herz drohte ihm stillzustehen, heiß und kalt lief es ihm über den Rücken, und als er nun das Schreiben zu Hand nahm, flimmerte es ihm zuerst vor den Augen:

„Mein lieber Freund!

Ich darf Sie doch wohl auch brieflich so nennen, oder wäre es korrekter und richtiger zu sagen: Sehr geehrter Herr von Rhaden?

Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich bald in München, um von dort morgen früh nach dem Riessersee bei Garmisch zu fahren, wo ich mit Freunden einige Wochen bleibe. Von dort gehe ich noch auf das Schloß einer entfernten Verwandten, und es wird wohl Ende September, wenn nicht gar Anfang Oktober werden, bis ich wieder nach Berlin zurückkomme. Und wundern soll es mich auch nicht, wenn ich dann noch von Hamburg oder Bremen aus einen kurzen Abstecher nach New-York mache, denn ich will ein eigenes Automobil haben, und wenn ich es mir nicht selbst hole, bekomme ich es nie.

Ich habe schon lange fort gewollt, bin aber doch immer noch geblieben, — weshalb, weiß ich eigentlich selbst nicht, — aber länger ist die Hitze hier wirklich nicht mehr zu ertragen, und ein Telegramm, das ich heute früh in aller Frühe von meinen Freunden erhielt, veranlaßte mich, Hals über Kopf meine Koffer packen zu lassen, und während ich dies schreibe, bemüht Alma sich, den großen lila Hut — Sie kennen ihn ja auch und behaupten sogar, ihn zu „lieben“ — im Hutkoffer unterzubringen. Alma ist wirklich

eine Perle ihres Geschlechtes und mehr als geschickt, aber ob sie das Kunststück fertig bringt?

Ich hätte Sie gerne zu mir bitten lassen, um Ihnen persönlich adieu zu sagen, aber Sie sind ja im Geschäft, und wenn Sie nach Haus kommen, sitze ich schon seit Stunden im Zug.

Und ich hatte mich so darauf gefreut, in Ihrem Junggesellenheim bei Ihnen Abendbrot zu essen. Wirklich, ich hatte mich gefreut, schon um einmal zu sehen, wie Sie wohnen. Nun müssen wir es aufschieben, bis ich zurück bin. Dann komme ich aber ganz bestimmt.

Wenn Sie einmal Zeit und Lust haben, schreiben Sie mir eine Zeile, wie es Ihnen geht, sowohl gesundheitlich, wie geschäftlich, beides interessiert mich in gleicher Weise. Vielleicht antworte ich Ihnen auch einmal, auf jeden Fall werde ich oft und gern an Sie denken. Der wirklichen Freunde gibt es nicht allzuvieler.

Ich grüße Sie herzlichst und hoffe und wünsche, daß Sie weniger unter dieser Tropenhitze zu leiden haben, als ich.

Auf frohes Wiedersehen!

Ihre Daisy Krammer.

N. B. Alma ist mehr als ein Talent, sie ist ein Genie. Eben meldet sie, daß der Riesenhut wirklich

in den Koffer hineingegangen ist. Wie wird er aussehen, wenn ich ihn herausnehme? Ob Sie ihn dann wohl wiedererkennen würden? Ich glaube es nicht."

Rhaden hätte selbst nicht sagen können, wie oft er den Brief gelesen hatte, als er ihn nun endlich beiseite legte.

Sie war fort, auf Wochen und Monate. Und wer konnte wissen, ob sie überhaupt je wiederkam? Wenn sie ihre Absicht, auch nach drüben zu fahren, ausführte, kam doch sicher eine Aussöhnung mit ihrer Mutter zustande. Die mußte doch endlich einsehen, wie unrecht sie tat, auf ihr eigenes Kind eifersüchtig zu sein. Und dann blieb Daisy ganz bei den Eltern. Welchen Grund sollte sie dann noch haben, jemals wieder zurückzukommen?

Sie war fort! Eigentlich war das doch ganz natürlich, denn alle, die nur irgend Zeit und Geld hatten, packten doch jetzt ihre Koffer, um der erdrückenden Hitze der Großstadt zu entgehen und sich im Gebirge oder an der See zu erholen. Warum sollte da gerade Fräulein Krammer, die völlig frei und unabhängig da stand, zurückbleiben?

Er war nie auf den Gedanken gekommen, daß die Reisezeit auch sie entführen würde. Wohl nur deshalb, weil für sie das Reisen gar nichts Besonderes bedeutete, hatte sie nie mit einer Silbe davon gesprochen, daß

sie gehen würde. Und er hatte nie danach gefragt, weil er sich gar nicht vorstellen konnte, daß ihre Wege sich, wenn auch nur vorübergehend, einmal trennen könnten. Er versuchte, sich selbst jetzt wegen seiner törichten Gedanken albern und kindisch zu nennen. Wie kam er nur auf eine so verrückte Idee? Wie oft hatten sie sich denn überhaupt bisher gesehen oder gesprochen? Fünf oder sechs Mal mochte er bei ihr gewesen sein, und vielleicht ebenso oft war er mit ihr auf der Straße oder am dritten Ort zusammengetroffen,

Das war alles.

Gewiß, wenn sie zusammensaßen, dann hatten sie beide das Empfinden, als wären sie ganz alte Bekannte. ‚Uralt‘ hatte Fräulein Krammer es einmal scherzend genannt, und dann plauderten sie zusammen so ruhig und vernünftig, als wären sie auch an Jahren ganz alte Menschen. Trotzdem er jedes Mal von neuem im stillen ihre Schönheit und Anmut bewunderte, vergaß er es doch fast regelmäßig in ihrer Gesellschaft, daß sie nur eine junge Dame, keine verheiratete Frau sei. Sie sprachen über alles mögliche, über das öffentliche Leben, über Kunst und Literatur, über tausend andere Dinge, und immer so ernsthaft, daß er garnicht auf den Gedanken kam, ihr den Hof zu machen oder sie wie andere junge Mädchen zu unterhalten.

Er konnte es immer noch nicht glauben, daß sie

fort war und daß er sie nun so lange nicht wiedersehen sollte. Er hatte des Morgens nie das Haus verlassen, ohne nach ihren Fenstern hinaufzusehen, und wenn er am Nachmittag zurückkam, galt sein erster Blick wieder ihren Fenstern. Er sah sie dort nie und erwartete das auch gar nicht. Es war fast, als wenn ein getreuer Wächter das seinem Schutz unterstellte Haus von außen daraufhin prüft, ob da drinnen auch wohl alles in Ordnung ist.

Um nicht aufdringlich zu erscheinen und nicht vielleicht doch den Gedanken in ihr wach werden zu lassen, er wäre nur deshalb hierher gezogen, um desto leichter um ihre Gunst und ihre Hand werben zu können, ließ er sich viel seltener bei ihr sehen, als sie es wohl erwartete. Oft tadelte sie ihn, wenn er erst nach einer langen Pause wieder zu ihr kam, aber er kam trotzdem nicht eher wieder. Nicht etwa, damit sie infolge seines Ausbleibens Sehnsucht nach ihm empfände, sondern lediglich, weil sie den Glauben und die Überzeugung nicht verlieren sollte: er will wirklich nichts von dir.

So leidenschaftlich auch am ersten Tage, als er sie sah, der Wunsch in ihm entflammte, sie zu besitzen, so sehr er auch den Mann beneidete, dem sie einmal ihre Hand reichen würde, alle diese Gedanken waren verflogen, seit er sie kannte. Den Grund vermochte er selbst nicht anzugeben. Vielleicht fand er sie zu schön, als daß er es nach seiner Meinung wagen durfte, sein

Blicke zu ihr zu erheben, vielleicht war es ihr Reichtum der ihn abhielt, ihr den Hof zu machen, vielleicht war seine jetzige, gesellschaftliche Position und so manches andere daran schuld, genug, ihm kam gar nicht der Gedanke, sich in sie zu verlieben, und doch hatte er kürzlich die Eifersucht verspürt, als sie ihm von dem Besuch erzählte, den Elmholz ihr gemacht hatte.

Er wußte, sie würde ihm fehlen. Schon das Bewußtsein, sie in der Nähe zu haben, sie aufsuchen zu können, so oft und wann er wollte, hatte ihn glücklich gemacht.

Des Abends hatte er stets sehr viel zu Haus gesessen. Er liebte das Kneipenleben nicht, aus dem Biertrinken hatte er sich nie viel gemacht, schlechtem Wein ging er nach Möglichkeit aus dem Wege, für guten reichten die Mittel nicht aus. So blieb er allein in seinen vier Wänden. Wenn er dann auf seinem Balkon saß und auf den großen Gartenhof sah, wenn aus den geöffneten Fenstern, von den anderen Balkons lautes Lachen und fröhliche Stimmen ertönten, kam er sich oft grenzenlos einsam und verlassen vor, und doch nie ganz einsam. Er sagte sich: Wenn du willst, brauchst du nur zu Fräulein Krammer zu gehen, sie wird sich sicher sehr freuen, wenn du kommst.

Und gerade, weil er zu ihr gehen konnte, ging er nicht hin.

Nun aber war ihm auch die Möglichkeit, sie zu sehen, genommen worden.

Jetzt war er wirklich ganz allein.

Selbst der Stammtisch hatte sich für die Sommermonate aufgelöst, erst im Herbst wollte er wieder zusammentreten. Auch Elmholz war für ihn von der Erdoberfläche verschwunden, und Rhaden entbehrte den Freund auch kaum, der trug sich mit Ideen und Plänen, die er nicht billigen konnte, und immer nur als Erzieher aufzutreten, immer von neuem Moralpredigten halten zu müssen, war auf die Dauer ja auch kein Vergnügen.

Rhaden nahm den Brief noch einmal zur Hand. War die Aufforderung, ihr manchmal zu schreiben, mehr als eine höfliche Redensart? Er glaubte doch, sich diese Frage mit „ja“ beantworten zu dürfen. Das stimmte ihn wieder heiter. So würden sie wenigstens brieflich miteinander in Verbindung bleiben, sich inzwischen nicht fremd werden, und wenn sie dann wirklich im Herbst zurückkäme, dann traten sie sich wieder als dieselben guten Freunde gegenüber, als die sie sich getrennt hatten.

Er wollte ihr gleich heute einen Brief senden, ihr mitteilen, was er erlebt hatte, und daß er nun von morgen an auf eigenen Füßen stehen würde. Er wollte sie bitten, ihm ein freundliches Wort mit auf den Weg zu geben, das würde ihm sicher Glück bringen.

Gerade, als er sich anschickte, ihr zu schreiben, brachte ihm die Wirtin einen neuen Brief. Schon an der Handschrift erkannte er als Absender den Rittmeister. Der fiel ihm jetzt erst wieder ein. Daß er dem über den Verlauf seiner Unterredung mit dem Direktor ausführlich Nachricht gab und ihn, so gut er es vermochte, zu trösten versuchte, war jetzt viel wichtiger, als der andere Brief. Der hatte auch noch bis morgen Zeit. Vielleicht sah es sogar sehr sonderbar aus, wenn er ihr gleich am ersten Tage eine lange Epistel schrieb.

Er öffnete das Schreiben, das er in der Hand hielt:

„Lieber Freund!

Haben Sie denn noch immer keine Gelegenheit gehabt, mit Ihrem Direktor über mich zu sprechen? Einmal muß doch der Mann von seiner Reise zurückkommen! Ich bin heute abend in den Winzer-Weinstuben, Potsdamerstraße. Wenn Sie nichts anderes vorhaben, kommen Sie doch dorthin und bringen Sie mir mündlich Bescheid. Bis um neun Uhr will ich auf Sie warten.“

Zuerst wollte Rhaden der Aufforderung nicht Folge leisten. Eine traurige Botschaft läßt sich besser schriftlich als mündlich ausrichten. Dann aber schalt er sich feige, daß er der unangenehmen Mission ausweichen wolle, und vielleicht konnte er dem älteren Kameraden

doch wenigstens dadurch helfen, daß er ihn nach besten Kräften tröstete.

Als er zur angegebenen Stunde das Lokal betrat, fand er den Rittmeister bereits bei der dritten halben Flasche Mosel, und seine Wangen waren schon leicht gerötet. Mit ängstlicher Spannung sah er dem Jüngeren ins Gesicht, und kaum, daß der ihm die Hand gereicht hatte, fragte er auch schon: „Nun, wie ist es?“

Auch ohne daß Rhaden gleich antwortete, las er in dessen Mienen, wie es stand.

Dröhnend schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und daß die anderen Gäste sich verwundert nach ihm umsahen. Dann leerte er schnell sein Glas ein paar Mal hintereinander: „Kellner, noch eine Flasche, aber eine Ganze! Diese Halben sind ja doch immer gleich leer.“

Rhaden versuchte mit einem Scherz über die ersten peinlichen Minuten hinwegzukommen: „Nur ein Glück, Herr Rittmeister, daß der Wein wenigstens noch schmeckt.“

„Er muß schmecken, lieber Freund. Allzuschön ist dieses billige Zeug ja nicht, aber das kann man ja auch bei dem Preis nicht anders verlangen, Die Hauptsache ist, daß mehr oder weniger Alkohol darin ist. Unter uns gesagt, früher habe ich nie begriffen, daß ein Mensch am Trinken Gefallen finden kann, jetzt komme ich

täglich mehr zu der Erkenntnis, daß das die glänzendste Erfindung ist, die jemals gemacht wurde."

Rhaden fühlte ordentlich, wie ihm der Schreck in die Glieder fuhr. Schon bei dem letzten Zusammensein war es ihm aufgefallen, mit welcher Hast der Rittmeister dem Wein zusprach, und auch heute hatte er schon brav gezecht. Was dann, wenn das so weiterging, nicht nur heute, sondern alle Tage, wenn der Rittmeister sein letztes Geld in die Weinstuben trug und von der Moselflasche nicht mehr fortkam? Wovon wollten dann die Seinen leben, und wie sollte er jemals wieder eine feste Anstellung finden? Der Alkohol tötet jede Energie, und ohne die geht es heutzutage nun doch einmal nicht.

Der Rittmeister lachte über das entsetzte Gesicht, mit dem Rhaden ihn anstarrte: „Mensch, stellen Sie sich nicht an, wie 'ne alte Jungfer, der 'ne Maus auf den Schoß gesprungen ist. So'n paar Flaschen Mosel schaden keinem erwachsenen Menschen, sie tun ihm nur gut, denn dann vergißt man. Das Vergessen ist das Schönste am ganzen Leben.“

Er schenkte aus der Flasche, die der Kellner gebracht hatte, zwei Gläser voll und schob eins zu Rhaden hinüber: „Sie trinken doch mit mir? Bezahlen dürfen Sie natürlich selbst, denn den Luxus, jemand einzu-

laden, kann ich mir nicht mehr gestatten." Und nach kurzer Pause fragte er: „Also nichts? Garnichts?“

Rhaden stand Rede und Antwort: „Ich habe mein Möglichstes versucht, Herr Rittmeister, für mich selbst hätte ich nicht mehr bitten können, als ich es für Sie tat. Aber der Andrang ist zu groß, auf Jahre hinaus ist alles besetzt, es kann niemand mehr auf die Liste der Anwärter gesetzt werden. Aber ich habe den Direktor gebeten, sich bei seinen vielen Beziehungen anderweitig für Sie zu verwenden, ich will ihn gern noch einmal darum bitten, und vielleicht nützt es doch.“

Der Rittmeister stieß mit ihm an: „Sie sind ein guter Kerl, Rhaden, und daß meine Tochter sie lieb hat, ist eigentlich kein Wunder. Übrigens fängt das Mädchel jetzt, Gott sei Dank, an, etwas vernünftig zu werden. Daran sind wohl die Sorgen schuld. Sie sitzt zu Hause und arbeitet für ein großes Wäsche-geschäft, viel bringt es ja nicht, aber doch immerhin etwas, und vor allen Dingen kommt sie dadurch auf andere Gedanken. Na, trinken wir mal! Was kann das schlechte Leben nützen!“

Rhaden stieß mit ihm an, aber seine Hand zitterte ein klein wenig. Was er da hörte, erfüllte ihn mit innigster Anteilnahme. Er sah Alice vor sich, wie sie noch vor wenigen Jahren auf den Kasinofesten und allen Bällen gefeiert wurde, hübsch und elegant, lachend und

scherzend, von allen Herren umringt. Und er verglich damit ihre jetzige Lage. Gewiß, Arbeit war für niemand eine Schande, aber der Unterschied zwischen ihrem früheren und ihrem jetzigen Leben war doch fast zu groß.

Der Rittmeister sah, wie die Hand des anderen das Glas etwas unsicher hielt, aber er erriet die Ursache nicht: „Man, Sie haben ja schon jetzt einen Tatterich! Gestern wohl ein bischen viel gebummelt, was? Na, trinken Sie nur ordentlich, das ist das beste Mittel gegen den Kater. Aber was ich sagen wollte, Rhaden, Sie sind wirklich ein guter Kerl, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie wenigstens noch einmal aus allen Sorgen herauskommen. Für mich habe ich jede Hoffnung aufgegeben. Ich werde wohl bis an mein Lebensende hinter der Moselflasche sitzen bleiben, vorausgesetzt, daß ich sie bezahlen kann.“

Von neuem überfiel Rhaden die Angst. Was nützte es, daß die Tochter zu Haus in mühseliger Arbeit ein paar Mark verdient, wenn die hier am Abend womöglich wieder vertrunken wurden?

Er war zu jung, um den anderen zu warnen, ihm alles, was er bei seinen Worten empfand, offen zu sagen. So versuchte er denn, ihn vielleicht doch noch dadurch zu retten, daß er ihm abermals Mut zusprach: „Wie können Sie auch nur im Scherz so etwas sagen, Herr Rittmeister. Es gibt Tausende und Abertausende

von Stellungen, und wenn auch vielleicht nicht heute oder morgen, einmal finden Sie doch sicher eine."

Der Rittmeister leerte von neuem sein Glas: „So, glauben Sie? Ich nicht! Und vor allen Dingen habe ich auch gar keine Lust mehr, mich überall, wo ich anklopfe, wieder fortschicken zu lassen. Dazu bin ich auch wohl zu alt. Aber ein Elend ist es, daß Gott sich erbarm'. Ich habe erst vorhin wieder gerechnet, als ich hier allein saß und auf Sie wartete. Ich rechne überhaupt den ganzen Tag, um herauszufinden, wie ich mit der Pension auskommen soll. Sechszwanzig Dienstjahre habe ich auf dem Buckel und im ganzen zweitausenddreihundertsechssundsiebzig Mark Pension. Nun rechnen Sie mal selbst. Wenn man eine auch nur halbwegs anständige Wohnung haben will, kostet das Veregnügen tausend Mark im Jahr. Dazu Feuerung, Licht — zusammen wenigstens dreizehnhundert. Und das ist sehr niedrig gerechnet. Dazu kommen die Steuern, die der Deubel holen soll, das sind auch beinahe hundert Mark. Sind zusammen schon vierzehnhundert. Dienstmädchen rund zweihundert; was bleibt da noch? Rund achthundert Mark. Dividier' das mal durch zwölf, dann macht das zirka fünfundsiebzehn Mark im Monat, also nicht einmal zwei Mark fünfzig den Tag. Davon sollen nun, mit dem Dienstmädchen, vier erwachsene Personen satt werden, man soll sich selbst und seine

Familie kleiden, die nötigen Anschaffungen bestreiten etc. Etc. Wollen Sie mir das Kunststück mal vormachen, wie man mit den paar Groschen auskommen soll? Ja? Sie können sich auf den Kopf stellen, es langt ganz einfach nicht."

„Und da müssen Sie eben etwas mit verdienen, – Sie müssen."

Rhaden fühlte sich wie zerschlagen. Was war das für ein Elend! So auf Heller und Pfennig hatte er sich das noch nie ausgerechnet, die Pension des anderen auch für höher gehalten, als sie es in Wirklichkeit war. Und dabei hatten die Pensionen der Offiziere a. D. erst in den letzten Jahren durch den Reichstag eine Erhöhung erfahren. Wie mochte es da früher ausgesehen haben!

„Sie müssen. Das ist leicht gesagt, lieber Freund," meinte der Rittmeister jetzt. „Sagen Sie lieber, der Staat müßte etwas für uns Offiziere a. D. tun, Er müßte wenigstens viel mehr Stellen schaffen, die für uns nach unserer Verabschiedung in Frage kämen. Wenn einer als General oder gar als Excellenz seinen Abschied erhält, dann kann er mit seiner Pension von achttausend Mark und mehr so ziemlich sorgenfrei leben. Bei uns heißt es aber: Ihr seid doch jung, in den besten Jahren, da könnt Ihr schon noch arbeiten und hinzuverdienen. Das hört sich ganz schön an, stimmt aber nicht,

denn ehe man arbeiten kann, muß man erst Arbeit haben, und daran fehlt es."

Wieder leerte der Rittmeister schnell sein Glas, um seinen Ärger und seine Sorgen hinunterzuspülen, dann sagte er: „Na, lassen wir die Geschichten ruhen, es hat ja doch keinen Zweck, sich weiter darüber aufzuregen. Und es kommt ja doch nichts dabei heraus, denn solange das jetzige System der frühen Verabschiedung beibehalten wird, wird sich das soziale Elend der Offiziere a. D. nicht ändern. Wer Offizier wird, muß sich von Anfang an darüber klar sein, daß er eines Tages zum Teufel geschickt wird, und daß er dann unter hundert Fällen neunzigmal mittellos dasteht. Gewiß ist es etwas Schönes um den Idealismus und um die kühnen Träume der Jugend, aber besser wäre es doch, wenn nicht jeder Fähnrich davon überzeugt wäre, daß er es im Gegensatz zu seinen Kameraden sicher bis zur Exzellenz bringt."

Der Rittmeister schalt noch eine ganze Weile vor sich hin, und Rhaden mußte ihm, wenn auch nicht gerade in allem, so doch in vielem beistimmen. Dann ging das Gespräch vom hundertsten ins tausendste, bis Rhaden schließlich auch von sich erzählen sollte. Aber er blieb die Antwort schuldig und sprach nur in ganz allgemeinen Redensarten. Er brachte es nicht übers Herz, dem anderen von dem Glück, das ihm heute selbst wiederfahren war,

zu berichten. Wer einem armen Teufel gegenüber sitzt, darf nicht von seinem Reichtum sprechen, und er war ja beinahe ein Krösus im Vergleich zu dem Rittmeister. Wenn er zu seinem festen Gehalt auch nur noch fünfzig Mark hinzuverdiente, dann hatte er für seine Person unverhältnismäßig mehr zum Leben, als der andere für sich und seine Familie.

Endlich gegen Mitternacht mahnte Rhaden zum Aufbruch, er sollte morgen seinen ersten geschäftlichen Besuch machen, da mußte er einen klaren Kopf haben.

Aber der Rittmeister dachte noch nicht daran, nach Haus zu gehen: „Was soll ich da? Schlafen kann ich doch noch nicht, erst muß ich die nötige Bettschwere haben, sonst kommen die Sorgen und die verfluchten Gedanken, sobald ich die Augen schließe. Und wenn meine Frau dann hört, wie ich mich ruhelos hin und her wälze, fragt sie, was mich quält, tröstet, so gut sie es kann, aber schließlich fängt sie doch an zu weinen, denn auch sie weiß ja keinen Rat. Ich sage Ihnen, lieber Freund, die Nächte sind furchtbar. Und wenn es dann endlich Morgen wird, nachdem man sich stundenlang das Gehirn zermartert hat, ist man genau so klug, wie zuvor. Wenn Sie selbst gehen müssen, will ich Sie natürlich nicht zurückhalten, — ich bleibe noch.“

Als Rhaden ging, hörte er, wie der Rittmeister sich noch eine ganze Flasche Mosel bestellte.

Rhaden war völlig erschüttert. Wie war es möglich, daß ein Mensch so ganz die Flinte ins Korn werfen und hinter der Weinflasche das Vergessen suchen konnte? Und wovon bezahlte er seine Zeche? Wenn er wirklich Geld im Pfandhaus oder sonst irgendwie auftrieb, war es da nicht tausendmal besser, seiner Frau, die er doch lieb hatte, eine Summe für die Wirtschaft zu geben? Er hatte doch Weib und Kind, schon ihretwegen durfte er jetzt nicht täglicher Stammgast in einer Weinstube werden.

Und wenn er auch tausendmal sagte, er ginge von Hause fort, weil er dort das Elend und die Tränen nicht mehr mitansehen könne, so war das nie und nimmer eine Entschuldigung dafür, daß er im Begriff stand, sich dem Trunk zu ergeben.

Wer konnte da helfen?

Von neuem fielen ihm die Worte ein, die sein Direktor am Vormittag zu ihm gesprochen hatte: Und wenn der Mensch reich wäre, wie alle Milliardäre zusammen, er könnte die Not und das Elend doch nicht aus der Welt schaffen.

Richtig mochte das sein, aber ein Trost war es nicht.

Rhaden war mit seinen Gedanken so viel bei dem anderen, daß er sich selbst darüber ganz vergaß. Erst am nächsten Morgen, als er nach einer schlechten Nacht, in der schwere Träume ihn gequält hatten, erwachte,

fiel ihm wieder ein, welch ein wichtiger Tag heute für ihn sei.

Pünktlich wie immer fand er sich im Bureau ein, aber trotz aller Gewissenhaftigkeit konnte er es doch nicht verhindern, daß er nicht allzu sehr bei seinen schriftlichen Arbeiten war. Alle Augenblicke sah er nach der Uhr, ob er noch nicht fortmüsse, um seinen ersten geschäftlichen Besuch zu machen. Um ihn herum nahm alles seinen gewöhnlichen Fortgang, und doch war ihm, als müßten alle heute nur für ihn Interesse haben, als müßten auch sie fortwährend an den großen Augenblick, der ihm bevorstand, denken.

Endlich konnte er sich auf den Weg machen.

Er nahm die Mappe zur Hand, überzeugte sich zum hundertsten Mal davon, daß er auch alle Papiere bei sich hatte und verließ dann das Bureau.

Der Portier unten an der Tür sah, daß er heute zum ersten Mal mit der Mappe unter dem Arm das Haus verließ und rief ihm ein gutgemeintes: „Hals- und Beinbruch!“ zu.

Rhaden blieb einen Augenblick stehen: „Danke schön. Und wenn's gut geht, bekommen Sie einen Taler ab.“

Der Portier rieb sich schmunzelnd die Hände: „Wird schon werden, Herr von Rhaden, den Taler hab' ich sicher. Na, auf den freue ich mich nicht schlecht.“

Mit der Elektrischen fuhr Rhaden gleich darauf nach der ihm angegebenen Adresse Berlin W., allernächste Nähe des Tiergartens. Er stand draußen auf der Plattform, rauchte seine Zigarre und bemühte sich, so ruhig wie nur möglich dreinzuschauen, konnte es aber doch nicht verhindern, daß sein Herz unruhig klopfte.

Nach einer guten halben Stunde war er am Ziel und zog im Parterre der Villa die Glocke.

Er mußte lange warten, endlich erschien ein Mädchen: „Was wollen Sie?“

Vielleicht war es gut, daß er gleich so empfangen wurde; er fing an zu lachen. Dann sagte er: „Bitte, melden Sie mich Ihrer Herrschaft, ich komme im Auftrage der Feuerversicherung und werde erwartet.“

Aus einem entferntliegenden Zimmer rief eine sehr sympathische Stimme durch die offenstehende Tür: „Nanni, wer ist denn da?“

Und prompt erfolgte die Antwort: „Es ist man nur der Mann von der Versicherung.“

Allzuviel Bildung schien Nanni nicht zu besitzen, und es war ihm ganz unbegreiflich, wie ein Mädchen mit solchen Manieren in dieses elegante Haus kam. Aber das ging ihn ja nichts an. Er amüsierte sich wirklich über ihr Wesen und es half ihm besser als vieles andere über die ersten Minuten hinweg.

Die Stimme, die vorhin gefragt hatte, antwortete jetzt: „Er muß noch einen Augenblick warten.“

Nanni übertrug das sofort in ihr geliebtes Deutsch: „Haben Sie es gehört, Sie sollen warten.“ Und dann ging sie fort, um sich wieder an die Arbeit zu machen.

Rhaden stand an der Tür und wartete in dem kleinen Entree. Unwillkürlich dachte er daran zurück, wie ganz anders es doch gewesen war, wenn er früher in Uniform einen Besuch gemacht hatte. Wie weit wurden ihm da die Türen geöffnet, mit welchen Ehren wurde er empfangen, wie konnte man sich ihm gegenüber an Entschuldigungen nicht genug tun, wenn man nicht sofort zu seiner Verfügung stand.

Ja, ja, es war doch ein eigentümlich Ding um den bunten Rock. Wer die Uniform trägt, ist in den Augen der Welt *eo ipso* ein Ehrenmann und Kavalier.

Der Mann im schwarzen Rock muß seine Existenzberechtigung und seine moralische Beschaffenheit erst beweisen, bevor man ihn für voll hält. Und auch dann geht das Militär dem Zivil überall vor.

Rhaden wußte nicht, wie lange er draußen gestanden hatte, als Nanni plötzlich wieder erschien: „Sie sollen reinkommen.“

Gleich darauf stand er einer alten vornehmen Dame gegenüber, und die mochte sich den „Mann von der Versicherung wohl wesentlich anders vorgestellt haben,

denn sie verriet deutlich ihr Erstaunen, als sie nun einen wirklichen Herrn vor sich sah. Sie entschuldigte sich sehr herzlich, ihn haben warten zu lassen, und bot ihm in der liebenswürdigsten Form einen Sessel an.

Sie war die Schwiegermutter des jungen Paares, das hier später wohnen sollte. Die Kinder befanden sich noch auf der Hochzeitsreise, bei der Hitze, Gott sei Dank, nicht in Italien, sondern in Schweden und Norwegen. Und die Kinder schienen so glücklich zu sein. „Ach, wenn es doch immer so bleiben möchte, das Leben ist so kurz und der Enttäuschungen und Sorgen gibt es ohnehin so viele, daß man wirklich nicht nötig hat, sich noch selbst die Tage durch Stimmungen und Launen zu verderben.“

Jedes Wort, das die alte Dame da mit ihrer gütigen Stimme sprach, verriet die Liebe zu ihren Kindern, daß sie nur den einen Wunsch hatte, die beiden möchten wirklich glücklich bleiben.

Und mit wieviel Liebe war die Wohnung nicht eingerichtet. Hier hatte kein Tapezierer oder Dekorateur nach sogenannten eigenen künstlerischen Ideen gearbeitet, sondern der wirklich vornehme Geschmack der alten Dame war allein maßgebend gewesen. Mehr als einmal entfuhr ihm ein Ausruf der aufrichtigsten Bewunderung, als er nun an ihrer Seite durch die Räume

dahinschritt, und in ihren Augen leuchtete es dann jedesmal hell und glücklich auf.

Die alte Dame mit ihrem schneeweißen Haar, ihren gütigen blauen Augen und ihrem liebevollen Wesen vergaß es ganz, daß er nur der Versicherungsbeamte war, sie betrachtete ihn völlig als einen ihr ebenbürtigen Gast, dem sie das Heim ihrer Kinder zeigte.

Und als dann das Geschäftliche endlich doch zur Sprache kam, war das sehr schnell erledigt, es waren alles lauter neue Sachen, sie hatte die Rechnungen über die ganze Aussteuer zur Hand, alles in allem hundertfünfundzwanzigtausend Mark. Dazu kamen noch einige wertvolle Kleinigkeiten, die sie der Tochter aus dem Elternhaus mitgegeben hatte, ferner die Sachen, die dem Schwiegersohn persönlich gehörten, zahlreiche Garderobe, kurz und gut, mit hundertfünfzigtausend Mark sollte die Einrichtung versichert werden.

Nach wenigen Minuten war das Formular ausgefüllt und von der alten Dame unterschrieben. Er nannte ihr die Summe, die auf fünf Jahre im Voraus bezahlt werden mußte, und sie nickte mit dem Kopf: „Sehr schön, ich werde Ihrer Gesellschaft das Geld noch heute durch die Bank zugehen lassen.“

Schon wandte er sich zum Gehen, da fiel ihm

ein, daß seine Gesellschaft ja auch gegen Einbruch versicherte.

Er wandte sich noch einmal um: „Pardon, gnädige Frau, nur noch einen Augenblick. Mir fällt eben ein, daß sich all diese Kostbarkeiten in einem Parterre befinden, daß im Gegensatz zu einer ersten oder noch höheren Etage einen etwaigen Einbruch doch immerhin erleichtert.“

Herr Fricke würde seine helle Freude daran gehabt haben, wenn er hätte mit anhören können, wie sich Rhaden in durchaus weltmännischer und anscheinend absolut nicht kaufmännischer Weise mit der alten Dame über diesen Punkt unterhielt. Und plötzlich saßen sie wieder zusammen am Tisch, ein neuer Versicherungsantrag wurde hervorgenommen, und gleich darauf war auch der unterschrieben.

Dann ging er wirklich, aber nicht, ohne sich tief über die ihm dargereichte Hand zu beugen und sie an seine Lippen zu führen.

Die alte Dame hatte im Laufe des Gespräches aus seiner Art des Sprechens und aus seiner ganzen Erscheinung gemerkt, daß er einst bessere Tage gesehen hatte, daß er nicht in diesem Beruf groß geworden war. Welche Schicksalsschläge, welches vielleicht selbstverschuldete Leid hatte er trotz seiner jungen Jahre wohl schon durchmachen müssen. Ihr gütiges Herz schlug

ihm voller Teilnahme entgegen, und als er ihre Hand immer noch festhielt, strich sie wie liebkosend und tröstend über sein dichtes, weiches Haar.

Sie sprach kein Wort, aber ihm war, als gäbe eine gute Frau ihm die besten Segenswünsche für sein späteres Leben, das er nun heute begonnen hatte, mit auf den Weg. Seit langer Zeit gedachte er jetzt wieder der Mutter, die er in den allerfrühesten Jahren verloren hatte, die hätte nicht gütiger gegen ihn sein können, als diese Frau es war, die er heute zum ersten und wohl auch zum letzten Mal in seinem Leben sah.

Dann stand er wieder draußen im Freien. Er merkte es nicht, daß die Sonne mit wahrhaft vernichtender Glut zur Erde herniederbrannte, er sah es nicht, daß die Blumen in den kleinen Vorgärten, daß die Bäume des Tiergartens ihre Blüten und Blätter traurig herniederhängen ließen. Ihm war, als sei ein neuer Frühling angebrochen und als wäre die Welt noch nie so schön gewesen, wie in diesem Augenblick.

„Nun, Herr von Rhaden, wie war es?“ fragte der Portier, als Rhaden mit schnellen Schritten glückstrahlend an ihm vorübereilte.

In der Freude seines Herzens hätte er den beinahe vergessen. Nun griff er in die Tasche und holte zwei Taler hervor. „Hier Martens! Anstatt eines Ge-

schäftes habe ich gleich zwei gemacht, da sollen Sie sich auch doppelt mit mir freuen."

Der Portier sah ihm vergnügt schmunzelnd nach, als er nun die Treppe hinaufeilte, aber ein ganz klein wenig unzufrieden war er doch: Mochte Rhaden auch wirklich zwei gute Abschlüsse gemacht haben, ein guter Geschäftsmann war er deshalb noch lange nicht, denn wer von seinem Verdienst so leicht und schnell wieder fortgab, der konnte lange arbeiten, bis er auf einen grünen Zweig kam.

Fricke nickte sehr zufrieden mit dem Kopf, als Rhaden ihm Bericht erstattete und die Versicherungsanträge vorlegte; die waren auf das genaueste ausgefüllt und alles war in schönster Ordnung.

Und Rhaden strahlte vor Stolz, als er sich auf Fricke's Veranlassung seinen eigenen Verdienst ausrechnete, und als es ihm anheim gegeben wurde, sich das Geld entweder sofort oder am nächsten Ersten auszahlen zu lassen.

Aber daß das Geschäft nicht immer so glatt und angenehm verlaufen würde, wie am Morgen, das sollte er schon erfahren, als er am Nachmittag seinen zweiten Besuch machte. Da kam er zu hochnäsigen Leuten, die ihre Bildung dadurch zu beweisen suchten, daß sie möglichst unliebenswürdig und herab-

lassend waren. Ihr Benehmen brachte sein Blut in Wallung und trieb ihm mehr als einmal die Schamröte ins Gesicht. Aber er beherrschte sich, er selbst blieb der wohlerzogene Mensch, der er war, und immer wieder dachte er an die alte Dame, die er am Morgen besucht hatte. Beständig glaubte er zu fühlen, daß ihre Augen auf ihm ruhten.

Und als er sich dann nach einer für ihn an Demütigungen und Kränkungen aller Art reichen Stunde endlich entfernen konnte, hatte er doch einen zweiten Geschäftsabschluß erzielt, der allerdings die Höhe des ersten nicht annähernd erreichte, aber ihm auch einen ganz netten Verdienst abwarf. —

Es war ein sehr langer Brief von vielen, vielen Seiten, den er am Abend nach dem Riessersee schrieb, und als er endlich die Feder aus der Hand legte, erschrak er beinahe über den Umfang des Manuskriptes, das da vor ihm lag. Aber ihm war das Herz so voll, er mußte sich einmal aussprechen.

Schon am übernächsten Abend, als er nach Haus kam, fand er ein Telegramm vor: Freue mich herzlich mit Ihnen. Brief folgt. Viele Grüße Ihre Daisy Krammer.

Und der Brief ließ keine vierundzwanzig Stunden auf sich warten.

„Mein lieber Freund!

Eine frohere Botschaft hätten Sie mir garnicht senden können, als die, daß Sie jetzt anfangen, auf eigenen Füßen zu stehen, daß man Ihnen die Zeit der Einarbeitung verkürzte und daß Sie bereits für Ihre Gesellschaft und für sich selbst mit Erfolg arbeiteten. Wirklich, ich glaube, wenn mein Stiefvater mir nun endlich doch das Automobil geschenkt hätte, ich würde mich nicht mehr darüber gefreut haben, als über Ihre guten Nachrichten. Sie glauben nicht, wie froh es mich stimmte, daß Sie gleich bei Ihrem ersten Besuch eine so herzensgute Frau kennen

lernten, die Ihnen, wie Sie es selbst nennen, ihren Segen für Ihr späteres Leben mit auf den Weg gab. Aber täuschen Sie sich darüber nicht! Trotz des glänzenden Anfanges wird Ihnen manche böse und schwere Stunde nicht erspart bleiben. Dann denken Sie immer wieder an die alte Dame, an die Güte, die sie Ihnen erwies, das wird Ihnen immer von neuem Mut und Kraft geben, in dem Kampfe um das Leben auszuharren, und Sie werden als Sieger daraus hervorgehen. Und denken Sie zuweilen auch daran, daß ich Ihr Leben voll Interesse und aufrichtigster Teilnahme verfolge.

Aber so sehr ich Ihr Glück mit Ihnen empfinde, ich bin doch traurig, daß Sie bei dieser Hitze, von der

ich in den Zeitungen las, in Berlin bleiben müssen. Ich wünschte oft, Sie wären hier und wir könnten zusammen irgend einen Ausflug machen. Das würde Ihnen gut tun. Hoffentlich sind Sie im nächsten Jahr so weit, daß Sie sich Urlaub nehmen können, und ich zeige Ihnen dann meinen geliebten Riessersee, klettere mit Ihnen in den Bergen herum und mache Sie auf alles aufmerksam, was es hier zu sehen gibt. Wie immer fühle ich mich auch jetzt hier sehr wohl, ich bin mit lieben Freunden zusammen und lasse mir meine gute Laune durch die Anwesenheit der anderen Gäste, die mir wenig sympathisch sind, nicht trüben.

Es ist still und einsam hier, ruhig und friedlich, und das ist für uns moderne Menschen ja die Hauptsache. Leider vergaß ich in der Eile der Abreise, mir Lektüre mitzunehmen. Gehen Sie doch, bitte, für mich in eine Buchhandlung und suchen Sie dort unter den Neuerscheinungen für mich aus, was mich nach Ihrer Meinung interessiert. Man soll es mir mit Rechnung oder Postnachnahme senden.

Vor allen Dingen aber schreiben Sie mir selbst bald wieder, und lassen Sie mich auch, bis wir uns wiedersehen, an allem teilnehmen, was Sie betrifft.

Mit vielen herzlichen Grüßen bin ich

Ihre Daisy Krammer."

Rhaden las diese Zeilen oft, aber noch öfter hatte Daisy den Brief zur Hand genommen, den er ihr gesandt. Wenn sie es nicht schon früher im persönlichen Verkehr mit ihm gemerkt hätte, dieser Brief bewies es ihr: er war ein guter Mensch. Immer wieder las sie die Zeilen, die von seinem ersten Geschäftsbesuch handelten. Wie mancher andere hätte sich wohl über die alte Frau, die fortwährend ihre Liebe für die Kinder zur Schau trug, lustig gemacht, hätte es langweilig gefunden, daß sie ihm von ihren persönlichen Interessen erzählte, und es vielleicht für unpassend oder gar unverschämt erklärt, daß sie ihm die Hand auf den Scheitel legte. Mit wieviel Liebe schilderte er die kleine Scene, er hatte einige Worte durchgestrichen und durch andere ersetzt, weil ihm die erste Fassung nicht genügte, um alles, was er empfand, dankbar genug zum Ausdruck zu bringen.

Schon während der Eisenbahnfahrt hatte sie viel an ihn gedacht, ja, bereits als sie mit ihren zahllosen Koffern zur Bahn fuhr, war ihr immer gewesen, als hätte sie etwas vergesse.

Bis sie dann merkte: Rhaden fehlte ihr, sie würde ihn sehr vermissen.

Sie waren wirklich gute Freunde, treue, zuverlässige Kameraden geworden. Das Mißtrauen, das in ihr wach wurde, als er ihr erzählte, daß er ihr nach

dem ersten Zusammentreffen gefolgt sei, um ihre Adresse auszuforschen, war längst gewichen, sie dachte überhaupt nicht mehr daran. Er war eine so offene und ehrliche Natur, daß er es gar nicht hätte verbergen können, wenn er wirklich auf ihre Hand reflektierte.

Und gerade, daß er ihr so deutlich zeigte: ich will dich ja garnicht heiraten, nichts liegt mir ferner; ich bin glücklich und zufrieden, wenn wir zusammen sitzen und uns unterhalten, — das gefiel ihr so gut an ihm.

Es gab also doch noch eine wirkliche uneigennützig Freundschaft zwischen Mann und Weib.

Und sie achtete und schätzte ihn sehr hoch, auch um der Art willen, mit der er sich in sein neues Leben fügte. Er hatte ihr viel von „früher“ erzählt und sie wußte ja selbst, wie die Leutnants der vornehmen Kavallerie-Regimenter ihre Tage verbringen, wie sie nur die Hände auszustrecken brauchen nach den Freuden des Lebens, die ihnen mühelos zufallen, und wie sie es sich dann, wenn der Zusammenbruch erfolgt, nicht abgewöhnen können, auch fernerhin den großen Herrn und den vornehmen Kavalier zu spielen.

Nichts von alledem bei Rhaden. Bei seiner Natur, die früher wohl sehr zur Sorglosigkeit neigte, mußte es ihm doppelt schwer fallen, sich in die ihm ungewohnten Verhältnisse zu fügen. Aber nie kam ein Wort der Klage über seine Lippen. Wenn er sich vielleicht in seinem

Leben auch noch so sehr einschränken mußte, er blieb trotz allem in seinem ganzen Wesen und Auftreten der wirklich vornehme Kavalier, der nicht seinen Ehrgeiz darein setzte, durch große Trinkgelder und unnütze Ausgaben sich die Bewunderung der Leute zu erkaufen, sondern der wirklich vornehm ist, weil er es garnicht anders sein kann.

Dem ersten Brief, den Rhaden gesandt hatte, folgte nach Empfang ihres Schreibens umgehend ein zweiter. Er mußte ihr doch danken, daß sie so teilnahm an allem, was ihn betraf; von einem neuen Erfolg konnte er ihr erzählen, aber auch von einer bitteren Enttäuschung. Es hatte sich um einen sehr großen Abschluß gehandelt, all sein Können hatte er daran gesetzt, um das Geschäft perfekt zu machen, dann war es doch gescheitert. Die Konkurrenz blieb Siegerin, und ganz ausführlich setzte er Fräulein Krammer auseinander, daß keine andere Gesellschaft auch nur annähernd solche Vorteile böte, wie die seine, und daß nur mißgünstige Menschen andere Behauptungen aufstellen könnten. Er wies ihr das sogar zahlenmäßig nach. Sie lächelte, als sie das las, aber wurde dann ganz stolz auf ihn, daß er in so kurzer Zeit ein so guter Geschäftsmann geworden war.

Und in dem ganzen langen Brief kein Wort der Klage darüber, daß ihm persönlich der anscheinend sichere

Verdienst im letzten Augenblick entgangen war, er sprach nicht von sich, sondern nur von der Gesellschaft, die er vertrat und mit der er sich solidarisch fühlte.

So fand sie es ganz selbstverständlich, daß sie ihm gleich wieder schrieb, um ihn zu trösten, und sie wunderte sich auch nicht, daß er sich sofort für ihr Schreiben wieder bei ihr bedankte.

Jeden Morgen fand sie nun einen Brief vor, jeden Abend hatte er einen Gruß von ihr in Händen.

Und als einmal auf dem Frühstückstisch sein Brief fehlte, vermochte sie sich das garnicht zu erklären. Er mußte doch da sein. Sie sah in den Zeitungen nach, vielleicht, daß der Postbote ihn da hineingeschoben hatte – aber nein.

Sie war wirklich mißgestimmt; dann hoffte sie auf die zweite Post, und als auch die nichts brachte, ging sie am Nachmittag dem Boten auf dem Weg nach Garmisch entgegen. Aber es war umsonst. Schlecht gelaunt stieg sie den steilen Weg zu ihrem Hotel wieder hinauf und fand ihre frohe Laune erst wieder, als am nächsten Morgen zwei Briefe von ihm da waren. Durch ein Versehen der Post mußte der eine irgendwo unterwegs liegen geblieben sein.

Mißmutig, wie sie am Tage vorher gewesen war, hatte auch sie ihm nicht geschrieben. So fragte sie sich, ob er das Ausbleiben ihres Schreibens wohl auch em-

pfunden hätte, und sie freute sich, als er sich in dem Brief am nächsten Morgen ängstlich erkundigte, ob sie erkrankt wäre, er hätte den ganzen Abend vergebens auf ihren Gruß gewartet und wäre nun ihretwegen in Sorge. Sie möchte ihm doch wenigstens eine Karte schreiben, wie es ihr ginge.

Statt dessen sandte sie ihm ein Telegramm: Bin wohlauf, Brief unterwegs. Viele Grüße Daisy.

Erst als es zu spät war, fiel ihr ein, daß sie die Depesche nur mit ihrem Vornamen unterzeichnet hatte. —

Er hatte ihr Bücher gesandt — sie nicht schicken lassen, weil er das zu unpersönlich fand — und er begründete ausführlich die Auswahl, er empfahl ihr besonders „Gräfin Urne“ von Hermann Bang, „Der große Pan“ von der Mewes und von Carl Bulcke: „Irmelin Rose“ und „Silkes Liebe“.

Sie freute sich, daß sie seinen Geschmack teilte, daß auch ihr unter den vielen Büchern, die er ihr sandte, gerade diese am besten gefielen.

Vorübergehend entbrannte ein kleiner Streit zwischen ihnen. Sie wußte, daß er die Bücher bezahlt hatte, und wollte ihm das Geld zurückschicken, aber er weigerte sich, es anzunehmen. ‚Auf die paar Mark käme es doch wirklich nicht an.‘

Sie schrieb zurück, von ‚ein paar Mark‘ könne doch gar nicht die Rede sein, nach ihrer Schätzung hätte er

wenigstens vierzig, wenn nicht fünfzig Mark ausgelegt, und sie könne ihn nie wieder um eine Gefälligkeit bitten, wenn er sich das Geld nicht zurückgeben ließe. Auf gut Glück wollte sie einen Betrag an ihn absenden, bis er ihr dann schließlich schrieb: „Ich danke Ihnen doch so unendlich viel. Wird es Ihnen denn wirklich so schwer, diese paar Bücher als ein kleines Zeichen großer Dankbarkeit und aufrichtigster Verehrung von mir anzunehmen? Es ist ja so wenig, was ich für Sie tun kann. Rauben Sie mir diese kleine Freude nicht, damit ich mir nicht noch ärmer vorkomme, als ich es ohnehin schon bin.“

Da schämte sie sich, daß sie so lange mit ihm über das Geld korrespondiert hatte, und sie schrieb ihm einen langen Brief, er möge nicht böse sein, sie sähe ihr Unrecht ein und bäte ihn um Verzeihung.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß diese so lebhaft und vor allen Dingen so regelmäßige Korrespondenz, die Daisy führte, ihren Freunden auffiel. Sie wollten unbedingt erfahren, wer der Glückliche sei, den sie mit so viel Auszeichnung behandelte, es fehlte nicht an kleinen Neckereien, man prophezeite ihr, daß sie ihr Herz doch vielleicht entdecken und heiraten würde.

Erst lachte sie über solche törichten Redensarten, dann wurde sie ärgerlich und gab Auftrag, alle für sie

ankommenden Postsachen ihr sofort direkt ins Zimmer zu bringen.

Und fortan ging sie regelmäßig, auch schon des Morgens, dem Postboten entgegen und ließ sich von dem ihre Briefe aushändigen.

Was brauchten die anderen zu wissen, ob und mit wem sie korrespondierte? Sie hatte ihre Freunde doch für klüger und verständiger gehalten. Aus diesem Briefwechsel solche Schlüsse zu ziehen, wie die es taten, lag doch gar keine Veranlassung vor.

Sie war so fest davon überzeugt, für Rhaden nichts als Freundschaft zu empfinden, daß sie es gar nicht merkte, wie sie schon lange angefangen hatte, ihn zu lieben.



VIII.

Während Rhaden sich von Tag zu Tag immer mehr zu einem tüchtigen Angestellten der Versicherungsgesellschaft entwickelte und unermüdlich bestrebt war, das von seinem Direktor in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, während er Tag für Tag mit seiner Mappe unter dem Arm durch die Straßen der Stadt schritt, um seine Besuche zu machen — zu derselben Zeit lebte Elmholz in einem ewigen Sinnestaumel.

Dem Abend im *Chambre séparée* war am nächsten Tag das verabredete Zusammentreffen gefolgt, und so viele Frauen er auch schon in seinen Armen hielt, was waren die Stunden, die die anderen ihm bereitet hatten, im Vergleich mit den Freuden, die er jetzt genoß. Nie hatte er einen Körper gesehen, der so schlank und dabei so ebenmäßig und schön geformt war wie der von Ellen. Er hatte noch nie eine gekannt, die so einfach und doch so raffiniert gekleidet war, deren *Dessous* und deren *Frou-Frou* ihn so berauscht hätten, vor allen Dingen aber noch nie eine, in deren Adern das Blut und die Begierde so lebhaft brannten, wie in den ihren. Und was

ihn immer von neuem reizte, sie zu besitzen, was immer von neuem den Wunsch nach ihr in ihm wach werden ließ, war die Zurückhaltung in ihrem Wesen, die sie sich erhalten hatte. So oft er mit ihr zusammen war, er glaubte stets, es sei das erste Mal, daß er sie in seine Arme nähme. Über ihre Lippen kam kein häßliches Wort, selbst für pikante Geschichten hatte sie keinen Sinn und kein Verständnis. Für sie war die Liebe nichts Unanständiges, sondern das Höchste und Reinste, was es überhaupt gibt. Und wenn sie dann am späten Nachmittag das Haus verließen, nachdem sie dort Stunden des seligsten Glückes verlebt hatten, wenn sie dann in einem Café oder Restaurant zusammensaßen, hatte er nie die Empfindung, Ellen schon zu kennen, sondern immer nur den Wunsch, sie kennen zu lernen. Und er konnte es oft wirklich garnicht glauben, daß er diese schönen, schlanken Glieder, diesen so reizenden Körper erst vor einer Stunde in seinen Armen gehalten und mit heißen, leidenschaftlichen Küssen bedeckt hatte.

Er war, vielleicht mehr mit seinen Sinnen, als mit dem Herzen bis zur Raserei in Ellen verliebt, und wenn er sich am Abend von ihr trennte, um sie am nächsten Mittag wiederzusehen, verbrachte er die Zwischenzeit in einem fast fieberhaften Zustand der Erregung. Dann kam auch wohl plötzlich die Eifersucht, der Gedanke verfolgte ihn, daß sie sich vielleicht doch

noch einem anderen Mann außer ihm hingäbe, oder ihn befiel die Angst, daß sie morgen nicht käme, daß sie ihn nicht mehr liebe. Tausend törichte und dumme Gedanken jagten sich in seinem Gehirn.

Im Traum fühlte er ihren schlanken Körper an seiner Seite, er umklammerte sie mit seinen Armen und preßte sie wild an sich, bis er, in Schweiß gebadet, erwachte. Und während er dann schlaflos dalag, zählte er die Stunden, die ihn noch vom Nachmittag trennten, an dem sein Traum Wirklichkeit werden sollte. Im Geiste rief er sich alle Freuden der Liebe zurück, die sie ihm schon bereitet hatte, und erwartete mit zitternder Ungeduld das Wiedersehen.

Und wenn sie dann am Nachmittag zu ihm in das Absteigequartier kam und ins Zimmer trat, wenn sie sich nach der ersten stürmischen Begrüßung entkleidete, mußte er schwören, nicht hinzusehen. Er lag auf der Chaiselongue, die Augen trotz seines Schwurs nur halb geschlossen, und sah Hülle um Hülle von ihren Gliedern fallen, bis sie ihm dann mit einem Kuß andeutete, daß er nun seine Augen zu ihr erheben dürfe.

Und jedes Mal über und über errötend, verbarg sie dann den Kopf an seiner Schulter, während seine Rechte zärtlich ihren schönen Körper streichelte.

Er hatte keinen anderen Gedanken als nur Ellen. Er überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten und Geschenken.

In dem eleganten Wäschegeschäft Unter den Linden kaufte er ihr seidene Wäsche, seidene Strümpfe. Kein Hut war ihm für sie elegant genug. Ellen wehrte sich oft, seine Gaben anzunehmen. Wenn sie auch darüber keine Gewißheit hatte, so glaubte sie doch oft, annehmen zu können, daß er nicht so reich war, wie er es ihr, in der Angst, sie sonst vielleicht zu verlieren, vorgab zu sein. Sie bat ihn immer von neuem, sich ihretwegen nicht solche Ausgaben zu machen, denn auch sie liebte ihn wirklich um der Leidenschaft willen, mit der er sie liebte. Noch nie hatte sie in den Armen eines anderen Mannes sich so glücklich gefühlt, wie in den seinen, und seine Wünsche nach ihr ließen nicht nach, sondern wuchsen von Tag zu Tag.

Sie wußte sich geliebt, und deshalb wollte sie nicht, daß er ihretwegen mehr Geld ausgab, als er es konnte. Diese täglichen Rendezvous in dem eleganten Quartier, hinterher das Zusammensein in einem Restaurant, die Ausflüge, die Automobilfahrten kosteten ihm doch sowieso schon genug.

Aber er gab weiter. „Ich schenke dir das alles doch auch für mich, Ellen. Über die neuen Sachen, die du trägst, freue ich mich doch ebenso, wie du dich, — vielleicht sogar noch mehr.“

Da ließ sie es seinetwegen weiter geschehen, aber

eine rechte Freude über sein Gaben wollte doch nicht in ihr wach werden.

Elmholz hatte schon längst den letzten Groschen seiner Erbschaft ausgegeben und auch schon wieder angefangen, zu borgen. Aber er betrieb das nicht mehr, wie früher, im Kleinen, sondern im Großen. Und die alten Freunde und Bekannten gaben gerne. Er war ja ein ehrlicher Mensch, er hatte ja schon einmal, ohne deswegen gemahnt worden zu sein, freiwillig alles auf Heller und Pfennig zurückgezahlt, und jetzt war er doch ein reicher Mann. Nach allem, was man so hörte, mußte er ein ganz bedeutendes Vermögen geerbt haben, allerdings nur den Nießbrauch der Zinsen, nicht das Kapital selbst, das sollte nach der testamentarischen Bestimmung unangreifbar bleiben, damit er nie wieder wirklich in Not geriete. Na, und daß er einmal vorübergehend mit seinen Zinsen nicht auskam, das hatte ja weiter nichts zu bedeuten, das kam bei ihm sicher daher, daß er als vornehmer Mensch am Anfang gleich alle Schulden auf einmal bezahlt hatte, anstatt sich das richtig einzuteilen.

Man half ihm gerne und die erbetenen Hundert- und auch Tausendmarkscheine trafen pünktlich ein.

Gewissenhaft notierte er auch jetzt wieder die Namen seiner Geldgeber und die Summen, die sie schickten.

Sie würden ja alles sofort wieder zurückerhalten, sobald er erst die reiche Frau hatte.

Aber an die dachte er jetzt nur noch im Zusammenhang mit seinen Gläubigern, sonst nie, denn wenn er heiratete, mußte er sich, wenn auch nur vorübergehend, von Ellen trennen, und er vermochte sich nicht vorzustellen, daß er auch nur einen Tag ohne sie leben könne.

Er ging auch garnicht mehr zu der Heiratsvermittlerin. Einmal bat sie ihn um seinen Besuch; da gab er vor, infolge einer starken Erkältung das Bett hüten zu müssen, nur, um im Gespräch mit ihr nicht an einen Abschied von Ellen denken zu müssen.

Dann aber schickte die Vermittlerin ihm eines Tages einen eingeschriebenen Brief, der ihn doch nachdenklich stimmte. Sie hätte eine reiche Waise für ihn, fünfundzwanzig Jahre alt, die ein bares Vermögen von zwei Millionen Mark besaß. Allerdings hätte die Sache einen kleinen Haken, aber er wäre sicher zu klug und zu freidenkend, um daran ernstlich Anstoß zu nehmen. Natürlich mußte er sich verpflichten, das Kind später zu adoptieren, natürlich erst viel später, und vorläufig würde das Kind ruhig in England bleiben, wo es schon seit seiner Geburt wäre. Die Sache sei so gut wie perfekt, er brauche nur nach Karlsbad zu kommen und sich der Dame, die im Grand Hotel Pupp wohne, vorstellen zu lassen, an demselben Abend noch könne die Ver-

lobung erfolgen. In drei Tagen möge er ihr, der Vermittlerin, die zur Zeit ebenfalls in Karlsbad sei, unter der angegebenen Adresse seine definitive Entscheidung mitteilen.

Die Begierde zum Geld erwachte von neuem in ihm, und die Aussicht, doppelter Millionär zu werden, ließ ihn seine Lage viel verzweifelter erscheinen, als sie es war. Auf den Gedanken, zu arbeiten und sich dadurch einen Verdienst zu verschaffen, kam er jetzt natürlich erst recht nicht.

Aber sonderbarerweise dachte er, während er den Brief las, auch nicht an Ellen.

Zwei Millionen – die lockten!

Aber das Kind, das war eine bittere Beigabe. Wer war der Vater? Und war der der einzige Mann, dem sie sich früher hingegeben hatte? Bot ihr Vorleben ihm eine Garantie dafür, daß sie ihm später treu bleiben würde? Und er sollte diesem Kind seinen adeligen Namen geben?

Das war doch eigentlich zu viel verlangt!

Aber die zwei Millionen! Er sah sich in Berlin W in einer vornehmen, eleganten Wohnung, im Besitz von Wagen und Pferden, umgeben von einem Luxus jeglicher Art.

Aber das Kind, das nicht sein war, und dem er trotzdem seinen Namen geben sollte

Endlich war sein Entschluß gefaßt: ‚Ich denke ja garnicht daran.‘

Aber er dachte doch daran, die zwei Millionen reizten.

Erst, als er Ellen am Nachmittag in seinen Armen hielt, erschien es ihm wirklich unmöglich. Von ihr sollte er sich trennen? Nie und nimmer. Und wenn die andere noch so viele Millionen hatte, ihm war es einerlei, Er konnte ja auch garnicht heiraten, es würde ihm ja nicht möglich sein, sich für eine andere Frau zu begeistern. Jede andere, und mochte sie noch so schön und verführerisch sein, würde ihn kühl lassen bis ans Herz hinan. Ihre Liebkosungen würden seine Leidenschaft nicht entflammen.

Es gab für ihn nur ein Weib auf der Welt: Ellen.

Und so sicher fühlte er sich, daß er am Abend, als sie zusammen in einer abseitsgelegenen Nische eines Restaurants saßen, von dem Brief erzählte, den er erhalten hatte.

Sie hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, und sie verriet mit keiner Miene, was bei seinen Worten in ihr vorging.

E schwieg auch noch, als er geendet hatte.

Er lachte über den Unsinn, wie er den Brief nannte, aber sie merkte sehr genau, daß ihm das Lachen doch nicht recht von Herzen kam.

Dann fragte er: „Nun, und was sagst du dazu?“

Sie war nach außen hin vollständig ruhig: „Ich habe es ja von Anfang an gewußt, daß wir uns eines Tages trennen müßten. Nun ist die Stunde da. Ich habe dich wirklich lieb, – leicht wird mir der Abschied nicht, aber es muß sein.“

Ihre Stimme klang traurig, aber doch nicht verzagt und verzweifelt. Nicht, weil sie ihn weniger liebte, als er sie, sondern lediglich, weil sie im Gegensatz zu ihm schon oft an diese Stunde des Auseinandergehens gedacht hatte.

Er starrte sie ganz verständnislos an: „Und du glaubst wirklich, daß ich mich jemals von dir trenne, – jemals?“

Sie sah, daß seine Hand, mit der er das Glas zum Munde führen wollte, zitterte, und liebkosend streichelte sie ihn mit der Rechten. Aber als sie nun merkte, daß sein Fuß, wie so oft, den ihrigen zu heimlichen Liebkosungen suchte, zog sie ihn wie unabsichtlich zurück.

„Sei vernünftig,“ bat sie, „ich wiederhole, leicht wird auch mir die Trennung nicht. Aber ich denke nur an dich, denn ich habe dich lieb. Du hast mir in unserem Verkehr vieles verschwiegen, ich weiß heute noch nicht, wovon du eigentlich lebst; denn wärest du wirklich so reich, wie du mir sagst, bewohntest du nicht nur ein kleines Zimmer, das so ärmlich ist, daß ich dich dort

nicht einmal besuchen darf. Vieles hast du mir verheimlicht, aber dein innerstes Wesen hast du mir nicht verheimlichen können. Du hast nur zwei Gedanken auf der Welt: mich und das Geld. Aber das Geld ist für dich alles, das wird dich auch mich vergessen lassen."

„Doch — doch,“ wiederholte sie, als er sie mit einem: „Niemals!“ unterbrach, und dann schloß sie: „Wenn du erst in deinem eigenen Auto oder der eigenen Equipage dahinfährst, wirst du wunschlos glücklich sein, — selbst dann, wenn du deine Frau weniger lieb hast, als mich.“

„Liebhaben kann ich überhaupt keine andere, als nur dich!“ rief er leidenschaftlich. „... . Und dann das Kind, das Kind!“

Da wußte sie, daß er trotz seiner Worte doch an eine Trennung von ihr und an die andere dachte. Für eine Sekunde huschte ein trauriges Lächeln, von ihm unbemerkt, über ihre Lippen, dann sagte sie: „Gewiß, das Kind, das ist keine angenehme Beigabe. Es wird dir schwer fallen, dich darüber hinwegzusetzen, aber trotzdem — für die Mitgift mußst du schon einiges mit in den Kauf nehmen. Vorläufig wird das Kind dich ja garnicht stören, und nach einigen Jahren denkst du über diesen Punkt anders und ruhiger.“

Er widersprach. Es war spät am Abend, als sie endlich das Thema fallen ließen und aufbrachen.

Wie immer begleitete er sie bis zur Haltestelle ihrer

Bahn, und heiß und leidenschaftlich küßte er ihre Lippen: „Auf Wiedersehen morgen nachmittag um fünf.“

Das „Huphup“ eines heransausenden Auto ließ sie beide schnell zur Seite springen. Nur deshalb überhörte er es wohl, daß sie ihm nicht wie sonst mit einem „Auf Wiedersehen morgen!“ antwortete. Gleich darauf bestieg sie die Bahn, und auf der hinteren Plattform stehend, winkte sie ihm zu, so lange sie ihn noch sehen konnte.

Elmholz war kein Frühaufsteher, meistens lag er bis zum späten Mittag im Bett, und so schlief er denn auch noch ganz fest, als seine Wirtin am nächsten Morgen zu ihm ins Zimmer trat und ihm einen Rohrpostbrief bracht.

Auf den ersten Blick erkannte er Ellens Handschrift. Sollte sie ihm für heute abschreiben? War es ihr nicht möglich, am Nachmittag zu kommen? Sie hatte es doch bisher immer verstanden, die Hindernisse, die sich ihr manchmal in den Weg stellten, zu überwinden.

Nein, sie kam sicher, — aber was hatte sie ihm dann zu schreiben?

Und plötzlich glaubte er es zu wissen. Es tat ihr leid, daß sie gestern von einer Trennung gesprochen hatte, sie sah ein, wie unrecht sie ihm damit tat, und bat

ihn jetzt um Verzeihung, daß sie, wenn auch nur vorübergehend, an seiner Liebe zweifeln konnte.

Gewiß, das war es.

Freudig erregt öffnete er das Couvert, aber seine Augen wurden immer starrer und starrer, als er jetzt die Zeilen las:

„Mein lieber guter Fritz!

Es ist das erste Mal, daß ich Dir schreibe, aber auch das letzte Mal. Was ich empfinde, will ich Dir verheimlichen, um uns beiden die Trennung nicht noch schwerer zu machen, als sie uns ohnehin schon wird. Ich habe die ganze Nacht über das nachgedacht, was Du mir gestern Abend sagtest. Wir müssen uns trennen und dürfen und werden uns nicht wiedersehen. Du weißt, ich halte stets, was ich sage, und deshalb wäre jeder Versuch, mich umzustimmen, zwecklos. Ich habe Dir mit Rücksicht auf meinen Vater nie meinen Namen genannt, ebenso nicht die Adresse meiner Wohnung, und ich danke es Dir heute nochmals, daß Du nie versucht hast, beides hinter meinem Rücken zu erforschen. Selbst wenn Du also willst, würdest Du mich nicht finden können.

Du hast mir gestern auf manches, was Du mir bisher verschwiegst, Antwort gegeben. Ich habe Dich ausgehorcht, ohne daß Du es merktest. Jetzt weiß ich, wie arm Du bist, und ich habe Dich viel zu lieb,

als daß Du fortan meinetwegen auch nur noch einen Pfennig Schulden machen solltest.

Und wenn Du mir auch tausendmal schwörst, Du wolltest mir in Zukunft nichts mehr schenken — Deine Liebe zu mir würde doch sehr schnell alle Deine guten Vorsätze wieder über den Haufen werfen.

Das ist der Grund, weshalb wir uns nicht wiedersehen. Ich bin kein junges Mädchen, das Männer ruiniert, denn ich gebe mich nur aus Liebe hin, — das weißt Du ja auch. So hätte ich Dir diesen Brief auch dann heute geschrieben, wenn Du mir gestern nichts von Deinen Heiratsplänen erzählt hättest. Die sind, wie ich mir nach ruhiger Überlegung sage, für mich ganz nebensächlich, deshalb allein würde ich Dich nicht aufgeben.

Ich habe lange überlegt, ob ich Dir als Trost beim Abschied das Versprechen geben kann, daß Du der Letzte gewesen sein sollst, der mich in seinen Armen hielt. Ich will versuchen, in der Erinnerung an die unvergleichlich schöne Zeit unseres Zusammenlebens rein und brav zu bleiben. Ich will es versuchen, das gelobe ich Dir. Aber wenn ich doch einmal wieder strauchele, dann wirst Du mich deswegen nicht verachten, denn Du weißt ja am allerbesten, wie heiß das Blut in meinen Adern fließt.

Und damit lebewohl. Hab tausend Dank für

alle Deine Liebe und Güte und vergiß auch in einem neuen, anderen Glück nicht ganz

Deine kleine Ellen."

Elmholz hatte sich in seinem Bett halb aufgerichtet, um besser sehen zu können. Der kalte Schweiß lief ihm von der Stirn herunter, ihm war, als schnüre der Kragen des Nachthemdes ihm den Hals zu, und mit schnellem Griff riß er das Leinen entzwei.

Er sprang auf und stürmte durch das Zimmer, dann warf er sich wieder auf das Bett, knirschte mit den Zähnen, stopfte sich das Kissen in den Mund, um nicht laut aufzuschreien, und ballte die Fäuste, daß sich die Nägel in das Fleisch eingruben.

Er sollte Ellen nicht wiedersehen!

Er las den Brief von neuem, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. So langsam er vorhin die Zeilen gelesen hatte, jetzt überflog er sie in wahnsinniger Hast.

Es konnte nicht wahr sein, was sie da schrieb.

Und doch wußte er ganz genau, daß es die Wahrheit war.

Auch deswegen liebte er sie so, weil sie ihm, gegenüber nie log, weil er in der ganzen Zeit ihres Zusammenseins auch nicht die kleinste Lüge über ihre Lippen gekommen war. Was sie nicht sagen wollte, wie ihren Namen und ihre Wohnung, das verschwieg sie, da war kein Bitten imstande, sie umzustimmen, aber auf die

Wahrheit eines jeden ihrer Worte konnte er sich felsenfest verlassen.

Elmholz war vollständig zerschmettert und gebrochen. Er saß auf dem Bettrand und starrte mit blöden Augen vor sich hin. Er sollte Ellen nicht wiedersehen! Er versuchte sich klarzumachen, was das für ihn bedeutete, er versuchte, sich sein Leben ohne sie vorzustellen.

Aber es gelang ihm nicht. Das war doch auch Unsinn, das ging doch überhaupt garnicht! Von heute zu morgen kann man sich doch nicht ganz losreißen von einem Menschen, den man wochenlang täglich in seinen Armen gehalten hat. Wenn der Tod dazwischen kommt, muß man sich natürlich dem fügen, — aber sonst?

Er zermarterte sein Gehirn, wie er es fertig bringen könne, ihr irgendwelche Nachricht zu senden. Aber Berlin war groß, und selbst wenn er hundert Detektiv-Bureaus mobil machte, wie sollten die eine Ellen ausfindig machen, von der er weder Namen noch Wohnung anzugeben vermochte.

Der grenzenlosen Verzweiflung folgte dann plötzlich ein völliger Umschwung: Ellen dachte garnicht daran, sich wirklich von ihm zu trennen, sie wollte ihn nur auf die Probe und vor die Wahl stellen: entweder ich oder die andere.

Er atmete erleichtert auf, ihm war, als wäre er

dem Leben wieder gegeben. Natürlich, das war das Ganze, wie hatte er nur so dumm sein können, den Brief ernst zu nehmen.

Er schwor darauf, daß sie ihn am Nachmittag in der Wohnung erwarten würde. Und er hörte im Geist schon ihr helles Lachen, wenn er zu ihr ins Zimmer trat.

Aber büßen sollte sie doch für den Schrecken, den sie ihm eingejagt hatte, beinahe ersticken würde er sie mit seinen Küssen und Liebkosungen. —

Aber Ellen kam nicht.

Zwei Stunden saß er in der Wohnung und horchte auf jedes Geräusch, auf jedes Klingelzeichen, auf jedes Öffnen der Etagentür.

Jedesmal stand er dann auf und lauschte mit angehaltenem Atem: das ist sie.

Aber Ellen kam nicht.

Er wartete und wartete. Seine Augen irrten im Zimmer auf und ab, sie mußte doch irgendwo sein, das war ja garnicht anders möglich. Vielleicht hatte sie sich nur versteckt. Er sah hinter die Portieren, hinter die Gardinen und schlug die Decken des Bettes zurück.

Sie war nicht da.

Er legte sich auf die Chaiselongue und schloß die Augen. Er wartete wie sonst auf den Kuß, mit dem sie ihm erlaubte, sie in seine Arme zu nehmen.

Und plötzlich fing er an zu weinen; erst jetzt wurde

ihm ganz klar, was er verloren hatte. Die Tränen schossen ihm aus den Augen. Er biß sich auf die Lippen, um nicht laut aufzuschreien.

Er glaubte, er solle wahnsinnig werden vor Schmerz, sie verloren zu haben. Und in diese Trauer hinein mischte sich dann wieder die Begierde, sie wenigstens noch ein einziges Mal küssen und liebkosen zu dürfen.

Nur noch ein einziges Mal.

Aber Ellen kam nicht.

Endlich sah er ein, es war zwecklos, noch länger zu warten, und er verließ das Haus.

Aber irgendwo mußte sie doch zu finden sein, vielleicht im Eispalast, wo er sie damals näher kennen gelernt hatte.

Eine Droschke brachte ihn schnell dahin, aber sie war nicht da.

Er wartete und wartete, endlich suchte er den Lehrer auf, mit dem Ellen damals Schlittschuh gelaufen war. Er beschrieb sie ihm ganz genau, er versprach ihm eine fürstliche Belohnung, wenn er ihm den Namen und die Adresse mitteilen könne.

Aber der vermochte sich ihrer kaum zu erinnern. „Ich muß jeden Tag mit so viel jungen Damen laufen, die eine ist meistens noch hübscher, als die andere; allerdings, mir ist, als hätte ich das junge Mädchen, das

Sie suchen, einmal flüchtig gesehen, — das ist aber auch alles."

Spät in der Nacht kam Elmholz endlich nach Haus. Er wußte selbst nicht mehr, wo er überall gewesen war. Seine Schritte waren unsicher, sein Denken verwirrt. Die Geister des Alkohols, dem er, um zu vergessen, nur allzu reichlich zugesprochen hatte, tobten in seinem Gehirn.

Ein Telegramm, das seine Wirtin ihm auf den Nachttisch gelegt hatte, brachte ihn halbwegs zur Vernunft. Es war von der Heiratsvermittlerin aus Karlsbad: ‚Muß bis morgen abend positive Nachricht haben, ob Sie kommen oder nicht.‘

Er verstand zuerst die Depesche garnicht, bis es ihm dann wieder einfiel: Ach so, ja richtig, da unten saß ja so 'ne Millionenfrau und wartete auf ihn. Allerdings war ihm so, als hätte die außer den Millionen sonst noch etwas, aber auf das andere konnte er sich nicht mehr besinnen, das war ja auch ganz einerlei, die Hauptsache blieben die Dukaten, für die kann man sich ja alles kaufen, sogar die Liebe.

Als er am nächsten Mittag mit einem wüsten, schweren Kopf erwachte, hatte er keine Ahnung davon, daß er die Depesche, die jetzt auf der Erde lag, schon einmal gelesen hatte.

Dann aber, nach einer weiteren Stunde des Über-

legens, stand sein Entschluß fest, und er bat seine Wirtin, ihm sofort ein Telegramm zu besorgen. Er gab der Vermittlerin die Nachricht, daß er morgen früh mit dem Bäderzug abfahren, nachmittags in Karlsbad eintreffen und bei Pupp Wohnung nehmen werde.

Kaum hatte er die Depesche abgeschickt, da tat es ihm auch schon wieder leid. Aber nun war es zu spät, und vor allen Dingen mußte sich ja sein Leben jetzt so oder so anders gestalten.

Das Glück, Ellen zu besitzen, hatte ihn in den letzten Wochen nie ernstlich über sein Dasein nachdenken lassen. Jetzt aber, wo er plötzlich so ganz allein war, und noch dazu unter der Nachwirkung des Alkohols, erschien ihm das Leben so leer und freudlos, daß er an Gott und aller Welt verzweifelte.

Und dann das verfluchte Geld!

Zum zweiten Mal würde ihm keine Erbschaft in den Schoß fallen, und wenn schon! Wie schnell so ein paar tausend Mark zum Teufel gingen, das hatte er ja jetzt erst eben wieder an seinem eigenen Leib erfahren. Und diese Pumpwirtschaft konnte doch auch nicht immer so weitergehen. Was dann, wenn sein Kredit bei den Freunden erschöpft war, wenn die dahinter kamen, daß seine Erbschaft schon längst den Weg alles Irdischen ging?

Sollte er dann wieder in der Friedrich- und Leip-

zigerstraße auf und ab laufen, bis er einen Bekannten traf, der ihn zum Mittag- oder Abendessen einlud und ihm hinterher noch drei Mark borgte. Die Kunst, ohne Geld zu leben, mit der er Rhaden gegenüber einst prahlte, hatte er schon lange verlernt, und er wußte, er würde sie auch nicht wieder lernen.

Seit Jahr und Tag hoffte er auf eine reiche Frau. Jetzt war sie da, er brauchte nur mit beiden Händen zuzugreifen, und er war ein Narr, wenn er es nicht tat.

Je mehr Bedenken dagegen in ihm aufstiegen, desto mehr Gründe führte er sich an, die es ihm als die einzig verständige Lösung erscheinen ließen, daß er sich verheiratete.

So fuhr er denn am nächsten Morgen mit dem D-Zug nach Karlsbad. Seine Reisekasse war gefüllt, er hatte erst vor einigen Tagen einen neuen Coup glücklich gelandet. Und war er erst verlobt, dann hatte er Geld in Hülle und Fülle.

Gleich nach seiner Ankunft im Hotel suchte ihn die Vermittlerin glückstrahlend auf.

Es war in schönster Ordnung, die Dame von seinem Bild entzückt, sie selbst habe gehörig vorgearbeitet, er brauchte ihr, da es sich auf beiden Seiten ja um eine Vernunfttheirat handelte, nicht einmal eine Liebeserklärung zu machen, sondern sie nur zu fragen: Wollen Sie mich heiraten? Das „Ja“ war ihm sicher, denn

der Dame mußte schon ihres Kindes wegen daran gelegen sein, baldmöglichst einen Mann zu bekommen.

Bei ihren Millionen tat sie es allerdings nicht unter einem Adligen, und an dem süßen, kleinen Kind, dessen Bild die Vermittlerin ihm zeigte, würde er er doch sicher keinen Anstoß nehmen.

Sie ließ ihm gar keine Zeit, darauf zu antworten, sie redete unaufhaltsam auf ihn ein, bis er sie endlich unter dem Vorwand, daß es für ihn Zeit wäre, an seine Toilette zu denken, fortschickte.

Erst, als die Vermittlerin draußen war, fiel ihm ein, daß sie ihm den Namen seiner zukünftigen Frau garnicht genannt und daß er sich auch nicht danach erkundigt hatte. Aber das war ja auch schließlich gleichgültig, was lag daran, wie sie hieß. Er nahm sie ja doch nur des Geldes wegen – lieben würde er sie nie. Nach Ellen konnte er überhaupt keine andere mehr lieben.

Er ging so ruhigen Herzens zu dem Rendezvous, als handelte es sich um eine Sache, die ihn absolut nichts angehe.

Der Oberkellner zeigte ihm den für sie reservierten Tisch, der wohl absichtlich etwas abseits von den anderen für sie gedeckt war. Die kleine Tafel war mit frischen Blumen sehr hübsch geschmückt und ein flüchtiger Blick auf die Menükarte, die besonders zusammengestellt worden

war, bewies ihm, daß seine Zukünftige Geschmack und Verständnis für einen guten Tisch besitzen mußte.

Er mochte wohl eine gute Viertelstunde gewartet haben, bevor die Vermittlerin mit der anderen Dame erschien. Jeder Blutstropfen wich aus deren Gesicht und sie mußte sich vor Erregung mit beiden Händen an der Stuhllehne festhalten, als er ihr nun vorgestellt wurde.

Es entstand eine peinliche Verlegenheitspause. Auch ihm kam kein Wort über die Lippen, nicht einmal eine der üblichen Redensarten gelang ihm.

Und in diesem Augenblick merkte er, daß ihm die Sache doch viel näher ging, als er sich eingestehen wollte.

Ein wahres Glück, daß die Vermittlerin zugegen war. Für die mochten solche Szenen wohl nichts neues sein. Mit wirklichen Geschick half sie über die ersten Minuten hinweg, und bald saß man zu dritt in einer anscheinend sehr harmlosen und fröhlichen Unterhaltung zusammen.

Elmholz hatte reichlich Zeit und Gelegenheit, die junge Dame in unauffälliger Weise zu mustern. Sie war wirklich hübsch, für seinen Geschmack allerdings ein wenig zu groß und zu stark, aber die Figur war trotzdem sehr schön, und auch das zwar ein klein wenig

derbe, aber doch sehr sympathische Gesicht gefiel ihm. Sie war ausgezeichnet angezogen, sehr elegant und keineswegs auffallend.

Elmholz war ganz überrascht, daß er sie überhaupt hübsch fand, bis er sich dann plötzlich sagte: ‚daß sie gut aussieht, hätte ich mir ja eigentlich denken können, denn wenn sie keine Reize hätte, wie käme sie dann zu dem Kind? Gefallen haben muß sie dem anderen Mann natürlich, denn in eine Vogelscheuche verliebt sich unsereiner doch nur, wenn er sie des Geldes wegen heiraten muß.‘ —

Da war schon wieder der Gedanke an das Kind und an ihre Vergangenheit.

Die Vermittlerin, die kein Auge von ihm abwandte, sah die Falten, die sich auf seiner Stirn zusammenzogen, und sie winkte den Kellner herbei, der ihm von neuem das Glas vollschenkte.

Er schmeckte es heraus, auch ohne daß er auf die Etikette sah, es war Mumm extra dry, Ellens Lieblingssekt. Wieviel Flaschen hatten sie zusammen davon getrunken!

Ellen! Nun beschäftigte die ihn wieder. Er hörte garnicht auf das, was die beiden Damen sagten, er antwortete, ohne zu wissen, was. Er sah und dachte nur eins: Ellen.

Er leerte schnell sein Glas und dann noch einmal: die Vergangenheit lag hinter ihm, ein neues Leben sollte und mußte für ihn beginnen.

Und wer konnte wissen, vielleicht hatte auch die Frau ihm gegenüber ihre Vorzüge, vielleicht floß auch in ihren Adern heißes Blut. Und unter der Einwirkung des Sektes begann er sie daraufhin forschend und prüfend anzusehen.

Sie merkte es und vermochte die Unruhe, die sie überfiel, nicht zu verbergen.

Das schmeichelte seiner Eitelkeit, aber noch mehr, es bereitete ihm eine Art wollüstigen Vergnügens, die Frau da drüben wie eine Sklavin zu mustern und prüfen zu können. Er brauchte nur zu wollen, nur wie ein Pascha die Hand begehrend nach ihr auszustrecken, dann war sie sein, sie wartete ja nur auf seine Frage: Wollen Sie mich heiraten?

Er kämpfte gegen diese Frage an, er wollte sie nicht aussprechen, und plötzlich kam sie dann doch über seine Lippen, schwer und widerwillig, und so leise, daß er sie selbst kaum verstand.

Aber sie mußte es doch gehört haben, denn über den Tisch hinweg reichte sie ihm die Hand und sah ihm offen und frei, wenn auch über und über errötend, ins Gesicht: „Ich danke Ihnen — ich will.“

„Ich danke Ihnen.“ — Da wußte er ja von neuem,

daß sie ihn nur des Kindes wegen nahm, daß er nur dazu da war, um dem Kind seinen Namen zu geben.

Er führte ihre Hand an seine Lippen, aber seine Rechte war kalt wie Eis und in seinem Innern schien alles zu erstarren.

Und in derselben Sekunde, da er diesen Schritt getan hatte, wußte er mit absoluter Gewißheit, daß er ihn nicht durchführen konnte.

Nie und nimmer würde er diese Frau lieben, nie ihre Vergangenheit vergessen, nie darüber hinwegkommen, daß er sich lediglich ihres Kindes wegen von ihr hatte kaufen lassen.

In demselben Augenblick, in dem er sich verlobte, empfand er nur eins: du kannst die Frau nicht heiraten, du darfst es auch nicht, wenn du nur halbwegs ein anständiger Mensch bleiben willst, denn du würdest nicht nur dich, sondern auch sie unglücklich machen.

Er war verlobt und wußte noch nicht einmal, mit wem. War ihr Name überhaupt nicht genannt worden, oder hatte er ihn nur nicht gehört? Aber das war ja auch ganz gleichgültig.

Die Vermittlerin merkte ihm schließlich an, daß er mit seinen Gedanken weit fort war, so drängte sie bald selbst zum Aufbruch: „Sie sind übermüdet von der Reise, Herr von Elmholz, legen Sie sich schlafen. Morgen

früh um zehn holen Sie Ihre liebe Braut ab, und dann verabreden Sie alles zusammen wegen der Hochzeit."

Draußen auf der alten Wiese kam er wieder zur Besinnung. Er dachte noch nicht daran, sich schlafen zu legen, er hatte nur einen Wunsch: Luft, frische Luft!

Aber es war draußen drückend schwül, ein Gewitter stand am Himmel.

Auf der Promenade flutete trotz der späten Stunde noch ein reges Leben: zahlreiche Kokotten in eleganten Wiener und Pariser Toiletten, vornehme Damen der Gesellschaft, oft nicht weniger auffallend und extravagant gekleidet, Herren jeden Alters und jeden Standes gingen auf und ab. Draußen im „Goldenen Schild“ war noch Konzert, deutlich klangen die Töne herüber. Vor dem Caféhaus „Zum Elefanten“ waren alle Bänke und Stühle noch dicht besetzt.

Ziel- und planlos irrte Elmholz umher. Immer und immer wieder ging er auf und ab, er merkte es gar nicht, daß nach einer Stunde das Leben und Treiben um ihn herum allmählich verstummte, er sah es gar nicht, wie die Straße immer leerer wurde, daß er dort schließlich als Einziger auf und ab ging.

Was sollte nun werden?

Tausendmal legte er sich die Frage vor, aber er fand keine Antwort. Nur das eine wußte er: er mußte morgen seiner Braut das Wort zurückgeben.

Er konnte sie nicht heiraten, und wenn sie hundert und tausend Millionen besaß, er konnte es nicht!

Aber was dann? Zurück nach Berlin in die Armut seines bisherigen Lebens? Wieder in irgend einem elenden Zimmer wohnen und nicht einmal wissen, wovon man die Miete bezahlen soll? Weiter bis an das Lebensende als Pumpgenie durch die Welt laufen und, wenn er starb, nicht einmal so viel zurücklassen, daß er anständig unter die Erde gebracht werden konnte?

Alles, — nur das nicht.

Wenn er Ellen nur nicht kennen gelernt und sie nur nicht so rasend lieb gewonnen hätte — dann würde er heute ganz anders urteilen, sich keinen Zweifeln hingeben, keine törichten moralischen Bedenken haben, sondern blindlings darauf los heiraten. Dann hatte er Geld im Überfluß, was kümmerte ihn das andere.

Ellen!

Er hatte sich auf einer Bank niedergelassen, das Gesicht in beiden Händen vergraben, und weinte leise vor sich hin. Er konnte sie nicht vergessen, die Sehnsucht nach ihr zehrte und fraß an ihm, bei jedem Wort, das er sprach, dachte er nur an sie, immer sah er sie ganz deutlich vor sich, nein, er konnte und wollte sie auch nicht vergessen, weder sie selbst, noch die unvergleichlich schönen Stunden, die er ihr verdankte.

Wie lange er so dagesessen hatte, während Gedanken

aller Art wild auf ihn einstürmten, wußte er nicht. Mit einem beinahe irren Blick sah er auf, als sich ihm ein Wächter höflich näherte und ihn fragte, ob er sich vielleicht nicht wohl fühle und ob er ihn nach Hause bringen dürfe.

Elmholz fuhr sich mit der Hand über die Stirn und mußte sich erst wieder darauf besinnen, wo er eigentlich war.

„Nein, nein, ich danke, mir fehlt nichts, ich bin wirklich ganz gesund.“

Dann erhob er sich und suchte das Hotel auf, aber sein Gang war so unsicher und taumelnd, daß der Beamte ihm unbemerkt folgte, um ihm nötigenfalls helfend beispringen zu können.

Als die Vermittlerin am nächsten Morgen um halb elf zu ihm schickte, um ihm sagen zu lassen, er werde bereits voll Ungeduld von seiner Braut erwartet, fand der Page, der zu ihm ins Zimmer ging, um die Bestellung auszurichten, ihn tot auf dem Boden liegen.

Mit seinem alten Armeerevolver, der in Berlin stets neben seinem Bette lag und den er auch auf allen seinen Reisen bei sich führte, hatte er sich mitten ins Herz geschossen.



IX.

Rhaden hatte in der ganzen Zwischenzeit lediglich seinem Beruf gelebt und von Elmholz nichts gesehen und gehört. Mehr als einmal war er in Versuchung gewesen, ihm zu schreiben und ihn um seinen Besuch zu bitten, hatte es dann aber immer wieder unterlassen. Der Freund machte, wie Rhaden es nannte, augenblicklich eine schwere Krisis durch: der anständige Mensch in ihm kämpfte mit dem schlechten, das gute Element mit dem bösen. Das mußte er allein mit sich abmachen, da konnte ihm kein dritter helfen. Und wenn Rhaden auch oft voller Sorge an den alten Kameraden dachte, so glaubte er doch, darauf schwören zu können, daß der gute Kern, der in ihm steckte, schließlich doch die Oberhand gewinnen würde.

Und daß er sich in der Vermutung nicht irrte, das bewies ja der Selbstmord des Freundes.

Rhaden war vollständig fassungslos, als er eines Abends aus den Zeitungen das Nähere erfuhr. Er wußte garnicht, daß Elmholz in Karlsbad gewesen war, was er in der letzten Zeit tat und trieb, war ihm völlig

unbekannt, so traf ihn die Nachricht wirklich wie ein Schlag.

Mit allen Details wurde über den Selbstmord in dem Blatt berichtet. Am Abend vorher hatte der Verstorbene sich mit einer auffallend hübschen, sehr liebenswürdigen und sehr reichen Dame verlobt, er hatte stundenlang mit seiner Braut und einer befreundeten Dame beim Souper gesessen, ohne daß ihm jemand auch nur die geringste Erregung anmerkte, mit einem zärtlichen Kuß und einem frohen „Auf Wiedersehen morgen“ hatte man sich getrennt, und wenig Stunden später war er als Leiche in seinem Zimmer aufgefunden worden. Man stand vor einem psychologischen Rätsel, das man sich nicht zu erklären vermochte, und der Tote hatte auch keinerlei Aufzeichnungen hinterlassen, die darüber Aufschluß gaben, was ihn zu diesem unglückseligen Schritt veranlaßte.

Aber wenn die Welt es auch nicht wußte, Rhaden glaubte die Gründe, die den anderen in den Tod getrieben, sehr genau zu kennen. Der hatte es im letzten Augenblick doch nicht fertig gebracht, sich an eine Frau zu verkaufen, die er nicht liebte, und hatte einen nach den Anschauungen seines Kreises ehrenvollen Tod einem ehrlosen Leben vorgezogen.

Und so sehr Rhaden unter der schrecklichen Nachricht litt, er vermochte trotz allem ein Gefühl der Erleichter-

ung und Befreiung nicht loszuwerden. Er konnte jetzt wenigstens an den Freund zurückdenken, ohne ihn verachten zu müssen, denn als ein anständiger Mensch war er aus dem Leben geschieden.

Wie immer, wenn sein Herz voll war, setzte er sich auch heute hin, um an Fräulein Krammer zu schreiben. Er sandte ihr die Zeitungsnotizen und schrieb erklärend das Nähere dazu: er erwähnte das letzte Zusammentreffen mit Elmholz, die Warnungen, die er ihm mit auf den Weg gegeben habe, und wie er nun trotz aller Trauer doch glücklich wäre, daß der Verstorbene an seiner Ehre keinen Schaden genommen habe. Viele würden ihn jetzt vielleicht wegen seines Selbstmordes verdammen, aber alle anständigen Menschen hätten ihn verdammen müssen, wenn er sich um des Geldes willen an eine Frau verkauft hätte.

Dann berichtete er von seiner eigenen Tätigkeit. Das Leben nahm für ihn seinen regelmäßigen Fortgang, er hatte manche Erfolge zu verzeichnen, aber auch die Enttäuschungen fehlten nicht.

„Es ist jetzt für uns eine schlechte Zeit, alle Menschen sind verreist, Sie an der Spitze, — die anderen können meinetwegen fortbleiben, so lange sie wollen, aber hoffentlich kommen Sie bald wieder zurück. Ich weiß selbst nicht, wie ich darauf verfalle, — es ist ja natürlich Unsinn, aber an solchen Gedanken ist wohl die Einsam-

keit schuld, — ich denke immer, Sie müßten in diesen Tagen wieder hierherkommen, manchmal glaube ich sogar, daß wir am nächsten Donnerstag meinen Geburtstag zusammen feiern werden. Das ist ja an und für sich ein ganz gleichgültiger Tag, aber trotzdem, wir Menschen sind ja nun einmal alle Egoisten.

Und da ich nun doch einmal bei meinem Geburtstag bin, — von dem ich Ihnen absichtlich schreibe, da ich Ihren Glückwunsch, den einzigen, den ich wohl überhaupt erhalten werde, nicht entbehren möchte, — ich hätte eine große Bitte: wollen Sie mir Ihr Bild schenken, das Sie mir einmal zeigten? Ich meine die Aufnahme, die Sie in Paris haben machen lassen. Wie oft habe ich Sie nicht schon in Gedanken darum ersucht, aber heute tue ich es wirklich und gelobe Ihnen, daß kein anderer Mensch als ich die Photographie jemals zu sehen bekommen wird. Selbst vor den Augen meiner Wirtin werde ich sie zu verbergen wissen."

Als Rhaden diese Zeilen abgesandt hatte, ahnte er nichts von dem Sturm der verschiedenen Gefühle, die sie in Daisys Brust auslösen sollten.

Aus jedem Wort seines Briefes glaubte sie herauszuhören, daß er sie liebe. Sie fürchtete und hoffte zugleich doch immer, er würde einmal ein Wort schreiben, das ihr Klarheit und Gewißheit über seine Empfindungen bringen sollte, — aber nein.

Wohin sollte diese Korrespondenz führen? Das hatte sie sich schon tausendmal gefragt. Liebte er sie wirklich nicht, oder wagte er nur nicht, es sich und ihr einzugestehen?

Daß sie selbst ihn liebte, glaubte sie schon lange zu wissen, wenn sie auch manchmal dagegen ankämpfte, aber die Gewißheit ward ihr, als sie von seinem Geburtstag las.

Nein, den sollte und durfte er nicht allein erleben. Er hatte ja niemand auf der Welt außer ihr, denn nun war auch sein letzter Freund dahingegangen.

Sie sah ihn ganz deutlich in seiner kleinen Wohnung sitzen, — kein Mensch, der ihm zum Geburtstag eine Freude machte, keine Blume, die seinen Tisch schmückte, niemand, der ihm an diesem Tag ein liebevolles Wort sagte.

Und nicht einmal das Bild, das er erbat, konnte sie ihm schicken; sie hatte es nicht bei sich, das lag wohlverwahrt in ihrer Berliner Wohnung.

„Er soll an diesem Tag nicht allein sein, ich fahre zu ihm.“ Sie erschrack selbst über diesen Entschluß, und von neuem begannen die Zweifel: Ja, liebe ich ihn denn wirklich? Täusche ich mich denn nicht? Und liebt er mich denn überhaupt? Denkt er denn daran, mich zu lieben?

Dann malte sie sich sein Gesicht aus, wenn sie plötzlich zu ihm in das Zimmer treten würde.

Und sie klatschte vor Vergnügen in die Hände: wie würde er sich freuen!

Aber was dann, wenn er sie fragte, was sie so plötzlich nach Berlin zurückführte? Den wahren Grund konnte sie ihm doch nicht nennen, bevor sie nicht genau wußte, wie es um ihr und auch um sein Herz stand.

Sie erfand sich schnell eine Ausrede; sie würde einfach sagen, sie hätte geschäftlich zu tun, eine Hypothekensache oder etwas ähnliches, ihr würde schon zur gegebenen Zeit ein plausibler Vorwand einfallen.

Sie freute sich wie ein Kind darauf, ihn zu überraschen.

Vor allen Dingen aber eins. In dem Augenblick des Wiedersehens würde sie sich endlich klar werden über ihre eigenen Gefühle und sofort wissen, ob sie ihn wirklich liebte oder ob es doch nur Freundschaft war, die sie für ihn empfand? Was hatte es für einen Zweck, daß sie sich diese Frage immer wieder vorlegte, daß sie nächtelang wach lag und sich den Kopf zermarterte? Die Antwort, die sie dann fand, hielt sie doch nie für die richtige, und das Grübeln begann stets von neuem.

Seit wann liebte sie ihn denn überhaupt? Oder seit wann glaubte sie wenigstens ihn zu lieben? Auch das wußte sie nicht.

Ihr fiel das alte Wort ein: Und sprich, wie kommt die Liebe? Sie kommt nicht, sie ist da.

Aber davon wollte sie nichts wissen. Einem poetisch sentimental jungen Mädchen konnte es vielleicht passieren, daß über Nacht die Liebe in ihrem Herzen aufging, aber ihr nicht. Sie war doch ein erwachsener, selbständiger Mensch mit einem klaren Kopf und klugen Verstand, alles Schwärmerische lag ihrem Wesen ja ganz fern.

Für alles, was Sentimentalität hieß, hatte sie nie Verständnis gehabt, und ganz einfach verliebt haben konnte sie sich also unmöglich in ihn. Es mußte wohl schon seine Energie sein, mit der er sein Schicksal zu meistern versuchte, seine vornehme Gesinnung, die aus seinen Worten und Taten sprach, die es ihr angetan hatten.

Und ohne daß sie sich eingestand, liebte sie ihn auch um der Bewunderung und Verehrung willen, die er ihr unentwegt in so absolut feiner und diskreter Weise zollte.

„Was meine Freunde wohl sagen, wenn ich plötzlich bei dieser Gluthitze nach Berlin fahre? Die werden mich für verrückt halten.“

Es machte ihr Spaß, sie lachte fröhlich bei dem Gedanken an die verdutzten Gesichter der anderen auf.

Und ihre Erwartungen wurden in der Hinsicht

nicht getäuscht. Wenn Daisy einen Wahnsinnsanfall bekommen hätte, würden die Freunde sie nicht entsetzter haben ansehen können, als in dem Augenblick, da sie bei Tisch plötzlich ganz ruhig erklärte: „Ich fahre morgen früh um acht Uhr auf drei Tage nach Berlin.“

Und sie fuhr wirklich. Niemand hatte versucht, sie zurückzuhalten, und trotzdem sie nur ein paar Tage fortbleiben wollte, nahm sie nicht nur ihre ganzen zahllosen Koffer, sondern auch ihre Alma mit zurück: „Bei uns zu Hause ist es jetzt so ungemütlich, Alma, da muß erst ein paar Tage ordentlich gelüftet werden, wir wohnen so lange im Hotel Adlon.“

Bei einer wahrhaft tropischen Hitze saß sie im Coupé erster Klasse, völlig aufgelöst vor Ermattung. Sie mußte ihn doch wirklich sehr lieb haben, daß sie bei dieser Glut seinetwegen nach Berlin fuhr, anstatt oben am kühlen Riessersee zu bleiben. Und während der Fahrt fiel ihr plötzlich ein, daß sie in der Unruhe vergessen hatte, ihm zu schreiben oder ihm wenigstens telegraphisch zu seinem Geburtstag zu gratulieren.

Sie erschrak. Gleich auf der nächsten Station wollte sie das Versäumte nachholen. Der Schaffner oder der Kellner des Speisewagens würden ihr die Depesche schon besorgen.

Aber nein, das ging ja nicht, dann vermochte er sich nicht zu erklären, daß sie nicht mehr am Riessersee

sei, er würde sich den Kopf darüber zerbrechen, warum sie dort fortging, und nie und nimmer durfte er auf den Gedanken kommen, daß sie in der Eisenbahn säße und nach Berlin führe, dann war es mit der ganzen schönen Überraschung zu Ende.

In den langen Stunden, die sie in der Bahn saß, dachte sie immer wieder darüber nach, wie sich das Wiedersehen wohl gestalten würde, und ohne sich darüber klar zu werden, daß sie fest an eine Verlobung glaubte, schmiedete sie schon allerlei Pläne für die Zukunft. Als ihr Verlobter, als ihr Gatte konnte er natürlich unmöglich in seiner jetzigen Stellung bleiben. Aber um seiner selbst willen würde sie ihren Vater bitten, ihm einen anderen Posten zu besorgen, der seiner gesellschaftlichen Stellung besser entsprach und ihm ein höheres Einkommen verschaffte. Sie war ja allerdings reich genug, um auch ohne seinen Verdienst leben zu können, aber sie selbst wollte keinen Mann, dem es an Arbeit und Tätigkeit fehlte, und sie wußte, es würde ihm entsetzlich sein, als ein Nichtstuer an ihrer Seite dahinzuleben und die Empfindung zu haben, sich von ihr ernähren zu lassen.

Unterdessen war Rhadens Geburtstag angebrochen, und wenn ihm auch kein Mensch einen Glückwunsch sandte, wenn sogar Daisys Brief, den er mit Sicherheit schon in der Frühe erwartet hatte, ausblieb, so

schien ihm der Tag doch eine große Freude bringen zu wollen.

Er saß in seinem Bureau und erledigte schriftliche Arbeiten, denn er hatte heute zufälligerweise keine Besuche außerhalb zu machen, als sich plötzlich der Rittmeister bei ihm melden ließ. Rhaden war nicht gerade angenehm überrascht. Sicher kam der nur, um von neuem eine Anstellung durch seine Vermittlung zu erbitten, Es war wirklich nicht möglich, ihn jetzt hier unterzubringen, und es berührte ihn schmerzlich, ihm eine neue Enttäuschung bereiten zu müssen.

Im allgemeinen war es natürlich nicht üblich, während der Bureaustunden private Besuche zu empfangen, aber er ließ ihn trotzdem in das kleine Empfangszimmer bitten.

Rhaden glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er seinem Besucher gegenüberstand. Der schien ein neuer Mensch geworden zu sein; mit fröhlichen Augen blickte er in die Welt, und sein ganzes Äußeres verriet, daß es ihm gut ging.

„Rittmeister, Sie haben wohl das große Los gewonnen?“ begrüßte Rhaden ihn, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, und streckte ihm zum Willkommen beide Hände entgegen.

„Hat sich was mit dem großen Los,“ meinte der Rittmeister lachend, „das wäre mir schon lieber. Aber

ich bin auch so zufrieden, ich habe nun doch noch eine Anstellung gefunden."

Rhaden reichte ihm, Glück wünschend, die Hand: „Das freut mich viel mehr, als ich Ihnen sagen kann. Und darf man wissen, wie sich das so plötzlich gemacht hat?“

Anstatt gleich zu antworten, holte der Rittmeister seine Briefftasche hervor und entnahm dieser ein Zeitungsblatt, das er dem anderen reichte: „Hier, lesen Sie mal – da, die blau angestrichene Annonce.“

Und Rhaden las: Vornehmer Berliner Klub sucht umgehend einen Direktor, möglichst früherer Offizier. Anfangsgehalt dreitausend Mark, später mehr. Gefl. Offerten etc. etc.

Rhaden reichte das Blatt zurück: „Und den Posten haben Sie bekommen, Herr Rittmeister?“

„Hab' ich,“ bestätigte der, während er seine Briefftasche wieder einsteckte. „Allerdings, bis an mein Lebensende wird es mir ein Rätsel bleiben, warum man gerade mich gewählt hat. Ich habe nach meiner Anstellung all die anderen Bewerbungsschreiben in Händen gehabt. Lieber Freund, so wahr ich hier sitze, auf diese eine Annonce hin, die doch nicht mal besonders groß und auffällig gedruckt ist, sind dreihundertsiebenundsechzig Offerten eingegangen. Verabschiedete Excellenzen und Staboffiziere, Assessoren und Regierungsräte

a. D., alle haben sich darum beworben, und ich glaube beinahe, daß das Los da schließlich entschieden hat. Sonst weiß ich wirklich nicht, warum die Wahl gerade auf mich fiel."

„Darüber würde ich mir an Ihrer Stelle nicht weiter den Kopf zerbrechen," meinte Rhaden, „sondern froh sein, daß Sie endlich etwas gefunden haben."

„Bin ich auch," stimmte der Rittmeister ihm lebhaft bei. „Und vor allen Dingen ist die Stellung wirklich sehr gut. Die dreitausend Mark Gehalt sind sozusagen ganz nebensächlich. Die Hauptsache ist die Provision, denn ich bin am Reingewinn des Klubs beteiligt und kann, wenn ich Glück habe, zehntausend Mark und mehr hinzuverdienen."

Rhaden schlug vor Erstaunen die Hände zusammen: „Und da sagten Sie vorhin, Sie hätten nicht das große Los gewonnen?! Da haben Sie ja beinahe ein Einkommen wie ein Minister."

„Wenn es gut geht, sogar noch mehr," meinte der andere; dann sah er sich um, ob sie auch vor jedem Lauscher sicher wären, und setzte gleich darauf hinzu: „Sagen Sie mal, Rhaden, hätten Sie nicht Lust, mal in meinen Klub zu kommen? Hier haben Sie die Adresse." Er reichte ihm eine Visitenkarte. — „Sie sind doch früher auch eine große Jeuratte vor dem Herrn gewesen und Sie sind nun doch, Gott sei Dank, wieder in der

Lage, daß Sie sich hin und wieder einmal ein kleines Spiel erlauben können."

„In den Klub will ich gern einmal kommen, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen tun kann," erwiderte Rhaden, „aber die Zeiten, in denen ich eine Karte zur Hand nahm, — und wäre es auch nur, um einen harmlosen Skat zu spielen, — sind vorbei für immer."

Aber so leicht ließ der Rittmeister sich nicht abweisen: „Lieber Freund, das hat schon mancher gesagt. Kommen Sie nur erst mal zu uns, und wenn Sie dann sehen, wie den anderen das Glück günstig ist, werden Sie selbst auch schon wieder Lust bekommen."

Doch Rhaden blieb standhaft. „Und wenn nicht nur der Teufel, sondern die schönste Teufelin der Welt mich in Versuchung führen wollte, es gelänge ihr doch nicht."

Der Rittmeister machte ein ganz betrübtes Gesicht: „Schade, ich dachte aus Freundschaft zu mir könnten Sie Ihren Grundsätzen schon einmal untreu werden."

„Aber was hätten Sie denn davon?" fragte Rhaden ganz verwundert.

Von neuem sah der Rittmeister sich um, ob sie auch allein wären, dann sagte er: „Aber Rhaden, wovon soll ein Klub denn existieren, wenn nicht gejeut wird? Glauben Sie, daß die paar Mark Mitgliedsgelder die enormen Unkosten decken? Das Kartengeld ist doch

die Hauptsache. Und je höher das Kartengeld, desto mehr verdiene ich an Provision. Das ist in vielen anderen Berliner Klubs auch so, wenn es natürlich auch offiziell immer heißt: der Direktor bezieht weiter nichts als sein Gehalt."

Rhaden fing allmählich an, zu begreifen: „Da ist es also in erster Linie Ihre Aufgabe, Herr Rittmeister, Ihrem Klub neue Mitglieder oder wenigstens solche Gäste zuzuführen, denen es nicht darauf ankommt, ein paar tausend Mark im Jeu zu verlieren?“

„Na, endlich wird es bei Ihnen Tag.“ meinte der Rittmeister etwas verlegen lachend, und da er aus den Worten des anderen einen schweren Vorwurf heraushörte, fuhr er fort: „Lieber Freund, glauben Sie, daß es mir angenehm ist, auf den Spielerfang auszugehen? Daß mir als Offizier a. D. das doppelt schwer wird? Als ich dahinterkam, worin meine Tätigkeit eigentlich bestand, habe ich zuerst daran gedacht, die Stellung wieder aufzugeben. Man hat doch schließlich auch seine Grundsätze und seine eigenen Anschauungen über manche Dinge. Aber dreitausend Mark im Jahr sind eine Menge Geld, und dann die Provision! Vor allen Dingen bin ich aber nicht der einzige Offizier a. D., der einen solchen Posten bekleidet. Ich habe mich da genauer erkundigt und könnte Ihnen die Namen der anderen Herren

nennen. Na, und wenn die es mit ihrer Ehrer für vereinbar halten, warum soll ich da feinfühlicher sein?"

Rhaden wußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte. „Gewiß ja,“ meinte er endlich, „das ist eben Gefühlssache, aber mir läge so etwas nicht; lieber würde ich jeden anderen Beruf ergreifen.“

„Aber erst finden,“ meinte der Rittmeister, „Sie wissen ja selbst, daß ich mir Hacken und Zehen abgelaufen habe, um sonst etwas zu finden.“ Und dann plötzlich auf den Zweck seines Besuches zurückkommend, fragte er: „Und Sie wollen also wirklich nicht einmal bei uns spielen?“

Rhaden blieb auch jetzt bei seiner Weigerung: „Es geht wirklich nicht.“

Der Rittmeister erhob sich von seinem Platz: „Dann will ich Sie nicht länger stören; auch meine Zeit ist knapp bemessen. Von nachmittags drei Uhr an bis Abends um elf, einmal in der Woche bis morgens fünf Uhr, muß ich im Klub sein; es bleiben mir also nur die Vormittagsstunden, um meine Besuche zu machen.“

Er wandte sich zum Gehen, in der Tür drehte er sich noch einmal um: „Aber nicht wahr, Rhaden, das versprechen Sie mir: wenn Sie auch nicht selbst kommen, Sie haben doch sicher viele Bekannte, die gerne einmal ein Jeu machen, denen empfehlen Sie, bitte, unseren

Klub, so oft sie dazu Gelegenheit haben. Darauf kann ich mich doch wenigstens verlassen?" —

Wenig später war Rhaden wieder allein, und er atmete erleichtert auf. Seine erste große Freude hatte sich nur zu bald in Trauer und Bestürzung verwandelt. Wie konnte der Rittmeister einen solchen Posten annehmen? Gewiß, die Not war groß, und er hatte Frau und Kind zu ernähren, aber trotzdem — — —

Und was gab es in diesem großen Berlin für Existenzen, von denen er sich auch heute noch keine rechte Vorstellung zu machen vermochte!

Seine Stimmung wurde um so gedrückter, je länger er darüber nachdachte. Es lag nun einmal in seiner Natur, daß er sich um das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen fast mehr sorgte, als um das eigene, und er hatte doch wirklich mehr als genug mit sich selber zu tun. Es war geschäftlich eine sehr flauere Zeit, und die wenigen Abschlüsse, die in Aussicht standen, realisierten sich auch nicht immer.

Und doch, wie gut hatte er es nicht noch im Vergleich mit zahllosen anderen.

Das gab ihm schließlich seine frohe Laune zurück, und den heutigen Tag wollte er sich wirklich auch nicht unnütz durch traurige Gedanken verderben lassen.

Aber als er dann am Nachmittag nach Hause kam, war es mit seiner guten Stimmung doch wieder vor-

bei. Daisy hatte ihm nicht geschrieben, gerade am heutigen Tage fehlte ihr Brief. Er vermochte es sich nicht zu erklären. War sie krank, oder lag wieder eine Bummerlei der Post vor?

Vielleicht, daß um acht Uhr noch ein Brief kam.

Er las eine Zeitung, aber ungeduldig horchte er dabei nach der Tür, ob der Postbote nicht käme.

Statt dessen erschien plötzlich ein Bote von Borchardt, mit einem schweren Korb beladen.

Rhaden weigerte sich, die Sachen anzunehmen, aber der Bote blieb dabei, es wäre bestellt, und bezahlt und die Adresse stimmte.

Niemand anders als Daisy konnte die Spenderin sein. Sie mußte vom Riessersee aus die Sachen bestellt haben, damit er seinen Geburtstag mit einem festlichen Mahl feiern können. Delikatessen aller Art, Sekt und andere Weine kamen zum Vorschein, als die Wirtin nun den Korb auspackte.

Also hatte sie doch an ihn gedacht — das freute ihn viel mehr, als das Geschenk selbst.

„Na, Herr Leutnant,“ meinte die Wirtin, „nun lassen Sie sich's heute abend einmal wirklich gut schmecken, denn dieser ewige kalte Aufschnitt muß Ihnen doch schon längst zum Halse heraushängen. Ich werde gleich Eis besorgen, damit der Champagner kalt wird, — da drüben der Schlächter gibt mir schon was, — und dann

trinken Sie mal feste auf Ihr Wohl. Das schadet Ihnen garnichts, wenn Sie mal einen gehörigen Rausch kriegen, denn daß der Mensch zu solide ist, ist auch nicht gesund."

Eine halbe Stunde später deckte die Wirtin den Tisch. Ein Sektkübel war nicht vorhanden, so stand der Wein in einem Blecheimer.

„Wenn es nur Sekt ist, Herr Leutnant, und wenn er nur kalt ist, das bleibt die Hauptsache, und hier aus diesen Wassergläsern wird er auch schon gut schmecken."

Da klingelte es draußen an der Tür: „Der Postbote."

Rhaden wollte hinauslaufen, aber die Wirtin hielt ihn zurück: „Essen Sie nur ruhig weiter, ich werde Ihnen den Brief schon hereinbringen."

Aber statt der Wirtin stand Daisy plötzlich auf der Schwelle.

Rhaden saß da, unfähig, sich zu rühren, unfähig, zu sprechen, er starrte sie an wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

Ein glückliches Lächeln umspielte ihren Mund: die Überraschung war ihr also gelungen, und mit leichten Schritten trat sie auf ihn zu.

Aber er rührte sich immer noch nicht.

„Daisy," sagte er endlich, „Daisy!"

Das war alles. Er suchte vergebens nach Worten, die Freude schnürte ihm die Kehle zu.

Dann aber sprang er auf, und zitternd erfaßte er ihre beiden Hände, die sie ihm entgegenstreckte.

„Sie hier?“

Schelmisch lächelnd sah sie ihn an: „Ist das der ganze Gruß, den Sie für mich haben? Ist es Ihnen nicht recht, daß ich kam? Und Ihretwegen habe ich doch nur die weite Reise gemacht, damit Sie nicht allein an Ihrem Geburtstag —“

Sie hielt erschrocken inne, nun hatte sie ja doch verraten, was sie hierherführte, und noch im Automobil hatte sie sich eine ganz verwickelte Hypothekengeschichte zurechtgelegt, die ihm ihre Anwesenheit hier als unbedingt notwendig erscheinen lassen sollte.

Aber es war doch gut, daß sie die Wahrheit sprach, denn sie sah ja die Veränderung, die jetzt mit ihm vorging. Er, der sich sonst so in der Gewalt hatte, zitterte und bebte am ganzen Körper, und plötzlich sank er auf einen Stuhl nieder, vergrub das Gesicht in beide Hände und weinte wie ein Kind.

Sie trat zu ihm und streichelte mit ihrer zarten Hand leise sein weiches Haar. „Weine nicht,“ bat sie, „denn nun gehe ich nicht wieder fort. Wenn du willst, bleibe ich immer bei dir.“

Er hob den Blick und sah zu ihr auf: „Sagst du das auch nicht nur im Scherz? — Du weißt ja nicht, daß ich

dich liebe, seit Wochen und Monaten, seit dem Tage, an dem ich dich zum ersten Male sah."

Sie hatte ihren Arm um seinen Hals geschlungen und schmiegte sich an ihn: „Und du hast trotzdem geschwiegen die ganze Zeit, und wenn ich heute Abend nicht zu dir gekommen wäre, ich glaube, ich hätte es nie erfahren."

„Nie, nie, so wahr ich lebe! Wie hätte ich es wagen können, dir von meiner Liebe zu sprechen?"

Liebkosend fuhr sie ihm mit der Hand über Stirn und Wangen: „Sage es mir noch einmal, daß du mich lieb hast, — so lieb, wie ich dich."

Mit seinen großen, ehrlichen Augen sah er sie fest an: „Ich liebe dich."

Da beugte sie sich über ihn und küßte ihn auf den Mund.

Dann mußte er ihr erzählen, und während er sprach, sah sie sich in seinem Zimmer um. Wie arm und elend er wohnte, diese niedrige Stube, die so einfachen Möbel! Sie verglich damit den Luxus, der sie selbst umgab. Und zum ersten Mal freute sie sich wirklich ihres Reichtums. Jeden seiner Wünsche wollte sie erfüllen, unaufhörlich für ihn sorgen, ihn für alles Leid und alle Entbehrungen der letzten Monate entschädigen und ihm, der so ganz allein stand, das Höchste geben, was sie besaß: ihre Liebe.

Durch die geöffnete Balkontür drang helles Lachen und fröhliches Musizieren.

Hand in Hand traten sie hinaus. Die unerträgliche Hitze des Tages war gewichen, es war ein schöner, angenehmer Abend. Der Mond war im Aufgehen begriffen, vereinzelt leuchteten schon die Sterne am Himmel. In dem Dämmerlicht hoben sich die verschiedenen Balkons des Hauses fast magisch ab, überall brannten Windlaternen, nur ganz vereinzelt hie und da eine elektrische Flamme. Leise klang das Plätschern des Springbrunnens zu ihnen hinauf. Überall saßen frohe glückliche Menschen. Lachen und Scherzen erklang und zwischendurch die Laute einer Gitarre oder einer Zither.

Zärtlich an ihn geschmiegt, seine Hand in der ihrigen, lehnte sie sich an seine Schulter.

Ein lustiger Sänger stimmte das Lied an: „Schöne Mädchen, schöne Mädchen kenne ich drei an der Zahl, die eine herz' ich, die zweite küß' ich, die dritte heirat' ich a mal!“

Sie mußten beide über den Jodler lachen, mit dem er schloß.

Dann aber wurden sie wieder ernst, und sich noch fester an ihn schmiegend, bat sie: „Sage mir noch einmal, daß du ganz glücklich bist.“

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „So

glücklich, wie es nur ein Mensch sein kann. Und doch hätte ich einen Wunsch."

Verwundert sah sie ihn an. Er legte den Arm um sie: „Ich wollte, du wärest arm, und ich wünschte mir, daß ich für dich arbeiten könnte und dürfte vom Morgen bis zum Abend, um dir durch meiner Hände Arbeit beweisen zu können, wie lieb ich dich habe."

Da ging ein grenzenloses Glücksgefühl durch ihre Brust, denn sie wußte, er sprach die Wahrheit.